
Im Sattel durch Indo-China
von
Otto E. Ehlers


Exlibris
Rudolph Soltmann.

Im Sattel durch Indo-China.

Von

Otto E. Ehlers.

Mit Illustrationen.

Erster Band.

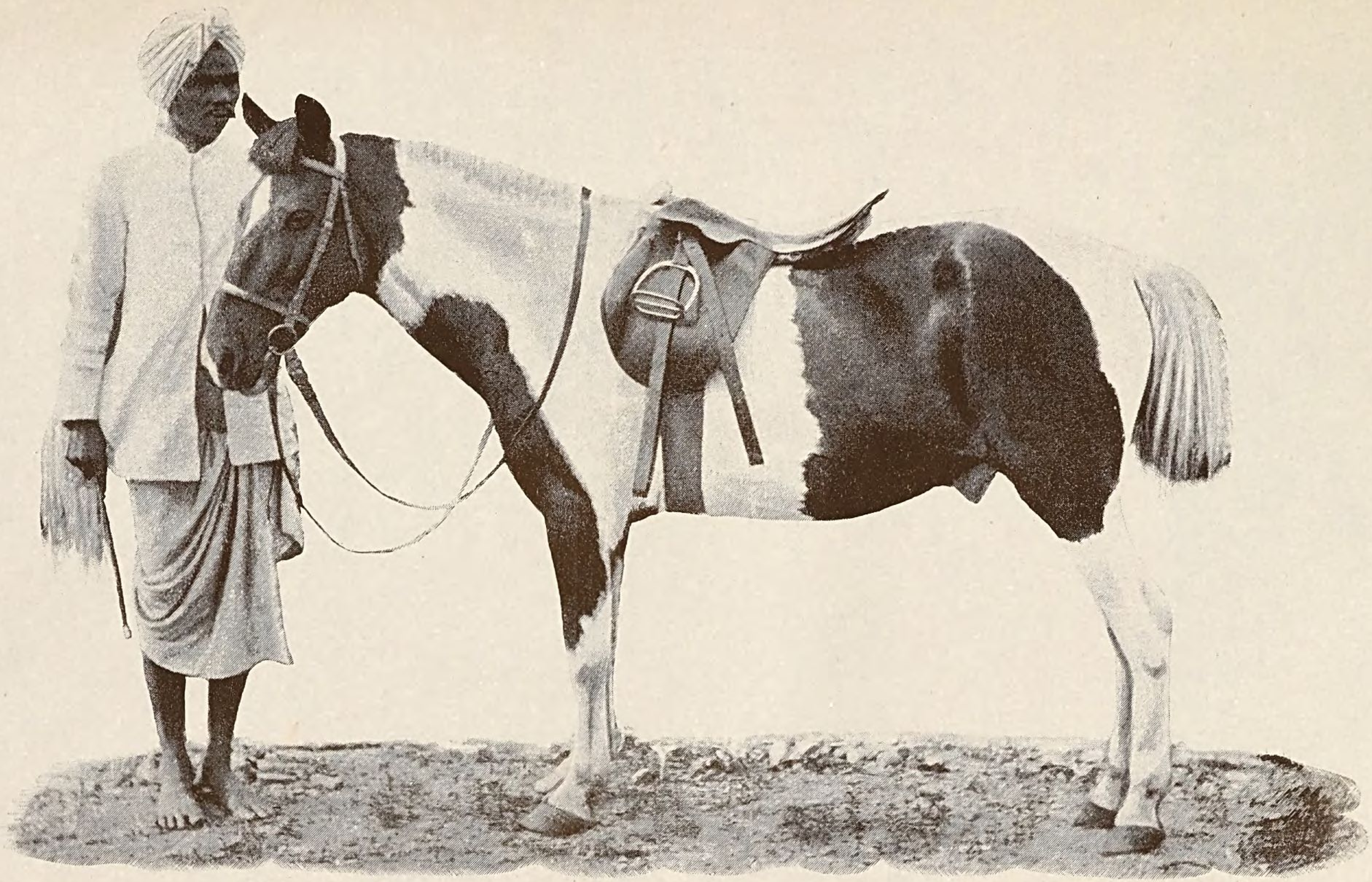
Vierte Auflage.

Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1896.

Inhalt.

Wer all' und jeder Fessel frei
Gleich mir die Welt durchmißt
Und sagt, daß er nicht glücklich sei,
Verdient nicht, daß er's ist.

Capri, April 1894.



Radja mit Vadiwal.

Vorbereitungen zur Reise.

Von Kaschmir nach Siam, quer durch Indien von West nach Ost zu reiten, das war die Aufgabe, die ich mir — in Ostafrika des langen Haderns müde — im Juli 1890 gestellt hatte, sobald ich, von Sansibar kommend, in Bombay indischen Boden unter den Füßen fühlte. Im August genannten Jahres brach ich von Kaschmir auf, marschierte durch die herrlichsten, großartigsten Teile des Himalaya, dann durch die Radjastaaten Chamba, Mundi, Belaspur, Arki, Gurkwal und verbrachte den Dezember in Khatmandu, der zwischen den größten Bergriesen unseres Planeten unvergleichlich gelegenen Hauptstadt des Europäern bis heute fast hermetisch verschlossenen Königreiches Nepal. Von hier führte mein Weg mich weiter durch Nord-Bengalen und Kuch Behar nach Assam, dann durch die Garo-Khassia- und Naga-Berge nach dem damals noch unabhängigen Staate Manipur, in dessen Hauptstadt ich, gleichzeitig mit den englischen Truppen, die gekommen waren, den Tod des Chief Commissioners von Assam zu rächen, der mit den ihn begleitenden Beamten und Offizieren kurz zuvor von den Manipuris in grausamster Weise niedergemetzelt worden war,

zwischen rauchenden Trümmern meinen Einzug hielt. Mit den auch aus Burma zu diesem Zwecke herbeigezogenen und nunmehr in ihre Garnisonen zurückkehrenden Truppen erreichte ich später Mandalay und beabsichtigte von dort über Bhamu durch die nördlichen Schanstaaten, Laos und Siam marschierend nach Bangkok zu gelangen.

Der Südwestmonsun und die mit diesem eintretende Regenzeit vereitelte meinen Plan insofern, als sich die Unmöglichkeit herausstellte, während der Zeit vom Juli bis Ende Dezember Lasttiere irgend welcher Art oder Träger zu erhalten. Die Regenperiode selbst erreicht zwar in der Regel ihr Ende bereits Mitte Oktober, aber die dann folgenden ersten Wochen der trockenen Jahreszeit, während deren unter den Strahlen der glühenden Tropensonne die vom Erdreich aufgesogenen Wassermassen verdunsten und die ganze Oberfläche des Landes sich in einem Prozesse der Gährung und Fäulnis befindet, sind der Entwicklung von Fieber- und sonstigen unbeliebten Bazillen in einer Weise günstig, daß jeder Karawanenverkehr in Burma aufhören muß. Daß es in Siam nicht besser aussah, erfuhr ich aus einem Schreiben des Herrn Dr. Kempermann, unseres Ministerresidenten in Bangkok, der mir für den Fall, daß ich vor Ende Dezember aufbrechen sollte, den sicheren Tod in Aussicht stellte.

Nun bin ich zwar leidenschaftlicher Reisender und lasse mich durch Hindernisse so leicht nicht zur Abänderung meiner Vorsätze bestimmen, aber mein Leben lassen, mein mit jedem Tage mir kostbarer erscheinendes Leben? Nein! Soviel hatte ich nicht Lust ins Geschäft zu stecken, diesen Preis war die Sache nicht wert, und ich entschloß mich daher bis zur geeigneten Stunde zu warten und die für mich frei-

werdenden Monate zu einem Besuche der Andamanen und Nicobaren, Südindiens und Ceylons, sowie zur Niederschreibung meiner bisherigen Erlebnisse auszunutzen.

Meine Reisen auf den Nicobaren nun hätten mich beinahe den gleichen Preis gekostet, der mir für Burma und Siam zu hoch erschienen war. Ein schweres Malariafieber warf mich so danieder, daß ich mich bereits in bedenklicher Nähe der sechs Bretter, welche den Sarg bedeuten, wähnte und überhaupt erst wieder auf die Beine kam, als ich auf dem meerumschlungenen Ceylon, dieser Perle des Indischen Ozeans, vortreffliche Pflege gefunden hatte. Nahezu zwei und einen halben Monat hatte ich hier, anfangs in stiller Beschaulichkeit, dann die paradiesische Insel kreuz und quer durchstreifend, zugebracht. In der ersten Hälfte des Dezember fühlte ich mich wieder ganz der Alte:

Ich fühlte Mut, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen. —

Selbstverständlich hatte ich auch meine Zeit benutzt, so viel Erkundigungen wie möglich über meine fernere Marschroute einzuziehen. Was ich dabei über die Verhältnisse der zu durchquerenden Laos- und Schanstaaten, sowie namentlich über die dort als Tauschwerte gangbaren Waren erfuhr, war herzlich wenig und, wie sich später herausstellte, noch obendrein unrichtig. Eines aber war mir klar, nämlich, daß ich unter allen Umständen mein Gepäck auf ein Minimum beschränken mußte, wenn ich Aussicht haben wollte, schnell vorwärts zu kommen. Ich entschloß mich infolge dessen, auf den Luxus meines bisherigen Zeltes und diverser anderer Bequemlichkeiten zu verzichten und all

mein überflüssiges Gepäck direkt per Dampfer nach Bangkok zu senden.

Auf diese Weise um ein Bedeutendes erleichtert, verabschiedete ich mich von meinem charmanten Wirt, unserm Konsul Herrn Philipp Freudenberg und seinem Bruder Walter, nachdem ich am Abend zuvor von der einzigen historischen Persönlichkeit Ceylons, dem von Ägypten hierher verbannten Arabi Pascha, Abschied genommen hatte, und schiffte mich an Bord der „Lancashire“ ein, eines prächtigen Dampfers der neuen Bibby-Line, der ersten Linie, die London über Aden und Colombo direkt mit Rangun verbindet.

Der Nordwestmonsun hatte mit aller Kraft eingesetzt und pfiff gar lustige Melodien als Aufforderung zum Tanze auf den Raaen unserer vier stattlichen Masten. Die „Lancashire“ ließ sich trotz ihrer Jungfräulichkeit (es war ihre erste Fahrt) schließlich nicht lange nötigen, und wenn sie sich auch als wohlerzogene Tochter Albions nicht gerade hinreißen ließ, einen Cancan auf dem wogenden Meerbusen von Bengalen aufzuführen, so fehlte es ihr in ihren Bewegungen doch nicht an genügender Leidenschaftlichkeit, um sich nicht mit einem Teil ihrer Passagiere bald gründlich zu überwerfen. Am fünften Tage, nachdem wir Colombo verlassen hatten, gegen 4 Uhr nachmittags, begrüßten wir alle mit aufrichtiger Freude die im Sonnenlichte fast das Auge blendende, hoch über die Stadt sich erhebende goldene Pagode, das Wahrzeichen Ranguns, und mit Tagesschluß ankerten wir unmittelbar vor der Stadt im Rangunfluß, einem Seitenarm des Irawadi, um sofort in Dampfschaluppen oder Sampans an Land zu gehen.

Ich begab mich ohne Verzug in mein altes Quartier im Hause der großen deutschen Reisfirma Krüger & Co.,

wo ich gerade rechtzeitig zum Essen eintraf und von meinen alten Freunden mit Hurrah und vollen Gläsern empfangen wurde.

Wenige Tage nach mir langte mein Kaschmirpony Radja aus seiner Sommer- und Herbstfrische Bassein, wo er sich nahezu drei Monate auf üppiger Weide herumgetrieben hatte, in Rangun an. Er hatte sich von den letztjährigen Strapazen sichtlich erholt, war frisch und munter und in vorzüglicher Form.

Pferd und Ausrüstung waren nunmehr vorhanden. Gegen meine Erwartung stieß ich aber bei Anwerbung der notwendigen Dienerschaft auf Schwierigkeiten, wie nie zuvor, trotzdem ich wohlweislich das Ziel meines Marsches verschwieg und angab, lediglich einen Jagdausflug in der Umgegend Moulmeins unternehmen zu wollen. Hatte ich erst einmal die für meine Zwecke passenden Leute gefunden, so wußte ich, daß sie mir später auch weiter folgen würden. Ihnen von vornherein die volle Wahrheit sagen zu wollen, wäre bei der Scheu der Burmesen, ihr Vaterland zu verlassen, eine große Thorheit gewesen. Aber, wie schon bemerkt, selbst für den Jagdausflug nach Moulmein fanden sich keine Liebhaber, und ich mußte schließlich froh sein, als sich nach mehrtägigem vergeblichem Warten zwei ganz konfiszierte Passagiere bei mir einfanden und sich bereit erklärten, mir zu folgen. Der eine, ein für einen Burmesen enorm kräftiger Bursche, nannte sich Lu Pé, war nach seinem sichtlich gefälschten Zeugnis einige Jahre Polizist gewesen und schien das Bedürfnis zu haben, so schnell wie möglich den Staub Ranguns von seinen Füßen zu schütteln. Der zweite, namens Vadiwal, ein aus Madras eingewanderter Jüngling und seines Zeichens Saïs (Pferdeknecht), wies ein ganzes Bündel

ihn sehr wenig empfehlender Zeugnisse vor, während trotz seiner 20 Jahre, alle Laster und Leidenschaften, denen der Mensch im allgemeinen und der Madrassi im besonderen fähig ist, ihre Spuren auf seinem Antlitze eingegraben hatten. Nebenbei hatte er krumme Beine, was bei mir niemals als Empfehlung gilt. Über seine vielen schlechten und wenigen guten Eigenschaften werden wir, da er mich auf der ganzen Expedition bis Hanoi begleitet hat, im Laufe der Erzählung noch manches erfahren, von Lu Pé hingegen schon nach verhältnismäßig kurzer Bekanntschaft Abschied zu nehmen haben.

Dies waren die Perlen, mit denen ich in der Frühe des 22. Dezember Rangun verließ, um einen Marsch von mehreren tausend engl. Meilen durch zum Teil wenig, zum Teil gar nicht erforschtes Land anzutreten. Jeden meiner Freunde würde ich ob eines solchen Beginnens für wahnwitzig erklärt und ihn mit den Worten:

„Es thut mir in der Seele weh,
Daß ich Dich in der Gesellschaft seh“

zurückgehalten haben. Mir selber erwies ich diesen Liebesdienst nicht, sondern tröstete mich mit der Annahme, daß gewerbsmäßige Vagabunden vielleicht die passendsten Reisebegleiter für mich abgeben könnten, mir am ehesten durch dick und dünn folgen und am wenigsten Furcht zeigen würden.

Dem Verkehre zwischen Rangun und Moulmein dient neben anderen Dampfern der mit allem Komfort der Neuzeit eingerichtete, 17 Knoten laufende, der British India Co. gehörende Raddampfer „Rasmara“, auf dem ich für mich, die beiden Vagabunden und Radja Passage genommen hatte. Der Preis für uns alle belief sich für die neun-

stündige Fahrt einschl. meiner Verpflegung auf 51 Mark. Ein sehr hübscher nachahmenswerter Gebrauch an Bord der „Rasmara" ist es, daß der Kapitän des Schiffes seine sämtlichen Passagiere 1. Klasse kurz nach der Abfahrt von Rangun oder Moulmein mit ganz vorzüglichen Cocktails regaliert, eine Sitte, die von dem ersten Kapitän, der das Schiff führte, einem in Burma äußerst beliebt gewesenen, kürzlich verstorbenen Deutschen eingeführt wurde und in pietätvoller Weise von seinem Nachfolger, einem Schotten, aufrecht erhalten wird.

Meine Reisegesellschaft bestand aus einigen englischen Beamten, mehreren chinesischen Kaufleuten und einem sehr hübschen, eleganten, jungen Burmesen. Das letzte Abschiedssignal war gerade gegeben, als ein kleiner, lebhafter älterer Herr mit einem schwarzen Lederkasten unter dem Arm, gefolgt von einer Anzahl Kofferträger, auf der Landungsbrücke erschien und Hals über Kopf an Bord stürzte. Es war Herr Edmund Heuer, ein mir aus Colombo bereits bekannter deutscher Kaufmann aus Manchester, der teils Vergnügungs, teils Geschäfte halber um unseren Planeten kreiste. Herr Heuer ist einer der liebenswürdigsten Reisegefährten, die man sich denken kann, mit lebhaftem Interesse für alles erfüllt, was vorkommt, und stets bereit, den Versuch zu machen, von allem Rätselhaften den Schleier zu lüften.

Wie jeder Reisende, hat natürlich auch Herr Heuer aus Manchester seine besonderen kleinen Liebhabereien und Schwächen. Er leidet an der Bootsmodell- und Photographiersucht. Wo immer er ein eigentümlich gebautes Fahrzeug entdeckt, ruht er nicht eher, als bis er ein Modell von demselben aufgetrieben hat, und was ihm in die Quere

kommt, einerlei wo und was, muß mit Hilfe eines photographischen Apparates auf die Platte gezaubert werden. Der schwarze Lederkasten, den wir soeben gesehen haben, dient diesem Zwecke, und wehe dem, der sich demselben auf Schußweite nähert. Der Apparat ist ein sogenannter „Kodak“, der von seinem Erfinder, der Eastman Co. in London, in allen Blättern der Welt mit den Worten: „You press the button, we do the rest“ angepriesen wird. Nun ist der „Kodak“ zweifelsohne der einfachste Apparat, den man sich denken kann, und jedem Reisenden, dem daran liegt, Scenen und Scenerien zu fixieren und sich Erinnerungsblätter als Beilage zu seinem Tagebuche zu schaffen, wärmstens zu empfehlen. Ein ganz klein wenig mehr, als den Knopf zu drücken, gehört freilich trotz allem auch zu der Kodakphotographie. Da muß in erster Linie eine Walze gedreht werden, um für die Aufnahme eine frische Platte vorzuschieben, dann muß der Momentverschluß aufgezogen, vor allem aber, um überhaupt Licht in die Camera zu lassen, eine Kappe von der Öffnung des Apparates entfernt werden. Dann erst drückt man den Knopf, und die Aufnahme ist erledigt. Man kann hintereinander hundert solcher Aufnahmen machen, ohne den Apparat zu öffnen. Mit der letzten Aufnahme sind die sich auf eine Walze rollenden Papier- oder Gelatineplatten verbraucht, man nimmt in einem dunklen Raume die Rolle heraus, ersetzt sie durch eine neue und schickt, falls man nicht Lust hat, die Platten selbst zu entwickeln, die Rolle mit den Aufnahmen an die Eastman Co. in London „to do the rest“.

Unser verehrter Freund versäumte nun bei seinem Photographieren in der Regel eine der soeben aufgezählten Manipulationen, einmal drehte er die Walze nicht, so daß

eine und dieselbe Platte mehrfach exponiert wurde, ein andermal unterließ er es, den Momentverschluß einzustellen, oder aber er vergaß gar die Filzkappe vom Objektiv zu entfernen, so daß die Platte überhaupt nicht exponiert wurde. Vorschriftsmäßig „pressed" er den „button" einige Dutzend Male den Tag, Eastman & Co. will do the rest, und ich bin außerordentlich gespannt, zu hören, was dabei herauskommen wird. Ich fürchte fast — the rest is silence.

Unter keinen Umständen würde ich übrigens meinen hochverehrten Freund hier als Lichtbildner so vor aller Welt diskreditiert haben, hätte Herr Heuer mir nicht genügenden Grund gegeben, Rache zu nehmen für eine meinem Pony angethane schwere Beleidigung, und Rache ist bekanntlich süß, selbst unter Freunden, selbst wenn sie in diesem Falle kalt genossen wird.

Wir waren gerade dabei — während die „Rasmara" aus der Mündung des Flusses in die blauen Fluten des Golfes von Martaban hineinsteuerte — unseren zweiten Cocktail zu genehmigen, als Vadiwal, der Saïs, mit säuerlich grinsendem Gesichte mir die Meldung erstattete, Radja habe soeben seinen (nämlich des Vadiwal) sämtlichen Proviant in einem unbewachten Augenblicke aufgefressen. Ob ich nicht großmütig genug sein wolle, ihm den Verlust zu ersetzen.

Herr Heuer, der von meinem berühmten Pony schon des öfteren gehört und gelesen hatte, vernahm kaum diese interessante Mähr, als er ausrief: „Was, Ihr Pferd ist an Bord? Das muß ich natürlich photographieren!"; und mit dem schwarzen Kasten unterm Arm eilte er selbigen Augenblicks vom Promenadendeck hinunter auf die „Campagne", gefolgt von mir und Vadiwal.

Da sich außer meinem Radja keine vierbeinigen Passa-

giere an Bord befanden, bot die Auffindung desselben keine weiteren Schwierigkeiten. Trotzdem hielt mein Freund aus Manchester erfolglos Umschau.

„Wo ist denn Ihr Roß eigentlich?" fragte er endlich zu meiner größten Überraschung, da wir unmittelbar vor ihm standen.

Ich stellte meinen Liebling mit gebührender Feierlichkeit vor, worauf Herr Heuer mit dem vollen Brustton der Überzeugung meinte:

Ich habe geglaubt, das sei eine Kuh.

Nun rufe ich alle Hippologen der Welt als Zeugen dafür an, daß mein Radja eines der prächtigsten, kräftigsten, edelsten Gebirgspferde ist, die je mit ihren Hufen die Mutter Erde berührt haben, und dieses Wundertier von einem Pferde, welches mich von Kaschmir bis Burma, vom Jhelam bis an den Irawadi getragen hatte, welches gewohnt war, von seinem Saïs mit dem Titel „Hoheit" angeredet zu werden, diese Berühmtheit unter den Rossen Asiens wurde hier von einem deutschen Kaufmann aus Manchester für eine Kuh angesehen? Das war zu viel, selbst für einen Afrikareisenden a. D., und als Herr Heuer nunmehr, trotz der durch nichts gutzumachenden Beleidigung, diese Kuh obendrein noch photographieren wollte und gerade im Begriff zu sein schien ihr zuzurufen „Bitte, einen Moment recht freundlich", da steckte ich ihm kaltlächelnd den Verschlußpfropfen in die Öffnung seines Lederkastens, und noch bevor er Zeit hatte „to press the button", that ich „the rest", indem ich ihm sein Unglücksinstrument abnahm und dasselbe mit den Worten: „Suchen Sie sich Ihre milchgebenden Motive in anderen Tieren, mein Radja ist für Ihre Kunst zu edel", wieder auf Deck brachte, wo wir mit einem dritten Cocktail den Versuch machten, die

meinem braven Kameraden angethane Beleidigung zu sühnen. Freilich, wie sich denken läßt, vergeblich.

Im übrigen verlief die Fahrt ohne besonderes Ereignis. Die englischen Beamten lagen auf langen Rohrstühlen und gähnten, die Chinesen rauchten Habanna-Cigarren und tranken Portwein, der hübsche Burmese überfütterte einen kleinen Affen mit Bananen, während Lu Pé in einer stillen Ecke seinen Rangun-Abschiedsrausch ausschlief.

Gegen 2 Uhr kamen die Berge von Tenasserim in Sicht, und eine Stunde später befanden wir uns an der Mündung des Salwin.

Zwischen bewaldeten, malerischen Ufern windet sich der Strom in Schlangenlinien durch die Ebene, im Osten und Norden bilden hohe Bergketten einen prächtigen Hintergrund, unzählige Boote mit ihre Netze zum Fang auswerfenden Fischern beleben den Fluß, bald werden auf den vor uns liegenden Höhen einige Pagoden sichtbar, und der Kapitän macht uns auf einen Berg aufmerksam, dem die Engländer den Namen „Duke of Yorks nose“ beigelegt haben, und dessen Konturen thatsächlich eine überraschende Ähnlichkeit mit dem charakteristischen Profil des berühmten Feldmarschalls aufweisen, dann tauchen am linken Flußufer fabrikähnliche Gebäude auf, wir beschreiben eine scharfe Biegung, und das Ziel unserer Fahrt, Moulmein, eine Stadt von 20000 Einwohnern (von denen 10 v. H. Chinesen sind) liegt vor uns mit ihren Holzschneide- und Reismühlen, ihren freundlichen Häusern, stattlichen Klöstern und imposanten Pagoden. Was dem ankommenden Fremdling aber von Moulmein am meisten ins Auge fällt, das sind mehrere hohe gemauerte Schornsteine, aus deren Mündungen grünende Sträucher üppig emporschießen, von keinem Rauch in ihrem Wachstum und

Gedeihen beeinträchtigt, denn schlechte Zeiten haben die Besitzer der Mühlen, zu denen diese Schornsteine gehören, gezwungen, die Arbeit einzustellen und ihre Anlagen lediglich dem alles zerstörenden Zahn der Zeit zu überlassen. Außerordentlich gelitten hat namentlich in den letzten Jahren das Teakholzgeschäft, da unzureichende Niederschläge und infolge dessen der niedere Wasserstand der Flüsse dem Holzflößen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten.

Das Anlegen unseres Dampfers am Landungsstege, das Ausladen der aus über dreißig großen Briefsäcken bestehenden Weihnachtspost, sowie endlich das Landen meines Ponys und Gepäcks, alles das vollzog sich mit dem bei derartigen Anlässen im Orient unvermeidlichen Lärm und Getöse. Herr Heuer war von einem ihm bekannten Herrn in Empfang genommen worden, ich selber kannte niemanden in Moulmein und stand nun, nach einem passenden Lagerplatz Umschau haltend, mit Roß, Sack und Pack und meinen beiden Verbrechern am Ufer; denn ein Gasthof, in dem auch nur halbwegs zivilisierte Menschen wohnen könnten, ist am Orte nicht vorhanden. Der Freund des Herrn Heuer fühlte zum Glück ein menschliches Rühren mit mir und kam, bevor ich noch Zeit gehabt hatte, mich für einen oder den anderen Platz als Lagerstatt zu entscheiden, mich einzuladen, mit meinem Reisegefährten zusammen bei ihm Quartier zu nehmen. Man pflegt sich hier zu Lande in solchen Fällen nicht lange nötigen zu lassen. Jedermann ist so daran gewöhnt, Gastfreundschaft zu üben und zu empfangen, daß man es für ganz natürlich hält, von Leuten, die man nie zuvor oder nur flüchtig gesehen hat, eingeladen zu werden. Wenige Minuten später befanden wir uns denn auch schon im Wagen unseres freundlichen Wirtes, Herrn Schröder, Chefs

der bedeutenden Reisfirma Mohr Brothers u. Co., und rollten durch schmucke Anlagen unserem Bestimmungsorte Belair zu, einer ungemein wohnlichen Villa, nach Landessitte aus Teakholz erbaut und nach allen Seiten hin frei, inmitten eines geräumigen Gartens gelegen.

Die erst vor wenigen Tagen aus Deutschland eingetroffene junge Gattin unseres Gastfreundes empfing uns, und binnen kürzester Zeit fühlten wir uns vollkommen zu Hause. Der folgende Tag ging mit Besuchen bei verschiedenen deutschen Landsleuten und englischen Regierungsbeamten hin, die ich alle in Bewegung zu setzen wußte, mir einen der Schansprache mächtigen Dolmetscher zu verschaffen; denn mit meinen beiden Vagabunden allein weiter zu ziehen, schien mir ein unsicheres Unternehmen, zumal sich im Laufe unserer kurzen Bekanntschaft herausgestellt hatte, daß Lu Pé vom Englischen nicht mehr verstand als: „Yes, Sir“ zu sagen, und auf der anderen Seite Monsieur Vadiwal, der sich als vorzüglicher Kenner der burmesischen Sprache ausgegeben hatte, lediglich im stande war, sich nach den Preisen der ihn persönlich interessierenden Lebensmittel und Alkoholika zu erkundigen.

Der Holzschneidemühle des Herrn Foucar, unsres Konsuls, wurde ein eingehender Besuch abgestattet. Die hier mit Aufschichten geschnittener Bretter und dem Heranbringen von Baumstämmen zu den Sägetischen beschäftigten Elefanten leisten ganz Erstaunliches. Sie hatten, derweil ich nicht müde wurde, ihre wirklich wunderbare Dressur zu bewundern, von Seiten des Herrn Heuer ungezählte photographische Aufnahmen über sich ergehen zu lassen. Auch einige andere Schneidemühlen wurden besichtigt. Alle arbeiteten mit Elefanten, die nach übereinstimmender Aussage

der Angestellten weder durch Maschinen noch durch Menschenkräfte zufriedenstellend ersetzt werden können.

Vielfach hörte man Klagen über den schlechten Geschäftsgang, denn während in den Jahren 1885—89 nie unter 100 000 To. Teakholz ausgeführt wurden, belief sich die letztjährige Ausfuhr auf nur 74 332 Tonnen. Von diesen gingen 15 145 Tonnen nach Europa (hauptsächlich zu Schiffsbauzwecken), der Rest wurde meist nach Indien verschifft. Einig wie über die schlechten Zeiten waren sich auch sämtliche Händler über die Inkulanz der deutschen Regierung d. h. der Marinewerften u. s. w., mit denen sie in Geschäftsverbindung gekommen waren. „Mit England, Frankreich, Italien, kurz mit allen anderen Nationen wickelt sich das Geschäft glatt ab, die Leute sind nicht kleinlich und sehen ein, daß nicht ein Stamm dem anderen bis in alle Einzelheiten gleichen kann, in Deutschland kommt man mit dem Millimeterstabe, nörgelt und mäkelt an allem herum, sucht überall die Preise zu drücken und Abzüge zu machen, kurzum uns in jeder Weise anzuekeln. Wer irgend kann, geht daher einer Lieferung nach Deutschland aus dem Wege und sucht lieber — selbst zu billigeren Preisen — nach anderen Ländern zu liefern."

Neben dem Holzgeschäfte steht die Reismüllerei in Moulmein als Industriezweig obenan. Im Jahre 1890 wurden von hier 67 783 Tonnen Reis, davon etwa $^{1}/_{3}$ nach Europa, der größere Teil des Restes nach China und den Straits Settlements verladen.

In den ausgedehnten Anlagen des vorzüglich geleiteten Gefängnisses machte ich 867 männlichen und 6 weiblichen Gefangenen (mehr befanden sich nicht in der Anstalt) meine Aufwartung und erwarb einige sehr hübsche, charakteristisch

burmesische Holzbildhauerarbeiten. Von freien Männern erstand ich später in der Stadt zu verhältnismäßig billigen Preisen einige reizende Elfenbeinschnitzereien, eine Spezialität Moulmeins.

Einen der schönsten Blicke in ganz Unter-Burma genießt man von der goldenen oder Kyiketenlan-Pagode, die sich auf einer hochgelegenen Plattform erhebt, zu der man auf einer 185 Stufen zählenden breiten Steintreppe gelangt. Von hier schaut man hinab auf Stadt und Fluß, über grünende Reisfelder hinweg, auf wunderbar geformte Kalksteinberge, in deren Innern sich vielfach kolossale Höhlen befinden. Die in 2½ Stunden von Moulmein bequem zu erreichenden Payonhöhlen, zu denen ich später in Gesellschaft unseres Konsuls und mehrerer Landsleute einen Ausflug unternahm, verdienen an erster Stelle genannt zu werden.

Selbst derjenige, dem die Adelsberger Grotte bekannt ist, wird sich dem großartigen Eindrucke dieser Höhlen mit ihren phantastischen Tropfsteingebilden, Tunnels und Schachten nicht entziehen können. Einige der kleineren Höhlen dienten früher als Tempel, heute findet man nur noch die Trümmer der verschiedenen aus Backsteinen aufgeführten Bildnisse Gautamas, in denen allerhand Kostbarkeiten verborgen gewesen sein sollen. Hunderttausende von Fledermäusen betrachten die größte der Grotten als ihre Domäne, und wenn sie, aufgescheucht durch ungebetene, mit Fackeln und Magnesiumlicht bewaffnete Besucher, ihre Ruheplätze verlassen und die Luft mit ihrem Flügelgeklapper erfüllen, so glaubt man, das Rauschen des Meeres zu hören.

Es giebt in Moulmein und Umgegend noch viel des Sehenswerten, so namentlich die verschiedenen hübsch gelegenen Pagoden, unter denen die Usina-Pagode nach der

goldenen den ersten Platz einnimmt, sowie die vielen, teils mit ungewöhnlicher Pracht ausgestatteten Pungi Kyoungs (Klöster), in denen die Herren Pungis (Mönche) ein recht beschauliches, angenehmes Faullenzerleben führen. In dem Raume eines Ober-Pungis fand ich neben einer reich geschnitzten vergoldeten Bettstelle einige herrliche Vorhänge mit Metallstickereien aus Ober-Burma (sogenannte Kalegars), gar nicht zu reden von den sonstigen in dem Kyoung aufbewahrten Kostbarkeiten.

Den heiligen Abend verlebte ich, nach heimatlicher Sitte bei Lichterglanz und Tannenduft, im Hause meiner liebenswürdigen Wirte.

Trotz all dieser angenehmen Zerstreuungen wurden die Vorbereitungen zur Reise eifrigst fortgesetzt, ebenso die Bemühungen, einen Dolmetscher und zwei weitere Diener anzuwerben. Lu Pé wurde mir mit jedem Tage unheimlicher, und jedermann, der ihn sah, gewann die Überzeugung, daß der Kerl mich bei der ersten besten Gelegenheit beseitigen werde, um mit meinem Gepäck die Reise allein fortsetzen zu können. Hätte ich nur irgendwie Ersatz für ihn gefunden, ich würde ihn auf der Stelle entlassen haben, aber dieser Ersatz fand sich leider ebenso wenig, wie der sehnlichst erwartete Dolmetscher.

Merkwürdigerweise konnte ich hier in nächster Nachbarschaft Siams und der Schanstaaten nicht mehr über die begehrtesten Tauschartikel in Erfahrung bringen, wie in Rangun. „Nehmen Sie Geld mit", rieten die einen, „Salz, nur Salz", meinten die anderen, „Opium" empfahlen die dritten und „Pulver" die vierten; kurzum jeder wußte etwas anderes vorzuschlagen, Genaues wußte niemand. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als mich auf meinen ge-

sunden Menschenverstand, mein gutes Glück und meine bisherigen in Burma gemachten Erfahrungen zu verlassen.

Bereits in Rangun hatte ich als Geschenke allerhand billige deutsche Waren gekauft. Zwölf Dutzend goldene Fingerringe mit herrlich funkelnden Rubinen, das Dutzend zu 30 Pf., Brillen (ein überall begehrter Artikel), das Dutzend 4 M., Rasiermesser mit der Aufschrift: „Warranted superior razor, manufactured of very best steel, set ready for use. John Shaw & Sons, Sheffield“, das Dutzend zu 5,60 M., Medaillen mit dem Bildnisse unseres Kaisers, Schreiballons aus Gummi, zum Aufblasen, Angelhaken zu Tausenden, Nähnadeln, namentlich großen Kalibers, sowie endlich Halsketten und Armspangen als Belohnungen für Verdienste ganz außergewöhnlicher Art.

Mein Proviant bestand aus 10 Pfund Weizenmehl, 2 Büchsen Erbsenpulver, 6 Dosen Liebigs Fleischextrakt, 1 Büchse Speck, 1/2 Dutzend Erbswürsten, einigen Knorrschen Suppentafeln und 1 Flasche Worcestersauce, mit der man im Notfalle bekanntlich selbst Zeitungsmakulatur und Dachpappe genießbar machen kann.

Zu den Erbswürsten und Knorrschen Suppentafeln war ich auf eine nicht gerade normale Weise gekommen.

Nachdem ich mich in Colombo wie in Rangun vergeblich bemüht hatte, diese für Reisen unübertrefflichen Nahrungsmittel aufzutreiben, versuchte ich mein Heil in einem großen deutschen Geschäfte in Moulmein. Hier nun erfuhr ich mit tiefem Bedauern, daß man wohl Erbswürste auf Lager gehabt, aber die letzten sechs Tage zuvor an den Forstmeister, Herrn Ferrars, verkauft habe.

Wie aller Welt ist nun zwar auch mir bekannt, daß Bescheidenheit eine Zier ist, bekannter aber noch die That-

sache, daß man — namentlich als Reisender — ohne dieselbe weiterkommt.

Ich begab mich daher stracks zu Herrn Ferrars.

„Gestatten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen. Mein Name ist Ehlers, ich befinde mich auf dem Sprunge, in unwirtsame Gegenden aufzubrechen, in denen es mit meiner Verpflegung höchst wahrscheinlich recht mäßig bestellt sein wird. Wie ich nun durch Zufall in Erfahrung gebracht habe, sind Sie der glückliche Besitzer von sechs Erbswürsten und zwar den letzten Erbswürsten Moulmeins, ja vielleicht Burmas und aller angrenzenden Länder. Um diesen kostbaren Besitz, mein Herr, beneide ich Sie! Ich halte es daher für das beste, mich kurz zu fassen und meine Rede mit den Worten zu schließen: Ein armer Reisender bittet um eine Erbswurst."

„Aber mein Herr, ich schätze mich glücklich, Ihnen dienen zu können, nicht mit einer Erbswurst, sondern mit allen, die ich mein eigen nenne. Ich werde Ihnen dieselben sofort zusenden und bitte mir zu gestatten, auch noch einige andere Kleinigkeiten, von denen ich glaube, daß sie Ihnen von Nutzen sein werden, den Würsten beizulegen. Glückliche Reise und guten Erfolg!"

Auf diese Weise war ich in den Besitz meiner Erbswürste und Suppentafeln gelangt. Sie haben mir über manche Zeit der schweren Not hinweggeholfen, und in meinem ganzen Leben habe ich nie jemand so als meinen Wohlthäter gepriesen, wie den Stifter derselben, Herrn Forstmeister Ferrars in Moulmein.

Der Leser möge verzeihen, daß ich ihn mit dieser wurstigen Angelegenheit gelangweilt habe, aber der Erfolg einer Reise hängt oft von den geringsten Kleinigkeiten und

unter Umständen auch von einer Erbswurst ab. Außerdem, wovon das Herz voll ist, läuft die Feder über, und mein Herz ist voll Dankbarkeit gegen Herrn Ferrars.

Die guten Erfahrungen, die ich bisher in Indien selbst da, wo die Rupie nicht als Zahlungsmittel gilt, mit den kleinen silbernen 2 Anna-Stücken gemacht hatte, ließen mich erwarten, daß ich auch in den Schanstaaten mit diesen Münzen mein Glück machen würde, und ich habe mich in dieser Vermutung nicht getäuscht.

Durch Vermittelung des Herrn Schröder gelang es mir, trotz der Weihnachtsfeiertage für 400 Rupien frischgeprägte Münzen einzuwechseln. Meine Barschaft bestand außerdem noch aus Blattgold im Werte von einigen hundert Mark und drei englischen Fünfpfund-Noten, die ich eventuell später im Innern bei einem Missionar oder Reisenden umwechseln zu können hoffte. Meine Reisekasse enthielt daher alles in allem rund 1200 Mark für eine Expedition, die zum mindesten vier Monate dauern mußte, aber unter Umständen sich ganz unberechenbar in die Länge ziehen konnte. Die große Unsicherheit der Straßen verbot jedoch in erster Linie die Mitführung größerer Barvorräte, und die Möglichkeit der Verwendung erheblicher Mengen von Banknoten oder gar Wechseln war leider ausgeschlossen. Um die Begehrlichkeit der beiden Vagabunden nicht zu sehr zu reizen, zeigte ich ihnen eine ganz kleine Summe und erklärte mit derselben bis Chingmai, also etwa drei Wochen haushalten zu müssen; dort erst würde ich neue Mittel vorfinden. Das sämtliche kleine Silbergeld wurde in einen Lederbeutel gethan, der mit Patronen angefüllt wurde, sodaß das Geld vollständig unter Munition begraben war, das Blattgold lag mit Heftpflaster beklebt auf dem Boden meines Medizinkästchens, die Bank-

noten zwischen zwei zusammengehefteten Seiten eines Buches verborgen.

Als Schußwaffen führte ich eine Winchesterbüchse und einen Revolver; die Vagabunden waren mit burmesischen Schwertern, sogenannten Chas, ausgerüstet.

Mein Gepäck bestand aus einem winzigen, wenn aufgestellt nicht über 1 Meter hohen Baumwollenzelt, welches mit Stangen und Pflöcken nur 16 Pfund wog und bisher einem meiner Diener gehört hatte, einem Tisch mit zusammenzurollender Platte, zwölf Pfund schwer, einem aus der Emin Pascha-Expedition stammenden kleinen Feldstuhl, 7 Pfund, und einem größeren zum Liegen, 13 Pfund wiegend, sowie einer Feldbettstelle mit Vorrichtung zur Anbringung eines Moskitonetzes, im Gewichte von 28 Pfund.

Ein handlicher kleiner Stahlkoffer, der schon in Afrika einmal 16 Stunden auf dem Boden eines Flusses gelegen hatte, ohne daß auch nur ein Tropfen Wasser eingedrungen wäre, diente zur Aufnahme von Büchern, darunter Goethes Faust und Friederike Kempners Gedichte, meines Tagebuches und einiger miserabler Karten; außerdem enthielt er drei Flanellhemden, drei Trikotunterhosen, sechs Paar Strümpfe seidene und dicke wollene, drei Anzüge aus roher Annamseide, die zusammen $5\frac{1}{2}$ Pfund wogen und einen minimalen Raum beanspruchten, ein Dutzend Taschentücher, Toiletteund Medizinkästchen, Schreibmaterial, die Geschenke und mein Vermögen. Der so gefüllte Koffer wog 55 Pfund. Kissen, Moskitonetz, Bett- und Tischzeug, ein wollener Kaschmiranzug, ein Regenrock, zwei Paar Stiefel und Kaschmirschuhe u. s. w. waren in einem großen Ledersack, der innen mit wasserdichtem Stoff gefüttert war, untergebracht, zusammen gegen 30 Pfund wiegend.

Ein Frühstückskorb im Gewichte von 26 Pfund enthielt Teller, Messer, Gabel und sonstiges Tafelgeschirr, während die Küche, 15 Pfund schwer, aus vier sich ineinander schiebenden verzinnten Töpfen, Theekanne, Kessel, Pfanne und Rost bestand.

Hierzu kam dann das federleichte Gepäck der Vagabunden, sowie endlich ein Korb mit dem vorhin aufgeführten Proviant, im Gewichte zwischen 20 und 30 Pfund schwankend.

Rund gerechnet wog somit unser eigentliches Gepäck 250 Pfund. Rechnet man hierzu noch gelegentliche Lasten, wie Pferdefutter, unterwegs gekaufte Lebensmittel, Hufeisen und Nägel, so ergiebt sich ein Gesamtgewicht von 3 Centnern, also einer sehr leichten Elefantenlast oder zwei solchen für Maultiere oder Ponys beziehungsweise 5—6 Kulilasten.

Ich erkläre hier vorweg, daß ich mit diesem überaus geringen Gepäck fast 5 Monate ausgekommen bin, daß ich nichts unterwegs vermißt habe (außer etwa bequemem und starkem Fußzeug, welches ich nicht hatte mitnehmen können, da solches nirgend zu erhalten war), den Verhältnissen nach äußerst bequem lebte und auf der anderen Seite wiederum keine der mitgeführten Effekten mitgenommen zu haben bereute.

In Moulmein war ich natürlich als civilisierter Mensch noch im Frack und sonstigen schönen Kleidungsstücken aufgetreten. Alle diese unentbehrlichen Gewänder eines Mannes von Erziehung und Dressur wurden nunmehr verpackt und gleich den Gepäckstücken von Colombo direkt nach Bangkok gesandt. So wurde eine Brücke nach der anderen, die mich mit der „Welt, in der man sich langweilt", verband, abgebrochen, bis ich endlich am 28. Dezember meinen neugewonnenen Freunden Lebewohl sagen, und mich, den frischbeschlagenen Radja, die beiden Vagabunden und unsere

Effekten auf eine kleine Dampfschaluppe verladen konnte, die uns 63 englische Meilen stromauf bis zur Dorfschaft Schwegun bringen sollte. Von dort erst sollte der eigentliche Marsch beginnen.

Ich muß gestehen, daß ich, wenn auch guten Mutes, so doch nichts weniger als leichten Herzens schied. Das unheimliche Wesen Lu Pés erfüllte mich mit Besorgnis, und meine letzte Bitte an Herrn Schroeder ging dahin, falls eines schönen Tages die Nachricht von meiner Ermordung eintreffen sollte, unverweilt alles aufzubieten, meines burmesischen Dieners habhaft zu werden.

Aufbruch von Moulmein.

Die zehnte Stunde hatte längst geschlagen, als wir vom Ufer stießen. Außer uns befanden sich eine Anzahl Eingeborene an Bord, die mir, trotzdem sie den gleichen Fahrpreis, wie ich, bezahlt hatten, ohne weiteres den ganzen Vorderteil des Decks überließen und sich auch sonst in jeder Weise mit der den Burmesen so vorteilhaft gegen den Inder auszeichnenden Liebenswürdigkeit benahmen. Unter den Reisenden machte ich unter anderen die Bekanntschaft des Sohnes eines Elfenbeinschnitzers in Moulmein, bei dem ich mehrere Einkäufe besorgt hatte. Er stellte sich mir als der Miauk (Schulze) der von uns zu passierenden Ortschaft Phaga vor, erbot sich aber sofort, mich bis nach Schwegun begleiten zu wollen, um mir dort im Notfalle behilflich sein zu können. Da er fließend englisch sprach und als Miauk eine mehr oder weniger einflußreiche Persönlichkeit war, so nahm ich sein Anerbieten mit Dank an, trotzdem ich mich, durch Erfahrungen gewitzigt, des Verdachtes, dasselbe könne einen metallischen Beigeschmack haben, nicht erwehren konnte.

Später zeigte sich's, daß dieser Verdacht gänzlich unbegründet, das Anerbieten lediglich ein Ausfluß persönlicher

Liebenswürdigkeit und Moung Gye, so hieß mein junger Gönner, ein vollendeter Gentleman war, der, nebenbei bemerkt, in seiner Stellung als Miauk ein Gehalt von der Regierung in Höhe von 150 Rupien = 225 Mark im Monat bezog.

Es war ein schöner, verhältnismäßig kühler Morgen, eine erfrischende Brise wehte von Nordwesten, und in voller Klarheit hoben sich die Bergumrisse vom blauen Himmel ab. Meine Reisegefährten hatten, nachdem ich ihnen zu verstehen gegeben, daß mir durchaus nicht daran gelegen sei, das Vorderteil des kleinen Dampfers für mich allein zu haben, um mich herum Platz genommen, scherzten, lachten und verzehrten ihr frugales Mahl, aus gekochtem Reis und getrocknetem Fisch bestehend. Lu Pé benahm sich gegen seine Landsleute hochgradig rüpelhaft und in seiner Stellung als Diener eines Europäers derart anmaßend, daß ich ihm mehrere Verweise erteilen mußte, die er mit verhaltenem Groll entgegennahm. Verschiedene Burmesen warnten mich vor ihm und rieten mir, auf meiner Hut zu sein.

Um zwei Uhr hielten wir bei der Ortschaft Phaga, am rechten Ufer des Salwin freundlich am Fuße der Duke of Yorks nose gelegen. Selbst mit unbewaffnetem Auge konnte man von hier eine Pagode auf der herzoglichen Nasenspitze entdecken. Phaga ist berühmt wegen der vielen in den rings in seiner Nachbarschaft gelegenen Kalkbergen befindlichen Höhlen und Grotten. Nach kurzem Aufenthalte ging es weiter. Wir begegneten zahlreichen großen stromab treibenden Teakholzflößen. Alles zu Thale treibende Holz hat, bevor es Moulmein erreicht, in Kado einen Zoll zu entrichten, und zwar das Teakholz 7 v. H. vom Werte, andere Holzarten

10 Rupien die Tonne. Schwegun, das Ziel unserer Fahrt, liegt am linken Flußufer, und ich hatte als selbstverständlich angenommen, von hier aus später meinen Radja an das entgegengesetzte Ufer, an dem unsere Marschroute lag, übersetzen zu können. Zu meiner Überraschung erfuhr ich jedoch — und zwar glücklicherweise zur rechten Zeit — daß größere Fährboote nicht vorhanden seien. Ein Durchschwimmen des Salwin schien mir wegen der starken Strömung nicht ohne Gefahr, und ich ersuchte daher den Führer unserer Dampfschaluppe an irgend einer passenden Stelle des rechten Ufers anzulegen, um das Pferd zu landen. Eine solche Stelle fand sich indessen nicht, da die Ufer fast senkrecht abfielen und der Bord unseres Fahrzeuges um mehrere Meter überragten. Der Saïs wurde nunmehr nebst einigen Ruderern in ein kleines, von uns im Schlepptau mitgeführtes Boot gesetzt und ihm eine lange Leine übergeben, deren anderes Ende um den Hals des Radja befestigt wurde. Letzterer wurde dann trotz allen Widerstrebens ohne viel Federlesens über Bord geworfen. Er sollte mit Hilfe der Leine und des Bootes ans Land gezogen werden, doch schon nach wenigen Sekunden ließ der gänzlich kraftlose, entnervte Vadiwal die Leine fahren, so daß mein Liebling von den reißenden Fluten stromab geführt wurde, wie ich für wenige Augenblicke fürchtete, auf Nimmerwiedersehen. Aber das brave Tier war, wenn auch ins Wasser, so doch nicht auf den Kopf gefallen, es erkannte sofort, in welcher Gefahr es sich befand und steuerte mit aller Kraft dem nur wenige Meter entfernten Ufer zu. Das Glück wollte, daß es gerade an einer Stelle landete, die es ihm ermöglichte, wenn auch unter Aufbietung aller Kraft an dem steilen Uferrand hinaufzuklettern.

Mit angehaltenem Atem hatten wir sämtlich seine Bewegungen verfolgt, und als wir es nun, fröhlich wiehernd, auf hohem Uferrand stehen und, als wäre gar nichts vorgefallen, anfangen sahen, gemächlich zu grasen, da brachen wir alle und ich mit ganz besonders freudig bewegtem Herzen in ein lautes Hurrah aus, Vadiwal aber wurde nach einem tüchtigen Rüffel, mit Futter und Decken versehen, ihm nachgeschickt, um möglichst noch vor Einbruch der Nacht sich nach einem passenden Quartier umzusehen. Dann dampften wir übrigen hinüber nach Schwegun, wo ein vom Polizei-Kommandanten in Moulmein mehrere Tage zuvor bestellter Elefant für mich bereit stehen sollte.

Ein burmesischer Polizeisergeant nebst einigen seiner Leute empfing mich am Landungsplatze, um mich und mein Gepäck in den zu meiner Aufnahme bestimmten Forstbungalow überzuführen. Sehr angenehm überraschte es mich, in demselben alle Räume hell erleuchtet, sowie einen sauber gedeckten, mit Blumen und Früchten geschmückten Tisch vorzufinden. Der in Schwegun stationierte Forstbeamte, ein aus der portugiesischen Kolonie Goa stammender Inder namens Rosario, erschien, um sich mir zur Verfügung zu stellen und sich nach meinen Wünschen zu erkundigen.

Ich eröffnete ihm, daß ich beabsichtigte, am folgenden Tage in aller Frühe aufzubrechen. Ob der Elefant da sei? Nein, er war nicht da. Wann er erwartet würde? Das war mit Sicherheit nicht zu sagen, da alle Elefanten der Umgegend zur Zeit in den Wäldern mit Holzschleppen beschäftigt waren. Ob Kulis zu beschaffen seien? Nein. Das einzige Beförderungsmittel neben Elefanten waren Boote, die bis Papun hinaufgehen, aber nicht hier, sondern nur in Moulmein beschafft werden könnten.

Na, die Reise schien ja recht heiter anfangen zu sollen. Zum Überfluß wurde auch noch von der anderen Seite des Flusses die Nachricht gebracht, Radja sei auf und davon gelaufen und in des Waldes tiefsten Gründen verschwunden.

Da in keiner Richtung während der Nacht irgend etwas mehr unternommen werden konnte, ließ ich dem Pferde wie dem Schicksal seinen Lauf und hoffte, bei einem leidlichen Abendessen des Tages Mühen und Sorgen zu vergessen.

Ich hatte jedoch noch volle zwei Stunden zu warten, bis Lu Pé mit seiner ersten kochkünstlerischen Leistung in Gestalt einer undefinierbaren und obendrein gänzlich verräucherten Suppe antrat, die unberührt wieder den Tisch verließ, um einem in ranzigem Öl gebratenen Hühnerveteranen Platz zu machen. Ich versuchte zu essen, aber es ging nicht, und da selbst der beste Koch, nämlich der Hunger, nicht im stande war, dieses entsetzliche Huhn genießbar zu machen, so übergab ich es Lu Pé mit den Worten: „Wirf das Scheusal in die Wolfsschlucht" zurück, schluckte ein halbes Dutzend Bananen hinunter und suchte mein Lager auf. Lu Pé aber hörte ich noch eine ganze Weile, vergnüglich schmatzend, an dem von mir verschmähten Vogel nagen. Sein Magen war zur Wolfsschlucht geworden. Wohl ihm (nämlich dem Magen)!

Am folgenden Morgen war ich mit dem ersten Hahnenschrei auf den Beinen und mit dem zweiten bereits in Begleitung einiger Polizeisoldaten am jenseitigen Flußufer, um die nötigen Anordnungen zum Einfangen unseres Flüchtlings zu treffen. Hier wurde ich von Vadiwal mit der Freudenbotschaft empfangen, Radja sei bereits vor einigen Stunden

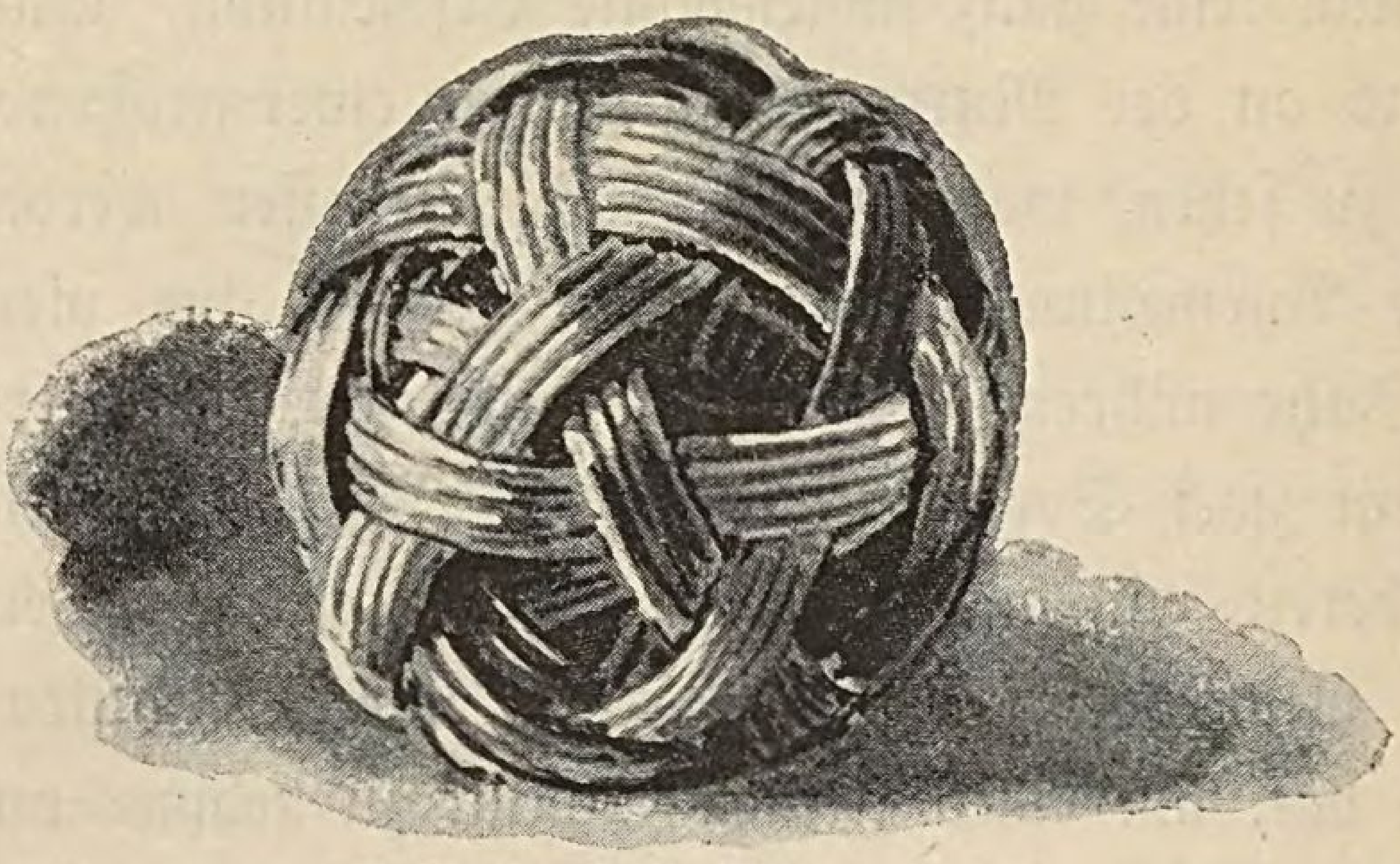
von einem Manne, der ihn auf einem Reisfelde aufgegriffen habe, wohlbehalten eingeliefert worden. Der betreffende Mann erhielt eine Rupie Belohnung, wovon ihm Vadiwal sicherlich nachher zum mindesten 50 v. H. wieder abgenommen hat, und wir traten die Rückfahrt nach Schwegun an, wo ich nunmehr alle Hebel, nämlich Rosario, den Miauk von Phaga, sowie sämtliche Polizisten in Bewegung setzte, um eines Elefanten habhaft zu werden.

Damit hatte ich, gleich dem bekannten Mohren im „Fiesko", meine Arbeit gethan und konnte gehen. Das that ich auch und lenkte meine Schritte dem sich am Flusse entlang ziehenden, eigentlich nur aus einer doppelten Häuserreihe bestehenden Dorfe zu. Das Gros der Bevölkerung bilden selbstredend Burmesen, doch stellt das Reich der Mitte, wie überall in Burma, auch hier einige bezopfte Vertreter, in deren Händen sich fast der gesamte Handel befindet. Daneben finden sich einige Schifferfamilien aus Chittagong, zum mohamedanischen Glauben sich bekennende Inder, die den Verkehr auf dem Salwin vermitteln; denn die Burmesen selbst sind für alle dergleichen Unternehmungen nicht energisch genug. Alles in allem dürfte Schwegun gegen 300 Einwohner zählen. Ein großer Teil der Burmesen oder vielmehr Burmesinnen, denn auf den Schultern des schwächeren Geschlechtes ruht hier die Arbeit, ist in Schwegun mit dem Anfertigen der burmesischen Cigarren, „Burri" genannt, beschäftigt. Nur zum allergeringsten Teile bestehen diese Cigarren aus Tabak, zum weitab größten aber aus dem kleingehackten und später in Mörsern gestoßenen Holze des Ömhé-Baumes. Das Gemisch von Holzstückchen und Tabak wird mit den großen grünen Blättern des Hmti-Baumes umhüllt und die auf diese Weise ent-

stehende dütenartig geformte Cigarre mit dünnen Baumwollfäden umwickelt, um sie vor dem Aufrollen zu schützen. Das Rauchen solcher etwa sechs Zoll langen und am breiten Ende fast ein Zoll im Durchmesser haltenden „Burris“ bildet eine Hauptbeschäftigung der Burmesen männlichen wie weiblichen Geschlechts, der Kinder wie der Greise. Es ist thatsächlich keine ganz ungewohnte Erscheinung, Kinder abwechselnd an der Mutter Brust und an einer großen Cigarre saugen zu sehen, wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß die Burmesinnen ihre Kinder oft bis ins vierte und fünfte Jahr nähren. Man sieht nicht selten Mütter gleichzeitig mit zwei Sprößlingen an der Brust, von denen der älteste bereits ein ganz selbstbewußt auftretender Weltbürger ist, der vielleicht sein Ballspiel auf einige Minuten unterbrochen hat, um einen kleinen Schluck zu nehmen und nachher einige Züge aus der Cigarre seiner Mutter zu thun. Neben dem Rauchen der Burri befaßt sich der männliche Burmese in erster Linie mit dem „Chinlon“, einem große körperliche Gewandtheit und Elastizität erfordernden Spiel mit leichten Bällen aus hohlem Rohrgeflecht. Das Spiel kann von beliebig vielen Personen gespielt werden, die den Ball mit allen Gliedern und Körperteilen, nur nicht mit den Händen aufzufangen und weiterzuschnellen haben. Nirgend zeigt sich der Burmese in so günstigem Lichte, als bei diesem seinem Nationalspiel, wenn er mit grellfarbenen hochgeschürzten seidenen „putsoe“, im übrigen aber bis auf ein seidenes Kopftuch unbekleidet sich mit seinen Kameraden in dem Hofe seines Hauses oder auf offener Landstraße am „Chinlon“ beteiligt und mit ungesuchter Anmut den ihm zugeworfenen Ball mit Knie, Ellbogen, Fußsohle oder Gott weiß welchen Körperteilen wieder in die Luft befördert. Ich

habe dieses Spiel auch später in Siam, aber nie mit solcher Eleganz und Leidenschaft spielen sehen wie in Burma.

Daß ich schon in Schwegun Schwierigkeiten in Bezug auf meine Verpflegung begegnen sollte, hätte ich nicht erwartet, aber ohne die Liebenswürdigkeit des Herrn Rosario, der selbst ein großer Geflügelzüchter ist, wäre es mir schwer



Ball zum Fußballspiel. 11 cm.

geworden, Hühner und Enten zu erhalten. Nur einige der Chittagongleute besaßen Hühner, wollten sich aber nicht von ihnen trennen, ebensowenig wie die Burmesen von den wenigen Enten, die sie des Eierlegens wegen halten. Enteneier sind in Burma nahezu überall erhältlich, Hühnereier dagegen schwer und dann zu mehr als dem doppelten Preise der ersteren. Das Dutzend Enteneier kostete hier 40 Pfennig, Hühnereier dagegen 90 Pfennig. Während die verschiedensten Leute sich um die Herbeischaffung eines Elefanten bemühten, ja sogar mein Freund, der Miauk, nach Phaga zurückgefahren war, um sich dort nach dem begehrten Lasttier umzusehen, führte ich nun für einige Tage ein beschauliches, friedliches Dasein. Nach den trüben Erfahrungen mit der Kochkunst Lu Pés verlangte mich nicht nach weiteren gastronomischen Erzeugnissen seiner „Schule". Rosario hatte mir bereitwilligst

seinen Koch zur Verfügung gestellt, und dieser — wenn er auch nicht gerade einen Kampf mit seinem Hamburger Kollegen, Herrn Franz Pfordte, hätte aufnehmen können — that sein Möglichstes, mich zufrieden zu stellen. Essen und — fast hätte ich geschrieben — Trinken, aber es gab leider nichts zu trinken, wenn man von einer Flüssigkeit, die der Germane im allgemeinen nur zum Waschen benutzt, absieht — also Essen, Dursten, Rauchen, Baden, Briefschreiben und Umherschlendern im Walde, im Dorfe und in den Klosteranlagen, wo ich die Pungis mit Burris regalierte, das waren so meine Beschäftigungen am Tage, während ich des Nachts schlief, als würde ich nach der Stunde dafür bezahlt.

So ein dolce far niente, selbst wenn es ein gezwungenes ist, hat für mich seine großen Reize, und ich bin überhaupt geneigt, die Sucht vieler Menschen nach beständiger Arbeit für krankhaft zu halten.

Der von mir bewohnte Bungalow war allerliebst auf hohem Ufer am Waldessaume, unweit des Flusses gelegen. Von der Veranda des hübschen zweistöckigen Teakholzhäuschens sah man des Salwins Wasser vorüberfluten und hatte einen hübschen Ausblick auf die im Westen namentlich gegen Abend wunderbar beleuchteten Kalkberge. Hier saß ich oft gedankenvoll allein und quälte mich — wenn auch nicht mit Beten, so doch hie und da — mit Fasten, was mir übrigens nach all den Festen Moulmeins vorzüglich bekam. Hier verlebte ich — leider in völliger Punschlosigkeit — den Sylvesterabend, und hier begrüßte ich am folgenden Morgen den ersten jungen Tag des Jahres 1892.

Damit hörte freilich die Gemütlichkeit auf. Als selbst an diesem Tage der Elefant nicht eintraf, beschloß ich, mein Gepäck in einem Boote stromauf zu schicken und selber mit

den beiden Vagabunden zur nächsten, am rechten Flußufer gelegenen größeren Ortschaft Kawgayet zu marschieren.

Am nächsten Morgen wurde das Gepäck verladen und wir zu Boot nach der anderen Seite des Salwin übergesetzt. Wie stets bei derartigen Wasserfahrten in schwankenden Fahrzeugen, wurde an meiner Kriegskasse ein langes, mit einem Schwimmer versehenes Seil befestigt, um, im Falle das Boot kentern sollte, ohne Schwierigkeit den versunkenen Schatz wieder heben zu können. Nachdem Radja gesattelt war und Vadiwal, der mich um einige Rupien zu bestehlen versucht, seine erste Ohrfeige erhalten hatte, setzten wir uns, geführt von einem uns aus Schwegun mitgegebenen Polizeisoldaten, der den Weg zu kennen vorgab, aber, wie sich bald herausstellte, keine Ahnung von demselben hatte, in Bewegung. Lu Pé geberdete sich wie unsinnig vor Vergnügen, daß es jetzt in die Wildnis gehen sollte, schien den Zeitpunkt für gekommen zu erachten, den wilden Mann spielen zu dürfen, und hieb mit seiner scharf geschliffenen Dha in Ermangelung von Feinden wie ein Verrückter gegen Bäume und Sträucher.

Unser Polizist mußte bald seine völlige Ortsunkenntnis zugeben; da es uns jedoch geglückt war, einen anderen Führer zu finden, so ging es ohne Zeitverlust weiter, meist durch niederen, d. h. 20 bis 40 Fuß hohen Teakwald, mit hie und da eingesprengten, zum Reisanbau benutzten Lichtungen. Aus allen Richtungen tönte das Krähen des Wildhahnes, des Stammvaters unserer Haushühner, und das Gurren der grünen Waldtaube, Wiedehopfe flogen von Ast zu Ast vor uns her, und führte, was mehrfach vorkam, unser Pfad am Fluß entlang, so entzückten Eisvögel mit stahlgrau glänzendem Gefieder unser Auge.

Der Salwin hat hier etwa die gleiche Breite wie die Elbe bei Dresden, die Kalkberge treten vereinzelt bis dicht an den Fluß heran, in dem es auch an kleinen, in der Regel mit weißen Reihern bedeckten Halbinselchen nicht fehlt. Auch unser neuer Führer schien kein hervorragender Pfadfinder zu sein, und nach mancherlei Verirrungen kamen wir erst wieder auf den rechten Weg, als wir gegen Mittag eine am Flusse gelegene kleine Ortschaft erreichten. Ein alter Burmese lud uns ein, in sein Haus zu treten. Dann befahl er seiner Familie, Reis für meine Begleiter zu kochen, wohingegen ich mit Bananen bewirtet wurde. Er übergab meinen Leuten für mich eine große gemästete Ente sowie ein Bambusgeflecht mit zehn Enteneiern, was ich dankbar annahm, trotzdem der gute Mann jegliche Gegengabe meinerseits auf das entschiedenste ablehnte. Er bat anstatt dessen um eine Bescheinigung, daß er sich so benommen habe, wie es sich für einen ordentlichen ehrliebenden Burmesen eignet und gebührt, welcher Bitte ich natürlich mit Freuden willfahrte. Der alte Herr begleitete uns später noch eine ganze Strecke Weges und ließ mir beim Abschiede sagen, ich sei ihm, als ich heute bei ihm eingetreten sei, kein Fremder gewesen, seine Tochter sei mit mir auf der Dampfschaluppe von Moulmein bis Schwegun gefahren; sie habe ihm von mir erzählt, u. a., daß ich sie gestreichelt habe, und so sei ich ihm eigentlich ein alter Bekannter gewesen. Man sieht hieraus, welche angenehmen Folgen das Streicheln hübscher junger Mädchen hier und da nach sich zieht. Ich hätte wahrlich auf der Fahrt nach Schwegun nicht erwartet, daß mir diese väterliche Liebkosung eine fette Ente und zehn Eier eintragen würde.

Zur siamesischen Grenze.

Sehr bald kamen wir an einer Karen-Ansiedelung vorüber. Die hier zwischen den Burmesen lebenden sogenannten „weißen" Karens sind im Gegensatze zu den in den nördlicher gelegenen Bergen hausenden, von den Schans „Niang" genannten roten Karens oder Karennis, die sich durch Grausamkeit, Raublust und Wildheit auszeichnen, ein überaus ruhiges, bescheidenes, furchtsames Volk, welches seit Jahrhunderten von den Schans und Burmesen in schnödester Weise unterdrückt und ausgesogen worden ist, bis die Engländer nach der Einverleibung Burmas diesem Zustand ein Ende machten. Aus den Händen der Schans und Burmesen befreit, gerieten sie nunmehr in die der Missionare, die ihre Stationen über das ganze Land, wo immer sich Karens fanden, ausbreiteten und im Laufe der Jahrzehnte viele Tausende zum Christentum bekehrt haben, so daß heute die Anzahl der christlichen Karen-Gemeinden die Zahl 500 längst überschritten haben soll.

Ich habe die Karens, wo immer ich mit ihnen zusammengetroffen bin, und das war recht häufig der Fall, von Herzen gern gehabt und sie in ihrer kindlichen Einfalt



Karenweib.

oft geradezu rührend gefunden. Sie sind gute, fleißige Ackerbauer, die bedürfnislosesten, einfachsten Menschen, die man sich vorstellen kann, Leute, die ihre ganze Lebensaufgabe darin sehen, genug zu verdienen, um sich einen oder mehrere Elefanten sowie eine große bronzene Trommel oder vielmehr Pauke kaufen zu können. Die gewöhnliche Kleidung der Männer besteht aus einem meist recht schmutzigen baumwollenen, rot und weiß gestreiften Sack mit Schlitzen für Kopf und Arme. Um den Kopf tragen sie ein buntes Tuch gewunden. Die Weiber dagegen sieht man nicht selten in wenn auch der Form nach ähnlichen, so doch kunstvoll gewebten und mit bunten Stickereien besetzten Gewändern. Überall in ihren Dörfern wimmelt es von Hühnern, Enten und Schweinen, auch beschäftigen sie sich außer mit Reisbau mit dem Anbau von Baumwolle sowie vereinzelt mit Seidenraupenzucht.

Bald nachdem wir über einen kleinen Nebenfluß des Salwin gesetzt waren — Radja mußte wieder seine Schwimmkunst zeigen — erreichten wir gegen 5 Uhr abends Kawgayet, ein unter Bäumen gelegenes sauberes Dorf mit Polizeistation. Als Polizeisoldaten fand ich von hier bis an die siamesische Grenze ausschließlich Gurkas (aus den Bergen des Königreiches Nepal am Südabhange des Himalaya) und Karen, die für mutiger und zuverlässiger gelten, als die Burmesen.

Sämtliche Polizeistationen sind zweistöckige Holzhäuser und nach einem und demselben Plane gebaut. Der untere Stock besteht aus einem Lattenverschlage und dient als Gefängnis, der obere als Wohnung für die Besatzung.

Der Befehlshaber der letzteren, ein hübscher, intelligenter Gurka, den ich zu seiner großen Überraschung

nepalesisch begrüßte und ihm von Khatmandu, seinem Könige und dessen Brüdern erzählte, geleitete uns zu der in keinem burmesischen Dorfe fehlenden „Zayat“, einem nach den Seiten zu offenen Rasthause für Reisende, und ließ allen möglichen Hausrat, Vorhänge u. s. w. herbeischleppen, um mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Kurz nach uns kam auch unser Boot mit dem Gepäck an, und als der Polizeisergeant mir nun noch die Versicherung gab, daß er zu morgen früh unter allen Umständen den gewünschten Elefanten herbeischaffen würde, da war ich mit mir, dem Sergeanten und der ganzen Welt zufrieden.

Bevor wir daran gingen uns häuslich einzurichten, wurde Lu Pé das Portefeuille des Küchenmeisters feierlichst entzogen und das Ministerium meines Innern versuchsweise Vadiwal übertragen. Er war zwar lediglich in seiner Eigenschaft als Pferdejunge engagiert, aber alle Madrassis sind geborene Köche, wenn auch häufig herzlich schlechte. Sie hocken am liebsten den ganzen Tag um den Kochtopf, schwatzen und naschen. Vadiwal nahm, wie erwartet, das ihm angebotene Amt mit unverkennbarer Befriedigung an und machte sich eiligst daran, der geschenkten Ente den Hals abzureißen, Feuer anzuzünden und mit den Kochtöpfen einen Heidenlärm zu vollführen. Man merkte, er fühlte sich in seinem Elemente.

Sämtliche indischen Köche haben neben unzähligen anderen üblen Gewohnheiten ausnahmslos die beiden folgenden. Erstens machen sie grundsätzlich das Feuer in so unmittelbarer Nähe des Lagers, daß man vom Rauch fast erstickt und vom Küchengeruch überwältigt wird, und zweitens verwenden sie von allen Hühnern, Enten und anderem Geflügel grundsätzlich die Leber für sich anstatt für ihren Herrn.

In jeder Hinsicht vorschriftsmäßig benahm sich denn auch nach dieser Richtung hin Freund Vadiwal. Zuerst mußte ich ihn aus der Nähe des Rasthauses in gebührende Entfernung verweisen, und als schließlich die Ente aufgetragen wurde, erschien sie in leberlosem Zustande, so daß ich ihm einen längeren populär-wissenschaftlichen Vortrag über die Leber, ihre Bedeutung für den tierischen Organismus im allgemeinen und für meinen Magen im besonderen halten mußte. Auf meine Frage, wo er die Leber gelassen, erwiderte er, er habe sie fortgeworfen.

Ich mache den Leser mit diesem kleinen Leberleiden nur deshalb bekannt, weil sich dieselbe Scene, wenn auch häufig ein wenig bewegter, unzählige Male im Laufe der Reise abspielte und weil die fehlenden Lebern mir manchen Ärger und Vadiwal mehr als eine Tracht Prügel eingetragen haben.

Nach dem Essen empfing ich den Besuch verschiedener Pungis und einiger Dorfbewohner, die unenthülsten Reis, „paddy", für den Radja und zwei Hühner für mich brachten, von denen ich sofort eines schlachten ließ, um Vadiwal daran zu gewöhnen, die Tiere stets 24 Stunden vor dem Gebrauch zu töten. Er versprach auch, sich stets nach dieser Vorschrift zu richten, aber trotzdem er fünf Monate lang das Küchenszepter in meinen Diensten geschwungen hat, habe ich ihn allabendlich von neuem an seine Henkerspflicht erinnern müssen.

„Hurrah! Der Elefant ist da!" mit diesem Rufe fuhr ich am 3. Januar aus dem Bette und im Rasthause umher. Da stand er vor mir, der langersehnte Rüsselträger, in seiner ganzen Größe von $8^1/_2$ Fuß, ein Riesentier, gelenkt von einem ihm auf dem Hals sitzenden Knirps von Menschen,

einem kaum 14jährigen Karenjungen, der, einen gewaltigen Pfropfen gekauter Theeblätter von einer Backe in die andere schiebend, wie der Pavian eine ihm dargereichte Wallnuß, mich zutraulich und glückstrahlend anlächelte. Auf dem Rücken des Tieres befand sich ein mit sattelförmigem Ausschnitt versehenes Holzgestell von kaum 20 Zoll Breite, $5\frac{1}{2}$ Fuß Länge und 2 Fuß Tiefe, an jeder Seite infolge des Ausschnittes nach unten spitz zulaufend, so daß, selbst wenn man im stande gewesen wäre, jeden Winkel auszunutzen, was mit Gepäckstücken natürlich nicht möglich war, der eigentliche Laderaum nicht mehr als gegen 18 Kubikfuß betragen hätte. Und in dieses elende Gestell, welches für ein schwaches Maultier, aber nicht für einen Elefanten bestimmt zu sein schien, sollte ich alle meine Habseligkeiten verladen? Unmöglich! Ich mußte, so dachte ich, trotz meiner leichten Ausrüstung einen zweiten Elefanten herbeischaffen lassen, worüber vielleicht wieder ein Tag verloren werden würde.

Mein Sergeant kam jedoch und beruhigte mich nicht nur mit Worten, sondern, was wesentlicher war, durch Thaten, indem er selber die Verladung unserer Effekten auf den Elefanten in die Hand nahm. Das war nun zwar keine ganz einfache Sache, aber es ging mit Geduld und den nötigen Stricken, mit denen alle kleineren Gegenstände, wie Kochgeschirre, Laternen, Eimer, Hühner und eingekaufte Nahrungsmittel für die Vagabunden außerhalb der „Haudah“ (so heißt das Tragegestell) in hängender Lage befestigt wurden, so daß der endlich marschbereit dastehende Elefant mit all seiner Bammelage aussah, wie ein aufgeputzter Weihnachtsbaum.

Mittlerweile war es $7\frac{1}{2}$ Uhr geworden, ehe wir uns in Bewegung setzen konnten. Radja, der bis zum letzten

Augenblicke abseits gegrast hatte, wurde auf meinen Ruf herbeigebracht. Kaum wurde er indessen des Elefanten ansichtig, so blieb er wie angewurzelt, pustend und rohrend stehen, während der Dickhäuter laut mit dem Rüssel trompetend kurz Kehrt machte und sich, trotz der Zurufe seines Reiters und trotz der Schläge, die ihm letzterer mit dem Ankus (Elefantenhaken), auf den Schädel versetzte, in die Büsche schlug, Eimer, Kochtöpfe und andere Teile der Last rechts und links an den Ästen der Bäume abstreifend. Zum Glück für sich selber und unser Gepäck gelang es dem kleinen Treiber, nach kurzer Zeit das wild gewordene Tier wieder zur Vernunft zu bringen und von neuem zu beladen. Um einer Wiederholung dieser Scene vorzubeugen, ritt ich auf Radja voraus und ließ den Elefanten in angemessener Entfernung folgen, eine Maßregel, die sich auch deshalb empfahl, weil der Elefant wegen des welligen Geländes nicht im stande war, mit meinem im Bergsteigen trefflich geübten Pony Schritt zu halten, und wenn letzterer in der Stunde mindestens drei englische Meilen machte, es im Durchschnitt nicht über deren 2 $^1/_2$ brachte. Die Elefanten marschieren hier zu Lande überhaupt langsamer, als in Indien, trotzdem sie geringere Lasten tragen, vor allen Dingen natürlich wegen des meist welligen Geländes, dann aber auch, weil sie keinerlei Kraftfutter erhalten, sondern nach gethaner Arbeit in den Wald getrieben werden, um sich ihren Speisezettel selbst zusammenzustellen. Außerdem kommt noch hinzu, daß die Burmesen sowohl wie die Schans und Karens ihre Tiere mit sehr viel mehr Liebe behandeln, als die Inder, sie weit weniger antreiben und von dem Ankus, dessen blutige Spuren man auf den Köpfen indischer Elefanten selten vermißt, nur in den äußersten Fällen Gebrauch machen.

Die Stellung eines Mahaut (Elefantentreibers) ist übrigens alles andere eher, als eine Sinekure, wie man anfangs geneigt ist anzunehmen, wenn man denselben vergnüglich den ganzen Tag auf dem Halse seines Elefanten sitzen sieht. Mit dem Sitzen allein ist es nämlich nicht gethan, man hat vielmehr das Tier durch unausgesetztes Strampeln mit den Beinen und indem man ihm ohne Unterlaß mit den Zehen hinter die Ohren stößt, sowie durch Zurufe und Schläge in Bewegung zu halten. Ich habe mehrfach versucht, Mahaut zu spielen, das Vergnügen aber jedesmal nach kurzer Zeit wieder aufgegeben.

Kommt nun der Elefant abends ins Quartier, so muß er abgesattelt und in den Wald gebracht werden, wo er mit gefesselten Vorderbeinen — um ihn an zu weiten Wanderungen zu hindern — sich selber überlassen bleibt. Morgens muß er zurückgeholt werden, was oft, namentlich in der trockenen Jahreszeit, wo man auf dem harten Boden schwer die Eindrücke seiner Füße erkennen kann, keine leichte Sache ist, denn er entfernt sich trotz der Fesselung zuweilen weit von dem Punkte, wo man ihn verlassen hat. Gelegentlich gelingt es ihm aber auch, sich seiner Fessel zu entledigen, und dann kommt es vor, daß er erst nach tagelangem Suchen gefunden wird, oder gar auf Nimmerwiedersehen verschwindet.

Ist er zurückgebracht, so muß er vor allen Dingen sein Morgenbad nehmen, was, je nachdem viel oder wenig Wasser in der Nähe ist, dem Mahaut größere oder geringere Mühe verursacht. Erst nachdem er gründlich gesäubert ist, wird der Elefant wieder gesattelt und beladen. Kommt man beizeiten ins Lager, so erhält er auch abends sein Bad. Kurz, der Mahaut ist von früh bis spät mit seinem Tiere beschäftigt,

und da die Arbeit von einem Menschen auf die Dauer nicht geleistet werden könnte, so werden in der Regel jedem Elefanten zwei Leute, die sich beim Reiten abwechseln und auch sonst in die Arbeit teilen, beigegeben.

Gegen Abend gelangten wir nach einem meist durch Bambus- und Teakwald führenden Marsche von 24 Meilen an die Dorfschaft Kadaingti, wo wir in einem ausgezeichneten, wenn auch unmöblierten Regierungsrasthause Unterkunft fanden. Die hier stationierten Gurkas brachten Milch und Eier herbei, wofür ihre allerliebsten Kinder mit Geschenken bedacht wurden. Nach erfrischendem Bade im Papunfluß, einem Nebenflusse des Salwin, nahm ich mein Essen, bestehend aus Erbsensuppe und einem trotz aller gestrigen Ermahnungen leberlosen Huhn, auf der Veranda des Rasthauses ein. Nachdem der vorgeladene Badiwal erklärt hatte, das Huhn habe merkmürdigerweise keine Leber gehabt, wurde er in eine Rupie Strafe genommen. Als er jedoch versuchte, sich hierfür schadlos zu halten, indem er mir zwei Rupien über Nacht aus der Tasche stahl, erhielt er mit aufgehender Sonne seine erste Tracht Prügel.

Unter Bedeckung von vier mir zuerteilten Polizeisoldaten wurde darauf die Reise fortgesetzt.

Die beiden Elefantentreiber hatten erklärt, nur bis Kadaingti engagiert worden zu sein, und daher schon am gestrigen Abend die Heimreise antreten wollen. Sie wären auch, wie ich diese Art Leute kenne, selbst unter Zurücklassung ihres verdienten Lohnes umgekehrt, hätte ich nicht direkt nach unserer Ankunft das gesamte Elefantengeschirr in Verwahrung genommen. Ohne Anwendung ähnlicher Zwangsmittel kommt der Reisende überhaupt nicht vorwärts, und wenn man nur die Leute nachher für das, was sie

eventuell entbehrt haben, gebührend entschädigt, braucht man sich aus solcher Handlungsweise weiter kein Gewissen zu machen.

Waren wir bis Kadaingti ausschließlich schmalen, unregelmäßig sich hin- und herwindenden Feld- und Waldpfaden gefolgt, so gelangten wir nunmehr auf eine breite, in gerader Richtung durch den Wald gehauene Straße. Fast den ganzen Tag über marschierten wir im Schatten graziös sich zu beiden Seiten über den Weg neigender hoher Bambusstauden oder durch herrlichen Laubwald, in dem vor allem die hellgrauen Riesenstämme des Thinganbaumes, die gleich mächtigen Säulen oft astlos bis an die hundert Fuß kerzengrade emporragen, bevor sie eine Krone bilden, das Auge entzückten. Das Thinganholz wird hauptsächlich zur Anfertigung von Kanus verwertet, die an Ort und Stelle, wo der Baum gefällt worden ist, aus dem Stamm herausgehauen werden. Wir fanden ein solches von 62 Fuß Länge und nahezu 5 Fuß Breite, beinahe vollendet, mitten auf der Landstraße stehen.

Eigentümlich war die Art des Grußes der wenigen uns begegnenden Bewohner des Landes. Sie setzten sich, wenn sie etwa 20 Schritt herangekommen waren, zur Seite des Weges nieder, und erhoben sich erst, nachdem wir sie etwa zehn Schritt hinter uns gelassen hatten. Hier, wie später auch in den Schanstaaten, fiel mir auf, daß die Leute unter sich, wenn sie sich begegneten — es sei denn, daß sie Bekannte waren, keine Grüße austauschten.

Wir übernachteten in einem hübschen Forstbungalow am Papunflusse und kamen am nächsten Tage nicht vor 9 Uhr zum Aufbruch, da unser Elefant es trotz seiner Fesseln fertig gebracht hatte, auf die andere Seite des Flusses

zu entkommen und erst nach dreistündigem Suchen etwa zwei Meilen von unserem Bungalow entfernt in einem Bananendickicht aufgefunden worden war.

Infolge dieses Zeitverlustes mußten wir die Hoffnung, noch am selben Tage in Papun einzuziehen, aufgeben. Wir kamen nachmittags um 2 Uhr nach einem genußreichen Marsch durch dichten Wald in das Dorf Kuseik und richteten uns, so gut es ging, in einer kleinen Bambushütte ein. Badiwal, der seit der gestern empfangenen Tracht Prügel großes Zutrauen zu mir gewonnen zu haben schien, weihte mich in verschiedene seiner Sorgen und Familienangelegenheiten ein. Unter anderem erfuhr ich von ihm, daß er trotz seiner zwanzig Jahre seit sechs Jahren verheiratet sei. Seine Frau habe aber kaum das elfte Lebensjahr beendet, und so müsse er, nach dem neuen Gesetze, dem zufolge die Frau dem Manne erst mit dem vollendeten zwölften Jahre zu folgen hat, noch etwa ein Jahr auf die Freuden des ehelichen Lebens verzichten, und diese Zeit wolle er benutzen, möglichst viel Geld zurückzulegen. Ich teilte ihm mit, ich fände seine Absicht ebenso begreiflich wie vortrefflich, riet ihm aber in seinem Interesse, soweit er es über sich gewinnen könnte, sich aller ungesetzmäßigen Übergriffe in meine Taschen zu enthalten, worauf er mit weinerlicher Stimme erklärte: „I very good boy, Sir, I very honest, Sir. I never take master's money. You my father and my mother, Sir. You very good master, Sir.“

Lu Pé, der sich als abgesetzter Küchenchef noch mehr zu fühlen schien, als vorher, gab beständig Anlaß zu Ärgernissen durch sein unverschämt anmaßendes Benehmen nicht nur den Schans und Karens, die er als echter Burmese für „jungle fowls“ erklärte, sondern auch seinen eigenen Lands-

leuten gegenüber. Für ihn als Großstädter waren alle Landbewohner mehr oder minder Wilde, die ihm zu gehorchen und mich, seinen Herrn, als eine Art Gott zu verehren hatten. Sobald wir in ein Dorf kamen, fing er an zu requirieren, ließ den Miauk rufen, band ihm allerlei Geschichtchen auf, was für ein großer Herr ich sei, befahl den nächststehenden Leuten, sich zu tummeln und ohne Zeitverlust, Wasser, Feuerholz, Pferdefutter und Lebensmittel herbeizubringen, so daß ich meine liebe Not hatte, ihn in den gebührenden Schranken zu halten.

Die Überhebung des Burmesen grenzt geradezu ans Lächerliche. Wer kein Burmese ist, der ist seiner Ansicht nach überhaupt kein gebildeter Mensch, denn nur der Burmese versteht es, sich in wohlgesetzter Rede auszudrücken, nur er weiß Gastfreundschaft zu üben, er sich allein gut zu kleiden und zu benehmen. Den Europäer muß er wohl oder übel heutzutage als über ihm stehend anerkennen, der Madrassi hingegen ist in seinen Augen lediglich ein Kuli, ein Lasttier, der Chinese ein Schwein, und seine Nachbarn, die Karens, Kachins und auch die ihm körperlich wie geistig überlegenen Schans „Waldhühner".

Während wir zwei Stunden auf den Gepäck-Elefanten warten mußten, stattete ich den Pungi im Kloster einen Besuch ab, und war so glücklich, einen sehr hübschen, aus bunter Baumwolle gewebten Vorhang, das Geschenk eines Schans aus dem etwa 250 Meilen nördlich von hier gelegenen Staate Moné, für eine meiner kostbaren Brillen einzutauschen, dann nahm ich, wie stets, wo sich hierzu Gelegenheit bot, derweil der Tisch gedeckt wurde, gegen Abend ein Bad im Flusse, diesem folgte das Essen, und später wurde, während ich in meinem langen Stuhle be-

haglich ausgestreckt liegend Audienzen erteilte und Besuche, namentlich von meinen speziellen Günstlingen, den Kindern des Ortes, empfing, ein Pfeifchen geraucht. Um 8 Uhr suchte ich mein Lager auf, und eine Viertelstunde später schlief ich, falls nicht irgend welche Besorgnisse um unsere Sicherheit mich wachhielten, wie ein Murmeltier, bis um 5 Uhr in der Frühe Lu Pé mit einer Tasse Thee oder Kakao an mein Bett trat. Von Toilettemachen war natürlich nicht viel die Rede. Eins, zwei, drei — Gesicht und Hände gewaschen — vier, fünf, sechs in die Kleider geschlüpft — sieben, acht, neun — Bett und Stuhl zusammengepackt, und wir standen da, des Elefanten harrend, der da kommen sollte. Erschien er und war gebadet, so dauerte das Satteln und Beladen meist gegen eine halbe Stunde, so daß wir trotz allem selten vor sechs oder halb sieben unterwegs waren.

Heute nun hatten wir zu Boot an das jenseitige Ufer des Papunflusses überzusetzen. Elefant und Pony, natürlich in angemessener Entfernung von einander, wateten und schwammen durch den Fluß, wohingegen wir uns eines Bootes bedienten. Dann ging es vorwärts vorerst durch Wald, später auf breiter Straße zwischen abgeernteten Reisfeldern und freundlichen kleinen, stets von Bambushainen umgebenen Schandörfern dahin. Wie sollte ein Burmese oder Schan überhaupt ohne Bambus existieren können? Der Bambus dient ihm zu tausenderlei Zwecken, und man kann dreist sagen, es giebt kaum etwas, wozu er nicht verwendet würde. Er dient zum Bau der Wohnhäuser und Stallungen, mit zwei Hieben der Dha liefert er Eimer oder Trinkgefäße, aus seinem gespaltenen Holze werden Matten und Körbe, Hüte und Siebe geflochten, aus seinem Rohre werden Flöten, Tabaks- und Wasserleitungsrohre geschnitten, Scheiden für

die Dha angefertigt u. a. m., seine Blätter dienen als Vieh- und Pferdefutter und seine jungen Schößlinge liefern ein gutes, nahr- und schmackhaftes Gemüse, kurzum der Bambus dient zu allem und jedem, und wenn man einem Schan erzählt, es gäbe in Europa dieses Riesengras nicht, so lächelt er mitleidig und versteht nicht, wie man in einem solchen Lande überhaupt leben kann.

Die Leute waren bei der schönen trockenen Witterung allerorten auf den Feldern, damit beschäftigt, auf einem Stückchen hartgestampften und geebneten Bodens die eingeheimste Reisernte durch zu oft fünf bis sechs neben einander im Kreise getriebene Ochsen austreten zu lassen. Lange Züge wohlgenährter, meist hellbrauner Lastochsen mit schönen Köpfen und kurzen Hörnern, ausgedroschenen Paddy tragend, begegneten uns oder wurden von uns überholt. Die Tiere tragen auf jeder Seite des Rückens ein dickes, mit Reishülsen gefülltes Polsterkissen, so daß das Rückgrat frei bleibt. Quer über diesen Kissen ruht eine Bambusstange, an deren Enden Körbe befestigt sind. Die Kissen selbst werden durch Vorderzeug und Schwanzriemen in ihrer Lage gehalten, ein Drücken oder Durchscheuern der Tiere kommt bei dieser praktischen Anschirrung äußerst selten vor. Die Leitochsen tragen, in einer Holzgabel über dem Widerrist hängend, häufig eine große, nicht runde, sondern von hinten nach vorn breitgedrückte Bronzeglocke, die mit ihrem tiefen, vollen Ton schon auf weite Entfernungen das Herannahen eines Zuges verkündet. Auch die Elefanten sind stets mit einer Metall- oder einer Holzglocke versehen, damit andere Karawanen, sowie namentlich Reiter rechtzeitig vor ihrem Herannahen gewarnt werden. Bemerkt sei noch, daß der Elefant, so weit englische Polizeivorschriften Geltung haben,

vom Wege abbiegen muß, wenn ihm Reiter oder mit Pferden bespannte Fuhrwerke begegnen.

Nach kaum dreistündigem Marsch rückten wir in Papun ein, der letzten größeren burmesischen Ortschaft auf unserem Wege nach Laos. Papun ist Sitz eines Deputy Commissioners, der über eine von zwei englischen Offizieren befehligte Polizeimacht von 70 Mann verfügt, anmutig am linken Ufer des Papunflusses, am Fuße bewaldeter, zwischen 2—3000 Fuß hoher Berge gelegen. Der Last- und Personenverkehr zwischen hier und Moulmein wird fast ausschließlich mit Hilfe kleiner flachgehender Chittagong-Boote vermittelt, von denen eine Flottille von nahezu 40 Fahrzeugen am Ufer lag, ihre Beladung mit Paddy erwartend. Nur ausnahmsweise wird der von uns gewählte Landweg benutzt. Angenehm berührt war ich durch das Vorhandensein einiger Kaufläden, in denen es weder an Bier, Whisky, noch an verschiedenen europäischen Konserven fehlte. Kondensierte Milch, die der Burmese mit Löffeln als süße Speise zu essen pflegt, sowie Huntley u. Palmers Biskuits findet man meist zwar selbst in den kleinsten Dörfern, vielleicht auch noch Sardinen von La Rade & Co. „packed in Portugal“ im Preise zwischen 20—30 Pf. per Dose schwankend, aber damit hören auch die Genüsse des Abendlandes auf.

Mr. Baines, der Deputy Commissioner, hatte mir schon am Tage zuvor einen Boten entgegengesandt und mich eingeladen, bei ihm Wohnung zu nehmen, so ritt ich denn stracks zu seinem Bungalow und wurde mit der nur den Engländern Fremden gegenüber eigenen Herzlichkeit willkommen geheißen. Viele Leute auf dem europäischen Kontinent, die höchstens einmal Gelegenheit gehabt haben, einen

Engländer auf Reisen kennen zu lernen, pflegen der Ansicht zu sein, daß der Sohn Albions entweder ein Rüpel oder ein unglaublich steifer zugeknöpfter Mensch sein müsse. Das ist Unsinn, und wer, wie ich, häufig das Glück gehabt hat, mit Engländern aus guter Familie in Berührung zu kommen, der wird notgedrungen zugeben müssen, daß es keine herzlicheren, gastfreundlicheren und hilfsbereiteren Menschen giebt, als unsere Vettern jenseits des Kanals. Der Engländer ist bei weitem nicht so zurückhaltend, wie der Deutsche. Ist ihm jemand empfohlen, ja begegnet er selbst zufällig einem ihm sympathischen Fremden, so betrachtet und behandelt er ihn vom ersten Augenblicke wie einen anständigen Menschen, bis er beweist, daß er diese Behandlung nicht verdient. Wir Deutschen handeln vielfach umgekehrt und halten jeden Menschen, den wir nicht kennen, solange für einen Verbrecher, bis er den Nachweis geliefert, daß er unbestraft ist, so lange für einen unerzogenen Flegel, bis er gezeigt hat, daß er weder den Salzlöffel als Ohrenputzer, noch die Gabel als Zahnstocher benutzt, so lange für einen Menschen mit Pumpgelüsten, bis er die nötigen Subsistenzmittel vorgewiesen, was naturgemäß den Verkehr und namentlich das schnelle Warmwerden mit Menschen, die man kennen lernt, erschwert, ja in vielen Fällen von vornherein vereitelt. Wo immer ich mit gebildeten Engländern, Beamten, Offizieren, Ärzten, Plantagenbesitzern u. s. w. zusammengekommen bin, habe ich von ihnen Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten erfahren, wie man sie bei uns im Lande der zugeknöpften Gehrockshöflichkeit nur den allerbesten Freunden zu erweisen pflegt.

Die englische Gastfreundschaft steht auf unserem Planeten nach meiner Erfahrung ohne gleichen da, sie wird

ohne Umstände, ohne Prätension geboten. Es heißt da einfach: „Do what you like, order what you like and feel yourself at home“ und damit wird es als selbstverständlich angenommen, daß man sich benimmt wie ein alter Stammgast und Hausfreund. Der Gedanke des Deutschen, etwas Besonderes für seinen Gast thun, ihn amüsieren und zerstreuen zu müssen, existiert für den Engländer Gott sei Dank ebenso wenig wie die Idee des Franzosen, seinen Gast glauben machen zu müssen, er lebe jeden Tag wie ein Fürst, während er vielleicht gewohnt ist, sich mit einigen Schnitten Salami, einem kalten Hühnerbein und einigen Radieschen zu begnügen.

Der Engländer giebt sich, wie er ist, er giebt seinem Gaste, was er hat, und mag das auch hier und da herzlich schlecht sein, es wird mit einer Liebenswürdigkeit geboten, daß man sich, man mag wollen oder nicht, wohl fühlen muß.

Das that ich denn auch im Hause des Mr. Baines vom ersten Augenblicke an und war durchaus nicht verstimmt, als mir von vornherein eröffnet wurde, ich müsse drei Tage in Papun rasten, um dem von meinem freundlichen Wirte bei einem ihm befreundeten Holzhändler in siamesischem Gebiete für mich bestellten Elefanten Zeit zu lassen, zur Daguinfähre zu kommen, wo ich mit Überschreitung des Salwin burmesisches Gebiet verlassen sollte.

Da Mr. Baines mir gleichzeitig versprach, für einen Elefanten für die drei Tagemärsche von Papun bis zur Daguinfähre sorgen zu wollen, entließ ich mein bisheriges Lasttier nach Entrichtung des Mietspreises von drei Rupien für den Tag und eines Trinkgeldes für meine stets fröhlichen Karen-Treiber, die höchst befriedigt stracks ihren Rückmarsch antraten.

Lu Pé und Vadiwal hatten der Versuchung eines Schnapsladens nicht zu widerstehen vermocht und mußten in stark angeheitertem Zustande aus der Schenke geholt werden. Sie behaupteten selbstverständlich, trotzdem sie sich kaum auf den Beinen halten konnten, an Nüchternheit höchstens von einem neugeborenen Kalbe übertroffen zu werden, was sie aber nicht vor einer schwungvollen Moralpredigt und der Androhung scharfer Strafen für den Wiederholungsfall bewahrte. Als Lu Pé trotz alledem am Abend in der bekannten Gangart des Gefängnis-Direktors Eisenstein aus der „Fledermaus" in den Speisesaal geschwankt kam, wurde kurzer Prozeß mit ihm gemacht, indem Mr. Baines auf meinen Wunsch einige seiner Polizisten herbeirufen und durch diese den Herrn Burmesen in dem auf der Höhe eines Hügels im Stationshause hübsch luftig gelegenen Lattenverschlag für die Nacht unterbringen ließ.

Die Polizeitruppe in Papun besteht aus Gurkas und Karens, die sich zusammen vortrefflich vertragen, trotz ihrer verschiedenen Religionsbekenntnisse; denn während die Gurkas sich zur Lehre Brahmas bekennen und somit auf „Kaste" zu halten haben, sind die Karens entweder Christen oder Heiden. Wenn daher die Gurkas auch nie daran denken können, mit einem Karen zusammen ihre Mahlzeiten einzunehmen, so hindert sie im übrigen nichts, gute Kameraden zu sein, und von dieser ihrer guten Kameradschaft kann man sich allabendlich überzeugen, wenn die nicht im Dienste befindlichen Mannschaften sich auf dem vor Mr. Baines' Bungalow liegenden Exerzierplatz versammeln, um im Fußballspiel (nicht dem burmesischen, sondern dem englischen Spiel mit großem Lederballe) ihre Kräfte und ihre Gewandtheit

gegen einander zu messen, wobei in der Regel die Karens den Sieg davon tragen.

Als ich gleich am ersten Abend von der Veranda aus den sich herumtummelnden elastischen Gestalten zuschaute, fiel mir ein mit besonderem Feuereifer sich am Spiel beteiligender, kaum siebzehnjähriger Junge durch seinen Schneid und seine Behendigkeit auf. Er war weder ein Karen noch ein Gurka, sondern seinem hochgeschürzten seidenen, um die Hüften geschlungenen, rot und braun gestreiften Lungi nach zu schließen, ein Burmese. Dieser Annahme widersprach hingegen wieder sein kurz gehaltenes Haar; denn die Burmesen tragen dasselbe lang und auf dem Scheitel in einen Knoten geschlungen, der mit einem Seidentuche umwunden wird; auch fehlte ihm die Tätowierung der Oberschenkel.

Auf meine Frage, wer der Junge sei, erfuhr ich von Mr. Baines, er sei der Sprößling eines europäischen Vaters und einer burmesischen Mutter aus anständiger Familie, habe guten Schulunterricht genossen und arbeite z. Z. als Volontär in der Polizeikanzlei. Der Junge gefiel mir vom ersten Augenblick, und als er am folgenden Morgen an unserem Bungalow vorbeikam, um aufs Bureau zu gehen, ließ ich ihn zu mir rufen und fragte ihn, ob er nicht Lust habe, mich auf einer Reise durch die Schanstaaten zu begleiten. Er eröffnete mir darauf, daß er, seit er von meiner Ankunft in Papun erfahren, die Absicht gehegt habe, mich zu bitten, ihn mit zu nehmen, daß er aber nicht gewagt habe, mir seinen Wunsch vorzutragen; er sei bereit, mir zu folgen, gleichviel wohin. Meine Frage, ob er irgend welche Zeugnisse besitze, beantwortete er mit Nein, dagegen habe er beim letzten Turnfest den ersten Preis als Hochspringer davongetragen, habe die Mittelschule in Moulmein absolviert,

sei gesund, Protestant, der englischen Sprache mächtig, des Lesens und Schreibens kundig, könne ein wenig kochen und scheue sich vor keiner Arbeit. Die Gehaltsfrage behandelte er sehr cavalièrement, er käme überhaupt nicht mit mir, um Geld zu verdienen, sondern aus Lust am Reisen, er wolle etwas von der Welt kennen lernen und wäre vollauf zufrieden, wenn ich ihn unterwegs verpflegen wolle. Nach Rücksprache mit Mr. Baines wurde der Junge in meinen Dienst genommen. Sein Name war Chit-Hla, was in der burmesischen Aussprache etwa wie Schiller klang. Ich taufte ihn daher Friedrich und nannte ihn „Fritz".

Lu Pé wurde nunmehr auf meinen Wunsch aus seinem Lattenverschlage heraus gelassen und in einem fürchterlich verkaterten Zustande vor mich gebracht. Er hatte eine infam kalte, unbequeme Nacht auf dem harten Boden des mit nichts weniger als modernem Luxus ausgestatteten Gefängnisses zugebracht und erklärte, an eine ähnliche Behandlung nicht gewöhnt zu sein, er sei selber Polizist gewesen und habe genug Leute in sicheren Gewahrsam befördert, aber bei dieser Beförderung eine passive Rolle zu spielen, sei gegen seinen Geschmack, und er ziehe es daher unter den obwaltenden Umständen vor, auf die Ehre, in meinen Diensten zu stehen, zu verzichten. Er glaubte damit offenbar einen Trumpf auszuspielen, da ihm meine bisherigen vergeblichen Anstrengungen, weitere Diener zu engagieren, kein Geheimnis waren, und war nun allem Anschein nach recht peinlich überrascht, als ich ihm mitteilte, er wäre mit seinem Entlassungsgesuch meinen Absichten durchaus entgegen gekommen, er möge ohne Zeitverlust seine Sachen packen und dahin zurückkehren, von wo er gekommen sei. Ich zahlte ihm dann seinen bisher verdienten Lohn aus, gab ihm in einer An-

wandlung von Großmut Geld zur Rückfahrt bis Rangun, und damit war Herr Lu Pé für mich erledigt. Mir selbst aber war eine Last von der Seele genommen, denn es war mir klar geworden, daß es eines Tages zwischen mir und ihm zu einem Kampfe auf Leben und Tod kommen müsse.

Fritz erhielt einige Rupien, um sich reisefertig zu machen, außerdem wurde ihm bedeutet, sein Gepäck auf ein Minimum zu beschränken, Koffer, Kisten und andere schwere oder umfangreiche Gegenstände aber zurück zu lassen. Als er mich in bescheidenster Weise bat, einen kleinen Koffer mitnehmen zu dürfen, da ein solcher sein Ansehen bei den Leuten im Innern des Landes bedeutend erhöhe, ließ ich mich erweichen und bewilligte diese Bitte. Nach einigen Stunden kam er mit seiner Ausrüstung anmarschiert. Angenehm überraschte mich das Format des Koffers, der berufen war, das Ansehen des Besitzers wesentlich zu erhöhen, denn er war nicht viel größer, als eine altväterliche Zuckerdose. Sein Inhalt bestand aus zwei grellfarbenen seidenen Lungis, crêmefarbigen seidenen Jäckchen und Kopftüchern, sowie endlich einigen Büchsen portugiesischer Sardinen. In der Meinung, Fritz könne sich verpflichtet glauben, auch für meine leiblichen Bedürfnisse zu sorgen, fragte ich ihn, für wen die Sardinen bestimmt seien, worauf er meinte: „Für uns alle."

Wenn ich mich auch hier wieder in Detailmalerei verliere, so geschieht dies, weil Fritz berufen ist, die entschieden bedeutendste Rolle in der weiteren Schilderung meines Marsches zu spielen und weil in den drei Worten: „Für uns alle" sich sein ganzer Charakter wiederspiegelt. Er war der selbstloseste, freigebigste, gastfreieste Junge von der Welt; was er besaß, das teilte er mit jedem in der Karawane, er hungerte und durstete, wie ich hier und da nach-

träglich erfuhr, lediglich damit ich keine Entbehrungen leiden sollte, er gab alles hin, was er besaß, und nur das übrigbleibende „Nichts" beanspruchte er für sich selber. Fritz war, obgleich europäisches Blut in seinen Adern rollte, in dieser Richtung vollkommen Burmese, denn Freigebigkeit und Gastfreiheit sind echt burmesische Charaktereigenschaften, und zwar Charaktereigenschaften, an denen, wie ich fürchte, über kurz oder lang die Burmesen zu Grunde gehen werden. Der Burmese ist ein viel zu anständiger Mensch, um sich gegen die sein Land allmählich überflutenden geizigen und habsüchtigen Madrassis, Chittagonier, Schans und Chinesen behaupten zu können. Der Kuli aus Madras wird ihn von seinem Grund und Boden verdrängen, wie der Chittagonier ihn schon mit seinen Fahrzeugen von den Flüssen verdrängt, und der Chinese sich des Handels bemächtigt hat. Mit dem Eindämmen des Räuberwesens in seinem Lande wird der Schan, ein geborener Reisender und Handelsmann, sich mehr und mehr nach Burma herunterziehen, um den Eingeborenen des Landes, der seit undenklicher Zeit gewohnt ist, sich mit Ballspiel und Burri-Rauchen zu beschäftigen, von der Hand in den Mund und, wenn er selbst nichts hat, von dem zu leben, was sein Nachbar besitzt, von seinem Grund und Boden zu vertreiben.

Nachdem ich den Koffer und seinen Inhalt besichtigt hatte, entdeckte ich noch ein anderes umfangreicheres Gepäckstück und erhielt auf meine Frage, was dasselbe enthalte, von Fritz die Antwort: „Eine Bibel!"

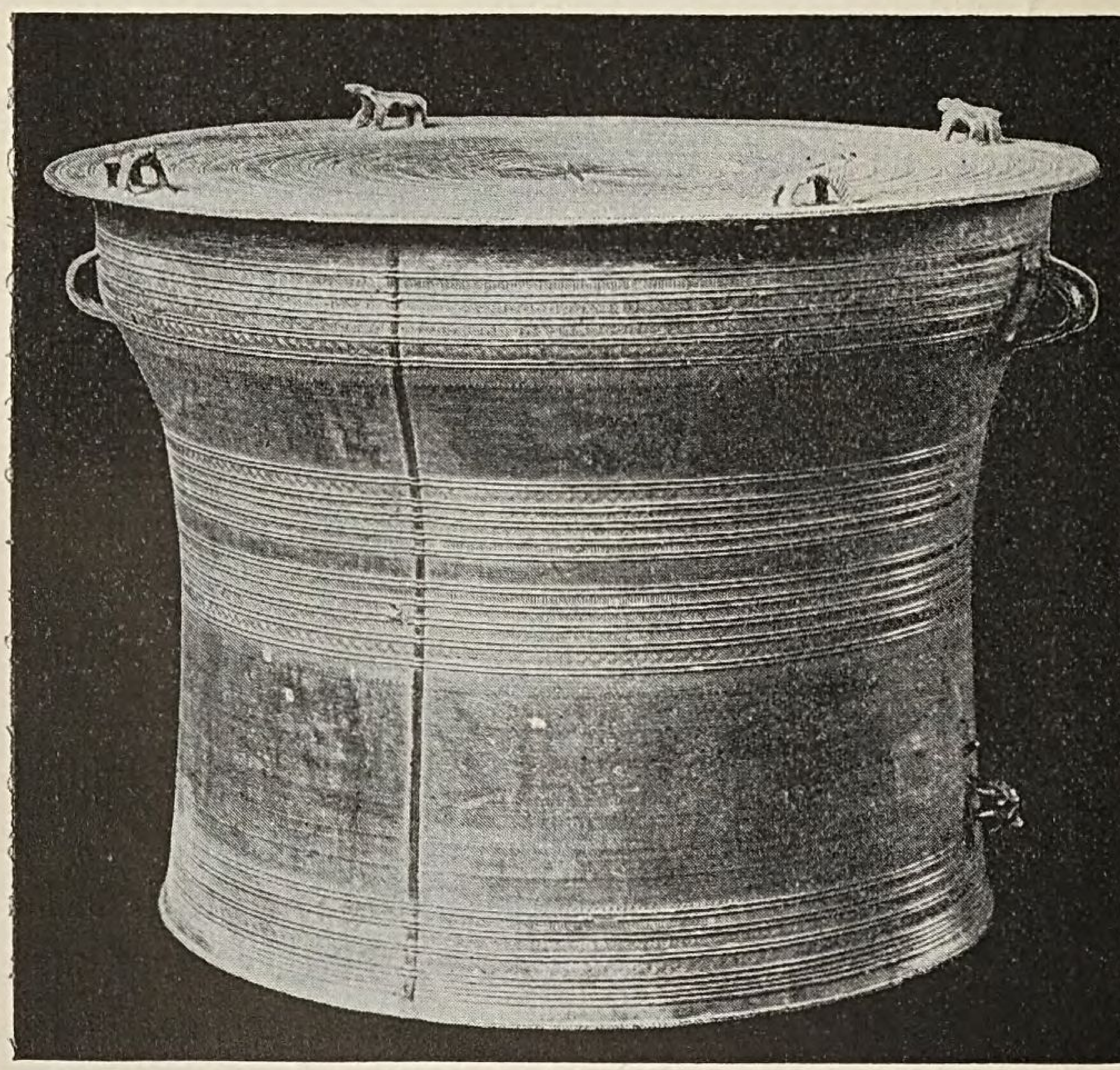
Ob er etwa daran dächte, dieselbe mit auf Reisen zu nehmen?

Ja! Es sei eine burmesische Übersetzung der heiligen Schrift, die er kürzlich für den Preis von 5 Rupien gekauft

habe, in der Absicht, sie unter die Heiden zu bringen; er hoffe, ich werde ihm gestatten, die jetzt sich bietende günstige Gelegenheit zu benutzen, sein Vorhaben auszuführen. Wäre ein anderer Diener mit einem ähnlichen Ansinnen an mich herangetreten, durch das Mitnehmen einer dickleibigen, zweibändigen Bibelübersetzung mein bis auf das Allernotwendigste beschränktes Gepäck noch um mindestens 10 Pfd., d. h. nach burmesischen Ideen um eine kleine Kulilast zu vermehren, ich würde ihn für verrückt erklärt und ziemlich unsanft zurechtgewiesen haben. Fritz aber, der soeben Sardinen „für uns alle" gekauft hatte, konnte ich unmöglich so schroff behandeln, und ich erlaubte ihm daher, die Bibel mit zu führen, so lange wir mit Elefanten marschierten, stellte aber die Bedingung, daß im Notfalle der erste beste des Weges kommende Heide mit dem Buche beglückt werden müßte.

Die drei Tage, welche ich in Papun zubrachte, vergingen in angenehmster Weise in Gesellschaft Mr. Baines' und seiner beiden Polizeioffiziere. Ersterer stellte den Karens, mit denen er hauptsächlich zu thun hatte, ein äußerst günstiges Zeugnis aus. „Es läßt sich nicht leugnen," meinte er, „daß die Karens unverbesserliche Diebe sind, aber sie sind bei alledem die ehrlichsten Diebe von der Welt. Fragt man einen des Diebstahls verdächtigen Karen, ob er schuldig sei, so sagt er ohne weiteres Ja! und forscht man nun weiter, warum er gestohlen, so erklärt er, der oder jener Gegenstand oder der Elefant seines Nachbarn habe ihm schon seit langer Zeit besonders gefallen, und da er keine andere Möglichkeit gesehen habe, sich in den Besitz desselben zu setzen, so habe er ihn fortgenommen. Das sei sein ganzes Vergehen, und wenn man ihn deswegen bestrafen wolle, so möge man es thun" Eines Morgens erzählte Mr. Baines,

gerade aus einer Gerichtssitzung heimkehrend, er habe heute einem Diebe eröffnet, daß er nach § 42 zu so und so viel Wochen Gefängnis verurteilt worden sei, worauf derselbe erwidert habe, das sei keine Gerechtigkeit, er habe zum ersten Male gestohlen und bäte daher auch nach § 1 verurteilt zu

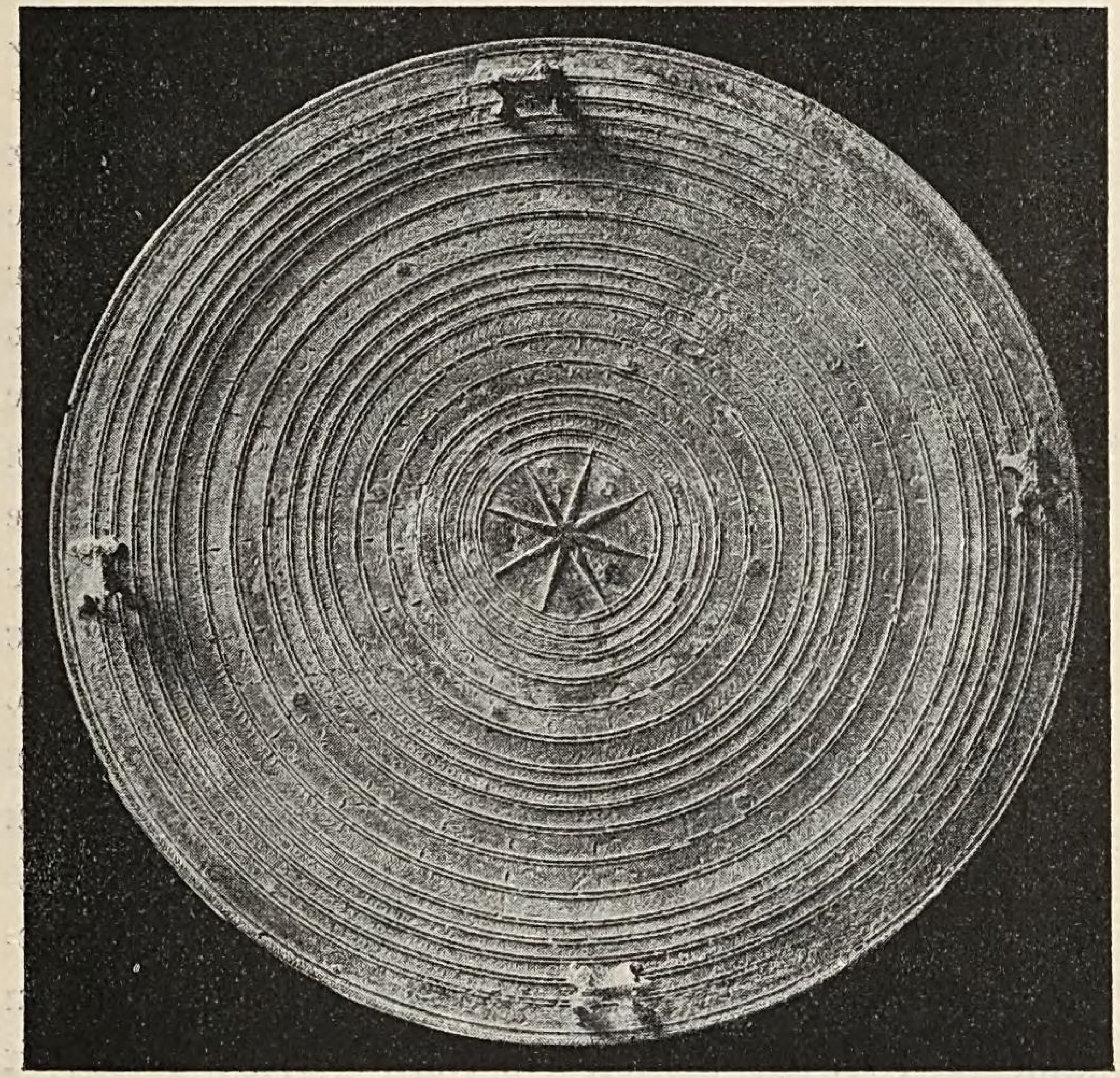


Bronzetrommel der Karens.

werden, aber gleich mit Nr. 42 anfangen, das ginge denn doch nicht. Ein anderer, der als Zeuge geladen und drei Tagereisen weit hergekommen sei, habe sich beschwert, daß er nur fünf Minuten lang vernommen worden sei, und gemeint, es wäre zu viel verlangt, drei Tage lang zu marschieren und dann nach einem nur wenige Minuten dauernden

Verhör wieder entlassen zu werden; er habe erwartet, mindestens einen ganzen Tag lang vernommen zu werden.

Mr. Baines scheint mir recht darin zu haben, wenn er meint, man könne diese kindlich einfältigen Menschen nicht



Bronzetrommel der Karens.

nach dem Buchstaben des Gesetzes richten, sondern müsse hier mehr die väterlich erziehliche Rute schwingen.

Ueberaus interessant sind die großen Bronzetrommeln der Karens, die ich in einem Kloster der Papun zum ersten Male zu Gesicht bekam. Herr Hofrat A. B. Meyer, Direktor des ethnographischen Museums in Dresden, hatte mich seit

langer Zeit gebeten, mich nach diesen seltenen Musikinstrumenten umzusehen, und ich hatte mich seitdem an alle mir bekannten, mit den Karens in Berührung kommenden Beamten, sowie an mehrere unter den Karens lebende Missionare mit der Bitte gewandt, mir eine solche Trommel zu besorgen. Von allen hatte ich jedoch die Antwort erhalten, sie hätten von derartigen Instrumenten nie gehört und bezweifelten, daß dieselben überhaupt existierten. Und nun komme ich in Papun in eine Pungi Kyounk und finde gleichzeitig zwei dieser lange gesuchten Trommeln, die hier freilich nicht in ihrer Eigenschaft als solche, sondern als Wasserbehälter benutzt wurden. Sie sollen nach Aussage der einen von den Schans, nach Aussage der anderen von den Karens selber angefertigt, und zwar aus der Bronze eingeschmolzener, aus den Tempeln und Pagoden gestohlener Buddhabilder gegossen werden. Sie bilden, wie schon früher bemerkt, neben Elefanten den wertvollsten Besitz der Karens, die sich nur in den äußersten Notfällen von ihren Trommeln trennen. Wenn es mir trotzdem gelungen ist, zwei derselben (die größere ist 45 Zentimeter hoch und hat einen Trommelflächendurchmesser von 60 Zentimeter) zu erstehen, so verdanke ich das ausschließlich den liebenswürdigen Bemühungen meines Wirtes, der sich bei den Karens solcher Beliebtheit erfreut, daß sie ihm noch ganz etwas anderes, als ihre Trommeln verkaufen würden.

Am Abend vor meiner Abreise erschien auf dem freien Platze vor unserem Bungalow eine etwa zwanzig Mann starke Schanmusikbande, um mir eine Huldigung darzubringen. Als Instrumente dienten etwa ein Dutzend abgestimmte Gongs, eine große Trommel und verschiedene Bronzebecken. Die Musik selbst war ebenso ansprechend wie eigen=

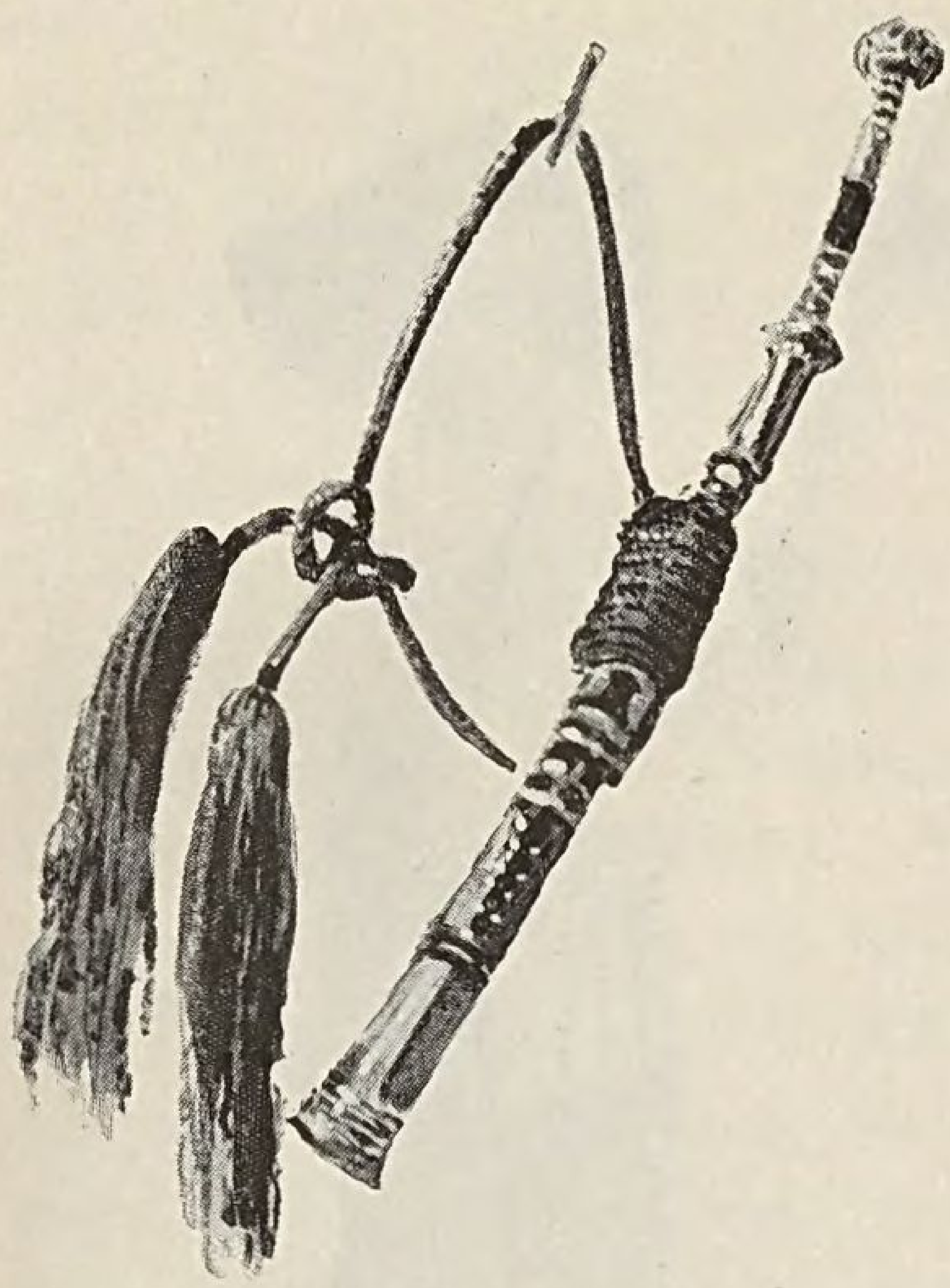
artig. Mehrere bis auf die Hüften nackte wohlgebaute Tänzer führten gleichzeitig Scheingefechte mit Schwertern und Lanzen auf und bekundeten dabei eine seltene körperliche Gewandtheit. Das Kostüm der Schans, bestehend aus sehr weiten, bis an die Knöchel reichenden Hosen, durch einen buntseidenen Gürtel zusammengehalten, in dem vorn ein silberner Dolch steckt, weiten weißen Jacken und hellfarbigem, seidenem Kopftuch, ist ein ebenso männliches wie kleidsames.



Schan-Krieger.

An einer fingerdicken grünen oder roten Woll- oder Seidenschnur von der linken Schulter herabhängend, trägt jeder Schan, arm oder reich, sein etwa drei Fuß langes, in einfacher oder mit Silberbeschlag gezierter Bambusscheide steckendes, schwach gebogenes Schwert, seine Dha; dazu über das Gesäß ein kleines Körbchen zur Aufbewahrung seiner Burris u. s. w. Als Kopfbedeckung bei Reisen dient ihm ein großer, an den Seiten schlaff herabhängender Hut aus

feinem Strohgeflecht, mit einer fast bis auf den Rand des Hutes herunterfallenden langen Quaste aus dünnen roten beziehungsweise grünen Litzen. Letztere sind meist österreichisches Fabrikat, während die Hüte, die einzig und allein von den Schans getragen werden, aus der chinesischen Provinz Yunnan bezogen werden. Die Schans sind von der Brust bis zu den Knöcheln mit dunkelblauen, seltener roten, oft überaus feinen und geschmackvollen Tätowierungen bedeckt, auch sieht man vielfach Leute, die sich Gold- und Silberstückchen, sowie Edelsteine (meist Rubinen) unters Fleisch haben wachsen lassen, in dem Glauben, dadurch hieb-, stich- und schußfest zu werden.



Schan-Dha.

Eines der entzückendsten kleinen Menschenkinder, die mir je vorgekommen sind, war ein neunjähriger Schanjunge, der Sohn eines Häuptlings aus einem benachbarten Staate. Derweil die Fechttänzer die wildesten Sprünge ausführten und sich wie wahnsinnig geberdeten, stand dieser kleine Kerl im Hintergrunde, wiegte sich erst nach dem Klange der Musik in den Hüften hin und her und fing dann, sich unbeobachtet glaubend, an, einen Tanz aufzuführen, so zierlich, so anmutig, wie ich mich nicht entsinne, jemals im Leben etwas ähnlich Vollendetes gesehen zu haben. Als Mr. Baines

ihm zurief, in den Vordergrund zu kommen, folgte er verlegen dieser Aufforderung, und wie er dann vor uns stand in seinem schneeweißen Anzuge, das rabenschwarze Haar mit einem rosaseidenen Tuch zusammengehalten, die großen mandelförmig geschnittenen, von langen, samtnen Wimpern überschatteten Augen verschämt halb zur Erde gesenkt, die Wangen seines zarten Gesichtes von der Aufregung des Tanzes und von Verlegenheit leicht gerötet, da waren wir uns einig darin, daß wir eines der lieblichsten Wesen, die Gott je geschaffen, vor uns hatten.

Ich schenkte ihm eine Rupie, die er mit reizendem Anstande entgegennahm, und auf die Frage, was er mit derselben zu thun gedächte, antwortete er, er wolle sich Kuchen dafür kaufen. Genau wie ein deutscher Sextaner! Wie prosaisch. Ich hatte eigentlich gehofft, er würde sagen, er wolle sich dafür ein Paar neue Flügel machen lassen, um wieder Engel zu werden, und nun war er doch ein Junge wie alle andern und wollte sich Kuchen kaufen!

Am folgenden Morgen erschien rechtzeitig der mir von Mr. Baines versprochene Elefant nebst sämtlichen Söhnen des Besitzers desselben, drei netten, gefälligen Karenburschen. Auf meinen Wunsch war die größte Haudah, die in Papun und Umgegend zu haben war, aufgetrieben worden, so daß die Verladung unserer Sachen keine großen Schwierigkeiten bot.

Als ich Fritz, der sich in dem ihm von Mr. Baines ausgestellten Paß nicht „servant“, sondern „clerk“ hatte betiteln lassen, in seinem Reisekostüm antreten sah, hätte ich vor Überraschung beinahe meinen Revolver, den ich gerade im Begriff war, mir um den Leib zu schnallen, fallen lassen. Zuvor hatte ich den Jungen stets in für einen Burmesen

auffallend einfachen Gewändern gesehen, außerdem hatte ich ihm einen bisher von Lu Pé getragenen grauen Leinwandanzug gegeben und von seinem gesunden Menschenverstand erwartet, daß er sich für den Marsch seiner ältesten, schlechtesten Sachen bedienen würde. Aber nein! Da stand er vor mir — sonst in der Regel barfuß laufend — ein Paar glänzende Lackschuhe an den Füßen, mit taubengrauen, bis übers Knie reichenden baumwollenen Strümpfen, orangefarbenem, goldig schimmerndem, seidenem Lungi, crêmefarbigem, dünnem Seidenjäckchen, um den Kopf ein rot und weißes geblümtes Tüchlein, ebenfalls aus Seide. Kurzum, ein Kakadu war gar nichts im Vergleich zu Fritz, der tausend schöne Farben spielte.

Als ich ihn fragte, ob er nicht recht bei Trost sei, wurde er rot wie ein Krebs und meinte, er müsse doch beim Abschied den Leuten zeigen, daß er nicht fortgehe, weil er nicht mehr genügende Mittel besäße, auch ohne mich zu leben. Das war allerdings für einen Burmesen ein Grund, der sich hören ließ, und da ich ohnehin überzeugt war, daß weder die köstlichen Lackschuhe, noch die zarten, taubengrauen Strümpfe lange in der Lage sein würden, mein an nackte Beine mehr gewöhntes Auge zu verletzen, so ließ ich dem Jungen sein Vergnügen und gab ihm, um ihm einen möglichst wirkungsvollen Abgang zu sichern, einen mit Silber beschlagenen Schanspeer zu tragen, den mir einer der Polizeioffiziere, Mr. Legette, tags zuvor zum Geschenk gemacht hatte.

Vadiwal stach in seinem groben Anzuge, der auf dem Körper eines meiner früheren Diener bereits den Feldzug gegen Manipur mitgemacht hatte, als Landstreicher heute beinahe wohlthuend gegen Fritz ab und konnte einige höhnische

Bemerkungen über seinen glänzenden Kollegen nicht unterdrücken.

Endlich war alles marschfertig, und nach einem herzlichen Abschiede von meinem gastlichen Wirte setzten wir uns in Bewegung. Mein Geleite bestand aus einem Polizeisergeanten und vier Mann, so daß unsere kleine Karawane alles in allem elf Köpfe zählte. Die Polizeisoldaten in Burma erhalten eine im Vergleich zu ihren Kameraden in Indien recht hohe Löhnung, nämlich 18 bis 24 Mark monatlich, dazu jährlich zwei vollständige Anzüge aus starkem grauem Jutestoff, sogenanntem Kaki. Für ihre Verpflegung haben sie selber zu sorgen.

Kurz hinter Papun begann eine starke Steigung durch Busch und Waldland. Wir hatten einen Bergrücken von etwa 2000 Fuß zu überschreiten. Der Weg war miserabel, entweder steinig oder durch Elefanten während der nassen Jahreszeit in einer Weise ausgetreten, daß die sich ununterbrochen aneinanderreihenden, oft mehrere Fuß tiefen, jetzt bei trockenem Wetter hartgewordenen Fußspuren ihm das Aussehen einer riesenhaften Wachswaabe verliehen. Unser Elefant folgte, wenn auch, soviel ich bemerken konnte, keineswegs errötend, den Spuren seiner Vorgänger und trat ohne große Beschwerden von einem Loch ins andere. Für Radja sowohl wie für uns Menschen war die Sache immerhin weniger bequem und unser Marsch stundenlang ein beständiges Fallen und Stolpern, wobei namentlich Fritzens Lackschuhe und Wadenstrümpfe übel zugerichtet wurden. Der Weg von Papun bis zur siamesischen Grenze kann ohne Schwierigkeit in zwei Tagen zurückgelegt werden. Da unser von Mr. Baines bestellter siamesischer Elefant aber kaum vor drei Tagen an der Grenze eintreffen konnte, ließen wir

uns Zeit und machten uns das Leben so bequem wie möglich. An einem kristallklaren Flüßchen, dem Methaluk, der jetzt etwa 3 Fuß Wasser hatte, in der Regenzeit aber eine Tiefe von 7 Fuß und darüber aufweist, bezogen wir unser erstes Lager. Hier wie auch auf unseren beiden nächsten Rastplätzen hatte Mr. Baines die als Rasthäuser dienenden Bambusschuppen für mich neu in Stand setzen und reinigen lassen. Überall erschien der Vorsteher der nächstgelegenen Ortschaft mit Geschenken an Bananen, Eiern und Hühnern, so daß wir nicht nötig hatten, uns irgend etwas abgehen zu lassen.

Die Gegend gilt als recht unsicher, und Räuberbanden, größtenteils Schans, sind keine seltenen Erscheinungen in den Dorfschaften um Papun. Ja, eine solche Bande hat sogar noch vor wenigen Jahren die Frechheit gehabt, Papun selbst anzugreifen, was ihr aber übel bekommen ist, da fast die ganze Gesellschaft, während sie die Stadt von einer Pagode am jenseitigen Ufer des Flusses beschoß, umzingelt und niedergemacht wurde. Was in Gefangenschaft geriet, wurde später mit Hilfe des Stranges unschädlich gemacht.

Während Vadiwal sich mit der Küche beschäftigte, Radja friedlich graste, die Karens im Flusse nach Fischen und die Gurkas im Walde nach Wild suchten, las ich Fritz ein Privatissimum über die Pflichten eines guten Dieners, zeigte ihm, wie man ein Bett zu machen, einen Tisch zu decken, Waffen zu putzen und eine Pfeife zu stopfen habe, an welcher Stelle mein Revolver über Nacht liegen solle und wo unter allen Umständen zu jeder Stunde Streichhölzer zu finden sein müßten. Später folgte ein Bad im Flusse, ein kurzer Gang in den Wald, darauf ein einfaches aber gutes Abendessen, und unser Tagewerk war vollbracht.

Der Sergeant stellte einen Posten auf, ein großes Wachtfeuer wurde angezündet, um welches sich Karens und Gurkas einträchtig lagerten, um noch eine Weile zu plaudern, dann wurde es still, bis endlich nur das stets ungemein wohlthätig auf meine Nerven wirkende Geräusch von Radjas Kauwerkzeugen und ab und zu der Schrei eines Hirsches die Ruhe der Nacht unterbrach.

Der Morgen war empfindlich kalt, ein dichter, dem Flusse entsteigender Nebel hüllte uns ein, so daß wir kaum fünf Schritte weit sehen konnten. Da wir keine Eile hatten, ließen wir uns Zeit mit dem Aufbruch, bis der Sonne wärmender Strahl den Nebel verscheucht hatte, und setzten uns inzwischen um ein behaglich loderndes Feuer.

Wir hatten auch heute wieder verschiedene starke Steigungen zu überwinden, marschierten für einige Zeit in dem nur wenig Wasser enthaltenden steinigen Bette eines Flüßchens, welches sich zwischen mit herrlichen Bäumen, mindestens 60 Fuß hohem Bambus und wunderbar üppigen Bananenstauden bestandenen Bergen hindurch windet, frühstückten in einem der bereits erwähnten, für mich hergerichteten Rastschuppen und setzten dann den Marsch bis Nataun fort, wo wir wiederum, fern von allen menschlichen Wohnungen, Lager inmitten des Waldes bezogen.

Fritz that sich hier am Abend nach gethaner Arbeit als Feldprediger auf, las, mit den Karens um ein Holzfeuer hockend, aus seiner Bibel vor und erklärte seiner kleinen Gemeinde schwer verständliche Stellen mit einem Eifer, der einem Berufsapostel Ehre gemacht haben würde. Der Junge war wirklich ein frommer Christ, und da er dabei kein Mucker war, so ließ ich seinen apostolischen Bestrebungen freien Lauf. Ich hoffte nebenbei auch, er würde mit seinen Vorträgen

einen etwas veredelnden Einfluß auf den Hallunken Vadiwal ausüben und ihm beibringen, die Leber zu geben, wem die Leber gebührt; diese Hoffnung erwies sich indessen leider als trügerisch, er war zwar einer von Fritzens aufmerksamsten Zuhörern, aber die Worte der Bibel hören und nach ihnen zu handeln war bei ihm, wie bei den meisten Menschen, zweierlei. Daß Vadiwal übrigens auch ein sogenannter Christ war, erfuhr ich eines Abends. Als ich ihn fragte, ob Fritz ihn noch nicht bekehrt habe, erwiderte er grinsend:

„I long time christian, Sir".

„So? Das ist mir ja gänzlich neu. Wer ist denn Dein Gott?"

„Jesus Christus ist mein Gott."

„Jesus Christus? Hast Du denn, wenn Du Christ bist, keine Ahnung, wer Jesus Christus war?"

„I know very well, Sir. He was very big man."

Wer nun die Inder kennt und weiß, was sie unter einem „veri big man" verstehen, der wird ohne Schwierigkeit aus der Antwort Vadiwals ersehen, daß er sich Christus etwa als ehemaligen Gouverneur von Madras mit einem Einkommen von 10000 Rup. monatlich vorstellte.

Unser Lager befand sich in einer kleinen Waldlichtung. Mit Einbruch der Nacht glaubte ich das Geläute dumpfer Glocken zu vernehmen und erwartete somit jeden Augenblick, einen Elefanten oder einen Zug Lastochsen aus dem Walde auftauchen zu sehen, bis Fritz mir erklärte, der Laut rühre von einem von den Burmesen Niat-so genannten Nachtvogel her. Märchenhaft schön war das Aufsteigen der Mondscheibe hinter einem mit Bambusdickicht bedeckten Waldhügel, und es währte lange, bis ich mich an diesem Schauspiel satt ge-

sehen hatte und mich, zufrieden wie ein Menschenkind es nur sein kann, in meine Jägerdecke hüllte.

In aller Frühe waren wir auf den Beinen, um Daguin, den burmesisch-siamesischen Grenzposten, womöglich noch vormittags zu erreichen. Am Wege fanden wir mehrfach merkwürdig phantastische Bambus-Flechtwerke und Gerüste, die von den Karens als Teufelsfallen aufgestellt waren, genossen verschiedentlich hübsche Durchblicke auf Schluchten und Waldthäler und sahen bereits gegen 10 Uhr die Wasser des Salwin einem Silberbande gleich, sich zwischen grünenden Hügeln dahinschlängeln. Bald wurde auf der anderen Seite des Flusses das siamesische Grenzfort sichtbar, wenn man eine einfache von hohem Holzzaun umgebene Station so nennen darf. Der letzte Teil unseres Weges führte durch bewässerte Reisfelder und sogenannte Taungyas, d. h. durch Niederhauen des Waldes und Verbrennen des Holzes geschaffene Lichtungen, die eine oder zwei Ernten zu tragen haben und dann wieder verlassen werden.

Die an dem Westufer des Salwin, der siamesischen Station gegenüber, aber etwa 100 Fuß höher als diese gelegene burmesische Grenzstation hat eine Besatzung von 30 Mann Militärpolizei unter Befehl eines Gurkasergeanten, ist nett und sauber gehalten und gleich der siamesischen Station von einer Holzpallisade umschlossen. Man stellte mir innerhalb der Umwallung ein Quartier zur Verfügung, doch zog ich es vor, der schöneren Lage wegen, Bett und Tisch auf der Veranda des unmittelbar am Flusse freundlich gelegenen Häuschens des Fährpächters aufzustellen, dessen Leute sich in jeder Weise freundlich und entgegenkommend zeigten. Das Fährrecht wird von der Regierung, ob jährlich oder in größeren Zwischenräumen weiß ich nicht, meistbietend ver-

pachtet. Der jetzige Pächter, ein indischer Handelsmann in Papun, zahlt eine Pacht von 3500 Rup. für das Jahr und soll dabei gute Geschäfte machen, da der Verkehr, der nach Papun ziehenden Ochsenkarawanen zu Zeiten ein recht bedeutender ist. Die aus Yunnan kommenden Maultier- und Pony-Karawanen pflegen indessen meist dem linken Flußufer folgend nach Moulmein zu ziehen.

Zur Rekognoszierung des Terrains und um Erkundigungen einzuziehen, ob der von Mr. Baines bestellte Elefant bereits eingetroffen oder wann er zu erwarten sei, fuhr ich mit Fritz und meinem Sergeanten nach der siamesischen Seite hinüber. Das Thor des Forts stand offen und unbewacht, so daß wir ungehindert eintreten konnten. Auch im Innern der halbverfallenen und arg vernachlässigten Anlage war außer einigen Weibern und Kindern niemand anwesend. In dem hölzernen, geräumigen Stationshause hingen acht verrostete Feuersteinschloß-Gewehre an den Wänden, von Soldaten keine Spur. Endlich erschien ein alter Laosier, scheinbar der „Kommandant" der Station, in Zivil, d. h. mit einem Lendentuch, im übrigen aber mit Atmosphäre bekleidet, um sich nach unserem Begehr zu erkundigen, und erklärte auf Befragen, von einem eingetroffenen oder im Anmarsch begriffenen Elefanten nichts zu wissen.

Wir erfuhren, daß die Station mit zehn Soldaten belegt sei, die jedoch zur Zeit abwesend seien — wie ich vermute — um irgendwo zu requirieren. Mein Sergeant erzählte mir nämlich, es sei in Siam allgemein Sitte, daß das Gehalt der Soldaten von irgend einem ihrer höheren Vorgesetzten eingesteckt würde, es ihnen dafür aber gestattet sei, sich zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes an die Landbewohner zu halten, was sie natürlich in ausgiebiger Weise

thäten und dadurch derartig in Anspruch genommen seien, daß sie nur selten Zeit fänden, sich auf der Station zu zeigen.

Den Nachmittag benutzte ich dazu, Radja auf die siamesische Seite des Salwin zu bringen, ein keineswegs gefahrloses Unternehmen, da die Strömung eine sehr starke ist, sich verschiedene Felsen im Fluß befinden und auch an heftigen Strudeln kein Mangel ist. Ich nahm daher die Überführung dieses Mal selbst in die Hand, stellte mich im Badeanzug in ein kleines Fährboot und lotste den schwimmenden Radja an langer Leine glücklich durch alle Fährnisse hindurch. Um eine nicht geringe Sorge erleichtert, stürzte ich mich dann selber in die Fluten, um den Versuch zu machen, zurückzuschwimmen, gab indessen den Kampf mit der Strömung schon nach wenigen Sekunden als unsinnig auf und ließ mich zum Fährhause zurückrudern, wo Fritz mich mit einem Briefe in der Hand empfing. Derselbe enthielt eine Mitteilung des Holzhändlers Moung Shway Hlay in Mainlungyi, derzufolge dieser nicht, wie Mr. Baines gebeten, einen Elefanten, sondern, damit ich in aller Bequemlichkeit reisen solle, deren drei und zwar unter Führung seines Onkels abgesandt habe, die noch am selbigen Abend zu erwarten seien. Der freundliche Briefschreiber sprach zugleich die Hoffnung aus, mich in seinem Hause als Gast begrüßen zu dürfen, und stellte mir schon jetzt weitere Elefanten aus seiner Herde für meinen Weitermarsch nach Chiengmai, der etwa zehn Tagereisen von Mainlungyi gelegenen Hauptstadt des Laosstaates gleichen Namens, zur Verfügung.

Das waren Neuigkeiten, wie sie angenehmer nicht gedacht werden konnten. War doch durch das freundliche Anerbieten des Holzhändlers mein Marsch für die nächsten 14 Tage gesichert.

Von Daguin bis Mainlungyi.

Die Elefanten trafen richtig kurz vor Dunkelwerden auf dem jenseitigen Ufer ein. Am folgenden Morgen — wir wurden durch das Reveilleblasen der Mannschaften auf der Station schon um 4 Uhr geweckt — fuhren wir zum anderen Ufer hinüber und waren, da bei dem uns zur Verfügung stehenden Raum die Beladung im Handumdrehen erledigt war, bald auf dem Wege gen Mainlungyi. Unsere Elefanten waren drei prächtige, schnellfüßige Tiere, von denen einer eine große Gepäckhaudah trug, während die beiden anderen mit Reithaudahs belastet waren.

Die burmesische und siamesische Reithaudah gleicht, im Gegensatze zur indischen, die wie ein Schlitten geformt ist, einer quer über den Rücken des Elefanten gestellten Bettstelle, über die sich ein aus Bambusgeflecht hergestelltes, nach vorn und hinten weit ausladendes Dach wölbt, so daß das Ding von oben gesehen wie eine gewaltige Schildkröte, von der Seite betrachtet aber wie ein Souffleurkasten aussieht. Dieses aus Holz, Rohr und Bambus gefertigte Gerüst mit sattelförmigem Fuß, ruht nicht direkt auf dem Rücken des Elefanten, sondern auf einer dicken Schicht übereinander

liegender, ungegerbter Kuh- oder Büffelhäute, die vor dem Beladen über den Rücken des Elefanten gelegt werden. Die Bettstelle ist von einem 6 Zoll hohen geschnitzten Holzgitter umgeben, um das Herausfallen der Matratzen u. s. w. zu verhindern. In dem Gitterwerk der Vorderseite befindet sich ein Einschnitt, aus dem man, wenn man aufrecht zu sitzen vorzieht, die Beine herausbaumeln lassen kann. Alle Holzteile der Reithaudah sind mit schwarzem Lack überzogen und bisweilen mit Vergoldungen versehen. Festgehalten wird die Haudah auf dem Elefanten durch einen Bauchgurt aus Rohrgeflecht, sowie durch hübsch gearbeitete reichornamentierte Bronzeketten, von denen die eine unterm Schwanz des Elefanten, die andere unter seinem Hals durchläuft.

Man ist in einer Haudah sowohl gegen Regen, wie Sonne vortrefflich geschützt und kann, falls man — was allerdings selten zutrifft — eine der Körperlänge eines Europäers angepaßte erhält, äußerst behaglich reisen und sogar in derselben schlafen. Ich gebe freilich zu, daß ein gewisser Grad von Stumpfsinn dazu gehört, sich bei einem täglich 8—10 Stunden währenden Herumschütteln in einer solchen Bettstelle wohlzufühlen, und ich bekenne offen, daß der mir zu Gebote stehende Stumpfsinn hierzu nicht völlig ausreicht, aber ein Burmese oder Inder, sagen wir überhaupt ein Orientale, befindet sich darin durchaus à son aise.

Fritz und Vadiwal ließen sich jedenfalls nicht lange nötigen, Platz zu nehmen, und verließen ihre Sitze während der ganzen Reise nur in den äußersten Notfällen, wohingegen ich in der Regel abwechselnd marschierte und mich von Radja tragen ließ und nur ab und zu aus Höflichkeit dem Onkel Moung Shway Hlays, namens Moung Shway Hla, zu deutsch „Goldschönchen“, einen kurzen Besuch in

seiner Haudah abstattete, wobei Fritz mich stets als Dolmetscher zu begleiten hatte, so daß wir dann gleichzeitig zu Dreien beisammensaßen.

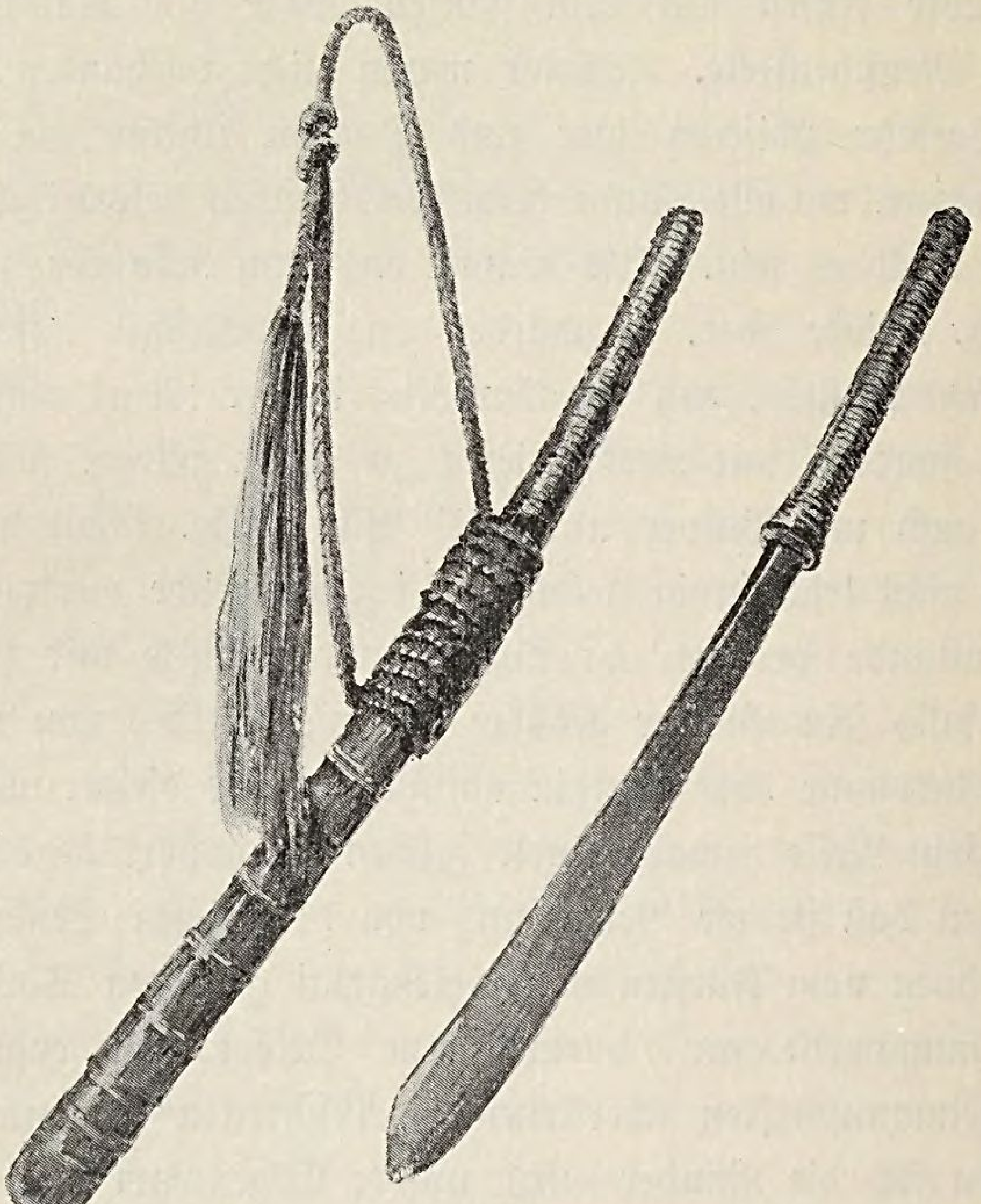
Moung Shway Hla, wir nannten ihn hinfort mit der burmesischen Bezeichnung für Onkel kurzweg „Ule“, entpuppte sich als ein liebenswürdiger, fröhlicher Gesellschafter, der uns namentlich abends im Lager durch seine Unterhaltungsgabe über manche Stunde hinwegtäuschte. Von ihm erfuhren wir, daß sein Bruder einen großen Teil der Forsten des Fürsten von Chiengmai, derselben Forsten, durch die uns jetzt unser Weg führte, gepachtet habe. Der Fürst erhält für jeden gefällten Baum acht Rupien, gleich zwölf Mark, scheinbar ein ausnehmend geringer Preis. Man darf aber nicht vergessen, welch bedeutende Kosten es verursacht, das gefällte Holz oft viele Meilen weit mit Elefanten bis zum nächsten Wasserlauf zu schaffen, daß nicht wenige der in den Strom geworfenen Stämme gestohlen werden oder sich zwischen Felsen festsetzen, so daß zu ihrer Flottmachung Menschen und Elefanten bisweilen tagelang zu arbeiten haben, daß endlich ein großes Aufsichts- und Arbeiterheer zu erhalten ist und in regenarmen Jahren, wo die Stämme nicht zu Thale geflößt werden können, so gut wie gar keine Einnahmen erzielt werden, während auf der anderen Seite das Betriebskapital beständig ein gleich hohes sein muß. Moung Shway Hlay beschäftigt z. B. über 300 Elefanten und viele hundert Arbeiter. Es war mir bis dahin nicht recht klar geworden, wie die verschiedenen Holzhändler ihre im buntesten Durcheinander stromab treibenden Stämme an den betreffenden Sammelplätzen, wo sie zu großen Flößen vereinigt zu werden pflegen, wiedererkennen. Ich erfuhr jetzt, daß jeder Stamm von einem Ende bis zum andern mit

einem die Marke des betreffenden Besitzers tragenden Hammer angeschlagen wird, so daß zur Beseitigung dieser Stempel der Stamm schon von oben bis unten frisch behauen werden muß, ein Umstand, der zwar Diebstähle nicht ganz verhindern kann, sie aber immerhin erschwert.

Wir trafen auf dem ganzen Wege bis Mainlungyi keine Menschenseele. Dörfer waren nicht vorhanden, und der Verkehr zwischen hier und Daguin scheint um diese Jahreszeit, wo alle Hände beim Reisdreschen beschäftigt sind, gleich Null zu sein. Ule wußte viel von Räubern zu erzählen, meinte aber, sie würden uns unbehelligt lassen, da sie wohl wüßten, daß ein Europäer in der Regel nicht mit Geld, sondern mit Kreditbriefen zu reisen pflege, nebenbei aber auch mit Pulver und Blei nicht geize, sowie daß er selbst nicht leichtsinnig genug sei, irgend welche wertvolleren Gegenstände bei sich zu führen. Er erzählte mir ferner, daß, falls sein Bruder größere Summen Geldes von Moulmein bekomme oder dorthin abführe, weder dieser, noch er, noch sein Neffe jemals einen solchen Transport begleiteten, sondern daß sie die Bewachung von dergleichen Sendungen den ihnen vom Fürsten von Chiengmai gestellten Soldaten, beziehungsweise auf burmesischem Gebiet den englischen Polizeimannschaften überließen. „Abschrecken“, meinte Ule, „lassen sich die Räuber durch unsere Gegenwart doch nicht, können die Soldaten gegen dieselben nichts ausrichten, so werden auch wir dazu nicht im stande sein; wir ziehen es daher vor, wenn wir einmal Pech haben sollten, lieber unser Geld, anstatt obendrein auch noch unser Leben zu verlieren“.

Mit den hübschen Rasthäuschen am Wege war es nun zu Ende. Wo wir zu lagern beschlossen, da wurde aus dem ersten besten gefällten Bambus in wenigen Minuten

ein Gerüst zusammengeschlagen und mit Laub eingedeckt, der Boden wurde mit einer Laubschicht bestreut, und das Nachtlager war fertig. Machten Wind und Wetter es wünschenswert, so wurden auch noch ein paar Wände durch Zusammenflechten von Bambuszweigen hergestellt. Dann wurde



Fritzens Dha.

aus trockenem, abgestorbenem Bambusholze ein Feuer angemacht, Wasser in frisch geschlagenen Bambusrohren herbeigebracht, aus drei in die Erde getriebenen grünen Bambusrohren ein als Herd dienender Dreifuß hergestellt, und das Kochen konnte beginnen. Abends, nachdem ich gegessen hatte, mußten Fritz und Vadiwal mit Hilfe ihrer Dhas frisches

Bambuslaub als Nachtfutter für Radja herbeibringen, denn er gehörte zu jenen vortrefflichen Pferden, die nie satt werden, und pflegte, trotzdem er, sobald wir ins Lager kamen, sofort grasen geschickt wurde und abends wie morgens seine reichliche Portion Paddy erhielt, im Lauf der Nacht noch einen Haufen Bambusblätter zu verzehren, der fast so groß war wie er selber.

Zum ersten Male schlief ich auf siamesischem Grund und Boden und zwar in einer Höhe von 1600 Fuß. Es wurde hier mit Dunkelwerden so kalt, daß ich mein kleines Zelt aufschlug und zu meiner Freude dabei die Entdeckung machte, daß dasselbe im Innern mehr Raum bot, als ich vermutet hatte, so daß ich neben meiner Bettstelle auch noch meinen Koffer, Ledersack und Sattel unterbringen, ja schlimmstenfalls sogar auch Fritz mit beherbergen konnte.

Ich hatte mich kaum niedergelegt, als das Lager durch einen Tiger alarmiert wurde. Als ich aus meinem Zelte heraustrat, stand Fritz auch schon wie ein junger Römer mit gezogener Dha kampfbereit, als gelte es jeden Augenblick, „nachstoßend bis ans Heft den Stahl," dem Tiger zu Leibe zu gehen, wohingegen Vadiwal sich gleich einem geängstigten Kinde seine Schlafdecke über den Kopf gezogen hatte und den toten Mann spielte. Ein zarter Fußtritt brachte ihn jedoch zur Besinnung, und zitternd vor Angst, als stände er bereits mit einem Bein im Magen der Bestie, befolgte er meinen Befehl, den etwa 15 Schritte von uns entfernt angebundenen, in aller Gemütsruhe seine Bambusblätter verzehrenden Radja in die Nähe des Feuers zu holen. Die Elefanten verhielten sich weniger phlegmatisch und rumorten, aufgeschreckt, laute Trompeten-

töne von sich gebend, im Walde herum, daß Äste und Bäume krachend zu Boden stürzten.

Ich könnte Ihnen nun eine Tigerjagdgeschichte bei Mondenschein vorsetzen, wie nie ein Reisender sie interessanter und aufregender erfunden hat, — ziehe es indessen vor, da ich genug des Interessanten zu erzählen habe, um genötigt zu sein, zur Schnurre zu greifen, bei der Wahrheit zu bleiben.

Wäre ich erstens ein vortrefflicher Schütze und zweitens ein Sportreisender, dem daran gelegen ist, später in der Heimat durch die Fülle seltener Jagdtrophäen den Neid seiner Freunde zu erregen, ich würde zweifellos jetzt wenigstens den Versuch gemacht haben, den Tiger zu Schuß zu bekommen. Ich bin aber weder ein vortrefflicher Schütze noch ein Sportreisender und kalkulierte daher folgendermaßen: Für uns selbst war bei der notorischen Feigheit des Tigers keine Gefahr vorhanden, ebenso wenig für mein jetzt mitten im Lager stehendes geliebtes Roß, geschweige denn für die Elefanten. Ich hatte zwar auf einer Tigerjagd beim Maharadja von Kuch Behar gesehen, daß ein Tiger einen der Jagdelefanten annahm, aber die betreffende Bestie war verwundet und außerdem gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge. Dagegen hatte ich nie gehört, daß der Tiger einem Elefanten ohne Not zu Leibe gegangen wäre. Ich hätte also lediglich aus Jagd- und Abenteuerlust eine Begegnung mit ihm suchen müssen. Wo man indessen jeden Augenblick erwarten muß, gezwungen zu sein, einen Strauß mit Räubern auszufechten, da läßt man einen Tiger ungeschoren, so lange er uns ungeschoren läßt. Es ist außerdem vielfach eine größere Kunst, einen Hasen, als einen Tiger zu schießen. Das Aufregendere bei der Tigerjagd liegt nur

darin, daß der verwundete Tiger den Schützen zuweilen annimmt, was bekanntlich der Hase nicht zu thun pflegt. Ferner ist das Fell des ersteren eine schönere Jagdtrophäe als das des letzteren.

Gesetzt den Fall nun, ich würde den Tiger wirklich zur Strecke bringen und das Fell, nachdem es mir wochenlang durch seinen Gestank den Aufenthalt im Lager verleidet und mir hunderterlei Scherereien bereitet hat, nachdem es allen Motten und sonstigem Ungeziefer glücklich entgangen ist, unversehrt nach Hause bringen und stolz auf dem Boden meines Schreibzimmers ausbreiten, in der Hoffnung, damit meinen Besuchern zu imponieren. Was würde das Resultat sein? Jedermann würde mit dem unschuldigsten Gesichte von der Welt fragen, wie viel ich für das Fell bezahlt habe? Und wenn ich dann erzählen würde, wie ich dasselbe erworben, würde man sagen: „Jagdgeschichten erzählen wir selber.“

Ich ging nach Erwägung aller dieser Umstände dem Tiger daher nicht zu Leibe, sondern dachte: „Wer weise, wählt Wolle“, und hüllte mich wieder in meine Jäger-Decke. Der Tigerbesuch hatte denn auch weiter keine Folgen, als daß die Elefanten in ihrer Aufregung die ganze Nacht umhergewandert waren und am Morgen nicht vor 8 Uhr wieder eingebracht wurden.

Bei herrlichem Wetter ging es vorerst in einem Flußbett entlang, dann auf miserabelen Pfaden über einen Bergrücken von etwa 2300 Fuß und endlich bergab durch ununterbrochenes Waldgelände, in dem die liebenswürdigen, mir aus Manipur und Oberburma bereits bekannten Hullokäffchen ihr einschmeichelndes Juchzen erschallen ließen. Gegen ein Uhr erreichten wir den Mainlungyifluß, durchwateten

denselben, zogen an einzelnen Gehöften vorbei, durch Felder, die vermittelst von der Strömung des Flusses getriebener, aus Bambus hergestellter Schöpfräder bewässert wurden und über üppige Weiden mit schönen Herden grasenden Viehes, durchschritten einen kleinen Wasserlauf und hielten bald darauf durch ein verfallenes Holzthor unseren Einzug in Mainlungyi, eine weitläufig gebaute, von hohem, dichtem Holzzaun eingeschlossene Ortschaft mit 200 Häusern und 800 Einwohnern, größtenteils Laosiern.

Moung Shway Hlay empfing uns an der Schwelle seines geräumigen Teakholzhauses. Ich hatte auf Ules Wunsch die letzte Strecke Weges auf dem mir von seinem Neffen gesandten Reitelefanten zurücklegen müssen, einesteils, um den freundlichen Sender nicht zu verletzen, dann aber auch, weil es sich für einen Mann von Rang hier zu Lande nicht schickt, anders als auf einem Elefanten, und zwar einem männlichen Elefanten sich dem Volke zu zeigen.

Nachdem ich glücklich von meinem erhabenen Sitze heruntergeklettert war — der siamische Elefant ist nicht darauf dressiert, sich gleich seinem indischen Bruder zum Auf- und Absteigen des Reiters niederzulegen —, wurde ich von meinem, infolge dreijährigen Schulbesuches in London fließend englisch sprechenden Wirte in die für meine Aufnahme bereit gestellten Gemächer geleitet und mit einem großen Glase Whisky und Sodawasser willkommen geheißen. Nur wer die Größe meines Durstes kennt, wird die Befriedigung, die ich empfand, zu würdigen wissen. Moung Shway Hlay, ein auffallend hübscher Burmese von 25 Jahren, der sich trotz seines Aufenthaltes in Europa Geschmack genug bewahrt hat, die farbenprächtigen Gewänder seiner Heimat nicht mit europäischen Kleidern zu vertauschen, besitzt die

vortrefflichen Charaktereigenschaften seiner Rasse in hohem Maße, gleichzeitig aber auch, wie ich später auf unserem gemeinschaftlichem Marsche nach Chiengmai zu beobachten Gelegenheit hatte, eine seinen Stammesgenossen im allgemeinen nicht eigene Energie und Ausdauer.

Nach Einnahme verschiedener Erfrischungen und Durchfliegen der neuesten, d. h. über zwei Monate alten Nummern einiger englischer illustrierter Zeitschriften, trat ich unter Führung meines Wirtes einen Rundgang durch die Ortschaft oder, wie man Mainlungyi hier lieber nennen hört, „Stadt" an.



Moung Shway Hlay.

Die Häuser der Laos unterscheiden sich wenig von denen der Burmesen, doch haben sie in der Regel gleich den Schanhäusern an den Giebelenden gekreuzte, zuweilen geschnitzte Giebelbretter und vielfach — namentlich ist dies bei den Häusern des Bazars der Fall — so tief herabreichende Dächer, daß man nur in gebückter Haltung unter ihnen hindurch ins Haus treten kann.

Die Laos tragen nicht das burmesische Lungi, sondern ein um die Hüften gelegtes, zwischen den Beinen durchgezogenes und hinten eingestecktes, von den Siamesen Panung genanntes Tuch von meist dunkelgefärbtem Baumwollstoff,

dazu vielfach einen um die Schultern gewundenen Shawl, „Saitapei“, von greller Farbe, meist gelb oder orange. Das Haar tragen nur die Männer und nicht wie in Siam auch die Weiber kurz geschnitten; überhaupt kleiden sich letztere, namentlich die jüngeren Damen, mit Vorliebe nach Art der Burmesinnen und Schans, während die alten Weiber rücksichtslos genug sind, ihre negativen Reize bis auf die Hüften bloszustellen.

Ich lernte hier zum ersten Male eine Klasse von Menschen kennen, von deren Existenz in Asien ich bisher noch nie gehört oder gelesen hatte, denen ich jedoch im Laufe meiner Reise noch mehrfach begegnen sollte, nämlich den Pu-mea. Mit Moung Shway Hlay durch den Bazar schlendernd, machte ich ihn eines Abends auf eine auffallend kräftig gebaute Person mit hübschem Gesichte aufmerksam und beglückwünschte ihn zu so stämmigen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts.

Mein Begleiter wollte schier bersten vor Lachen und fragte, auf die von mir bezeichnete Persönlichkeit deutend:

„Was? Die dicke Betelverkäuferin meinen Sie? Das ist überhaupt gar kein Frauenzimmer, das ist ein Mann.“

Na, daraus werde einer klug, die Betelverkäuferin kann doch kein Mann sein! Aber es war dennoch so, wie ich später, wenn auch nicht aus ihrem eigenen Munde, sondern aus dem ihres Gatten vernahm. Sie sehen, die Sache wird immer bunter; denn die Betelverkäuferin, welche ein Mann war, hatte einen Gatten und zwar einen Gatten, der keine Frau war.

Von Moung Shway Hlay erfuhr ich nun folgendes:

Es giebt in den Laos-Staaten, wie mir auch von einem seit langen Jahren in Chiengmai lebenden amerikani-

schen Arzte späterhin bestätigt wurde, eine verhältnismäßig große Zahl von Hermaphroditen, hier nach pu (Mann) und mea (Weib) Pu-mea genannt, die von ihren Eltern in der Regel in weibliche Gewänder gekleidet, als Weiber erzogen werden und auch im allgemeinen die Vorrechte des schwächeren Geschlechtes genießen, auf dem Markte als Verkäufer erscheinen dürfen, vom Steuerzahlen und Militärdienst befreit sind und anderes mehr. Die sozialen und sonstigen Vorteile eines Pu-mea scheinen nun manchen Leuten so verlockend gewesen zu sein, daß sie auch ihre normal entwickelten Söhne als Mädchen aufwachsen ließen, unter der Vorspiegelung der falschen Thatsache, daß sie Hermaphroditen seien, auf der anderen Seite fanden sich aber auch Jünglinge selbst dazu bereit, die Rolle eines Pu-mea zu spielen, entweder aus pekuniären Rücksichten, oder um dem Militärdienst zu entgehen, vielleicht aber auch, weil sie überhaupt eine ausgesprochene Neigung für die Beschäftigungen des Weibes in sich fühlten. Genug, das Faktum läßt sich nicht leugnen, daß heute in den Laosstaaten zahlreiche Männer unter der Bezeichnung Pu-mea in Weibertracht herumlaufen, sich weibischen Beschäftigungen hingeben und auch mehr oder minder als Weiber respektiert werden.

Das Wunderbarste von allem aber ist die Thatsache, daß diese Pu-mea auch von Männern geheiratet werden, namentlich von gewohnheitsmäßigen Opiumrauchern, in denen alle Regungen des männlichen Herzens erstorben sind. Die so verheirateten Pu-mea führen dann ihrem Herrn und Gebieter den Haushalt wie jede andere Frau, und da von einem Opiumraucher an seine bessere Hälfte Zumutungen, wie Kinderwarten u. s. w. nicht gestellt werden, so kann sich eine solche Ehe durchaus glücklich gestalten. Ich habe später

Gelegenheit gefunden, mich von der absoluten Richtigkeit dieser anfangs von mir nicht ohne einen gewissen Skeptizismus hingenommenen Aussagen Moung Shway Hlays zu überführen, bezweifle aber, ohne ihn während meiner Reise überhaupt mit dieser interessanten Thatsache vertraut geworden zu sein. Daß dieselbe aber sogar Missionaren, die länger als ein Jahrzehnt in Laos leben, nie zu Ohren gekommen war, nahm mich denn doch wunder, und es freut mich, den frommen Herren an der Hand von Thatsachen den Beweis von dem Vorhandensein einer Abnormität liefern gekonnt zu haben, von der sie sich in ihrer Schulweisheit nichts träumen ließen.

Die im Bazar feil gebotenen Waren und Lebensmittel glichen mit geringen Ausnahmen denen im Papun-Bazar. Auffallend war die große Menge zum Verkaufe aufgelegten Schweinefleisches, sowie die vielen Arrakschenken. Sonst gab es wie in Burma nicht viel andere Nahrungsmittel, als Reis, nga-pee (zu Brei gestoßener halbverfaulter Fisch), in Essig gelegte Theeblätter, rote Pfefferschoten, Betelnüsse und Burris. Von letzteren pflegt der echte Laos, wenn er sein Haus verläßt, stets drei bei sich zu führen, nämlich eine im Munde, die übrigen, da er in seinem Gewande keine Taschen hat, auch gleich den Schans kein Körbchen bei sich führt, mit Vorliebe in den eigens zur Aufnahme der Zigarren gebohrten und mit Hilfe von Papierrollen und Holzpflöcken erweiterten Ohrlöchern.

In hoher Blüte steht in den Laosstaaten das Hazardspiel und Mainlungyi hat seine öffentliche Spielbank so gut wie Monte Carlo, wenn auch eine weniger fürstlich eingerichtete, als die berüchtigte Hölle an der Riviera. Gleich letzterer zahlt sie eine jährliche feste Pachtsumme (hier

3500 Rupien) an den Landesfürsten und wirft den Pächtern reichlichen Gewinn ab. Es wird weder Trente et Quarante noch Roulette, sondern meist ein Spiel mit einem rot- und weiß-gestreiften Würfel gespielt, der vom Bankhalter in ein kleines Messingkästchen gelegt wird, eine Manipulation, die sich dem Auge des Spielers dadurch entzieht, daß sie in einem Säckchen vorgenommen wird. Das Messingkästchen wird dann in die Mitte des in verschiedene Felder geteilten Spieltisches gestellt und von den Setzenden so lange herumgedreht, bis jeder glaubt, daß es genug sei, worauf einer der Spieler den Deckel abhebt und sich's nun nach der Lage des Würfels herausstellt, welches Feld gewonnen hat. Der Gewinner erhält, je nachdem er auf einfache oder doppelte Chancen gesetzt hat, seinen Einsatz doppelt oder vierfach zurückgezahlt nach Abzug eines bestimmten Prozentsatzes für den Bank-halter.

Es ist übrigens nicht gesagt, daß der Bankpächter zu gleicher Zeit auch Bankhalter ist, vielmehr wird die Bank-halterschaft von ihm meist wieder für einzelne Tage, ja selbst Stunden und Viertelstunden gegen feste Summen an Lieb-haber abgegeben.

Auch ein Spiel mit drei gewöhnlichen Würfeln, bei dem man auf einzelne Nummern setzt, erfreut sich regen Zuspruches.

Bei diesen beiden Spielen geht alles durchaus reell zu, und ein betrügerisches Verfahren, ein corriger la fortune von Seiten des Bankhalters oder der Spieler ist ausge-schlossen. Weniger zweifelsohne erscheint mir hingegen ein aus 36 Tierbildern zusammengesetztes Lotteriespiel, in dem vornehmeren Leuten, die sich scheuen, an der öffentlichen

Bank zu spielen, Gelegenheit geboten wird, ihr Glück zu versuchen.

In der Frühe jedes Morgens wird ein nur dem Bankhalter bekanntes Tierbild in einen Kasten gethan, der, sorgfältig verschlossen, unter dem Geläute einer Bronzeschelle an einer vor der Spielbank errichteten Flaggenstange in die Höhe gezogen wird, wo er bis gegen Abend verbleibt, um dann unter neuem Geläute heruntergezogen und vor versammeltem Volke geöffnet zu werden, worauf dem Gewinner (jedes Los kostet 1 Rupie) im ganzen 28 Rupien ausgezahlt werden. Soweit wäre ja alles, bis auf den sehr hohen Satz von 22 v. H., die der Spielpächter einsteckt, in Ordnung. Man darf aber nicht vergessen, daß letzterer weiß, welches Bild gewinnen wird, und daß er es somit in der Hand hat, sobald die Chancen derartig stehen, daß z. B. 30 Bilder verkauft sind und 6 Bilder übrig bleiben, unter denen sich das Gewinnbild befindet, die verbleibenden 6 Bilder von einem seiner Freunde für sich selber aufkaufen zu lassen.

Von der burmesischen Dienerschaft Moung Shway Hlays lernte ich ein unserem „schwarzen Peter" ähnliches Kartenspiel kennen. Nur wurde der Verlierer nicht angeschwärzt, sondern mußte es sich von seinen Genossen gefallen lassen, mit Kalkbrei beschmiert zu werden.

Mainlungyi ist die Hauptstadt eines ungemein fruchtbaren Gebietes, dessen Bewohner sich hauptsächlich mit Reisbau und Rindviehzucht beschäftigen. Die ausgedehnten Felder werden entweder durch kleine vom Fluß abgezweigte Rinnen oder mit Hilfe von Schöpfrädern bewässert, überall gewahrt man blühende Karendörfer und empfängt den Eindruck leidlichen Wohlstandes. Fast jeder Grundbesitzer nennt einen oder mehrere Elefanten sein eigen, und gegen Abend sieht

man lange Züge der letzteren mit Paddy beladen vom Felde oder von den Dörfern zur Stadt hineinziehen.

Da mir bekannt war, daß im Jahre 1889 der deutsche Reisende Graf Anrep Elmpt auf dem Wege zu dem gleichen Ziele, welches ich jetzt zu erreichen strebte, in Mainlungyi dem Fieber erlegen war, so begab ich mich am Tage nach meiner Ankunft zu dem Gemeindevorsteher, um Näheres über den Tod des Grafen festzustellen und mir das Grab desselben zeigen zu lassen. Der Beamte empfing mich in zuvorkommendster Weise und geleitete mich zu dem Rasthause, in dem der Reisende, mit heftigem Fieber anlangend, wenige Stunden nach seiner Ankunft seinen letzten Atemzug gethan hatte. Die Feststellung des Platzes, auf dem der Verstorbene begraben war, erwies sich indessen als keine so leichte Sache, und erst nachdem alle Ortsbewohner, die an der Aushebung des Grabes und der Beisetzung der Leiche beteiligt gewesen, zusammengerufen waren, gelang es auf einem mit Dornen und Unkraut überwucherten Anger, auf dem etliche in der Sonne gebleichte Rinderknochen herumlagen, einen kleinen Pfahl aufzufinden, der am Kopfende der Grabstätte s. Z. eingeschlagen worden war. Ich teilte dem Gemeindevorsteher nunmehr mit, daß ich beabsichtige, das Andenken meines unglücklichen Landsmanns durch Aufrichtung eines Grabkreuzes zu ehren und bat ihn, einige Leute zu stellen, um das Grab von Sträuchern und Dornen zu reinigen, was er auch ohne Zeitverlust zu thun versprach.

Mit Moung Shway Hlays Hilfe wurde noch selbigen Tages aus starkem Teakholz ein hübsches Kreuz zusammengeschlagen, welches ich später mit Fritz am Kopfende des inzwischen gesäuberten Grabes aufrichtete. Dort steht es nun, heute vielleicht schon wieder von Gestrüpp überwachsen,

dem Andenken eines deutschen Forschers gewidmet von einem Landsmanne und glücklicheren Nachfolger. Es trägt auf der einen Seite die Inschrift:

Graf Anrep Elmpt
gestorben 1889

auf der anderen die Worte:

„Vivat sequens“.

Die Pungis in den Laosstaaten schilderte mir Moung Shway Hlay als eine verlotterte in höchstem Grade unmoralische Gesellschaft und zeigte sich sehr ungehalten darüber, daß seine Verwandten, trotzdem auch diese ihre Pappenheimer kannten, dennoch Jahr für Jahr bedeutende Summen zur Erhaltung der Klöster wie ihrer faulen Insassen hergäben, in der Hoffnung, a conto solcher Gaben nach Beendigung dieses Lebens in besserer Form wiedergeboren zu werden.

Nach zweitägiger Rast in Mainlungyi hätte ich getrost meine Reise fortsetzen können, denn die Sehenswürdigkeiten des Ortes waren nach dieser Zeit erschöpft; da aber mein ausgezeichneter Wirt sich entschlossen hatte, mich bis nach Chiengmai zu begleiten, so wartete ich gern noch einige Tage länger, bis die zur Reise benötigten Elefanten aus dem Walde herbeigebracht waren, und benutzte meine Zeit zu Ausflügen in die östlich von der Stadt gelegenen bewaldeten, wildreichen Berge und zu Spazierritten in die umliegenden Dorfschaften.

Allabendlich aber nach erfrischendem Bade im kristallklaren Fluß pflegte ich trinkend und rauchend auf der großen Veranda von Moung Shway Hlays Gehöft in bequemem Sessel auszuruhen, mich mit Hilfe von Fritz mit dem braven Ule zu unterhalten und dem burmesischen Nationalspiel, dem Chinlon, zuzuschauen, an dem sich stets die gesamte Diener-

schaft des Hauses, zuweilen aber auch ihr durch sein einfaches Wesen allgemein beliebter Herr beteiligte.

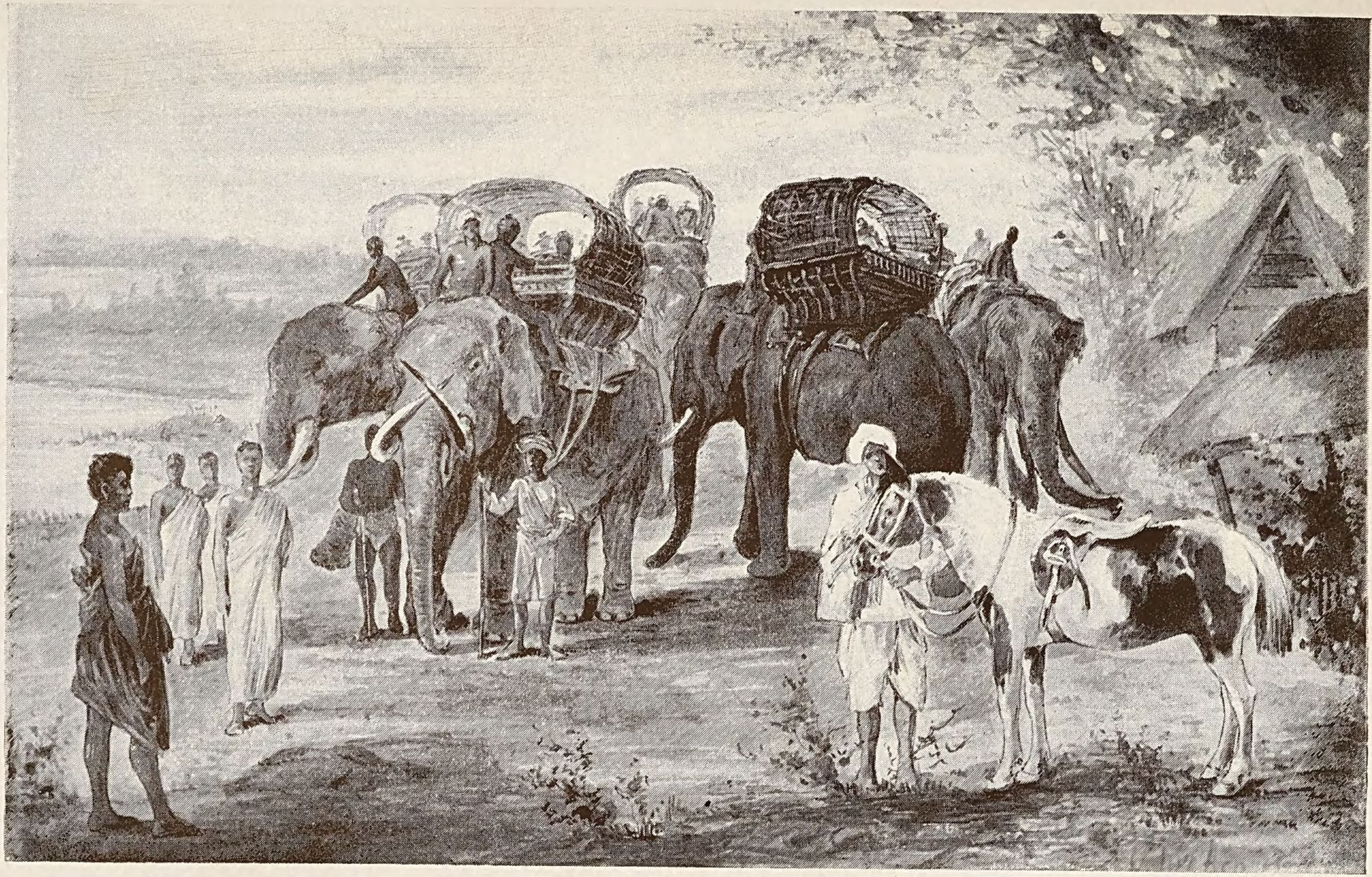
Nach beendetem Abendessen, welches ich meist in Gesellschaft meines Wirtes einnahm, ließ ich diesem keine Ruhe, bis er seine burmesische Harfe, „soung“ genannt, herbeibringen ließ, um mir auf diesem Instrument, welches er meisterhaft beherrschte, einige Volkslieder vorzutragen.

Die soung, unstreitig das gefälligste aller burmesischen Musikinstrumente, hat einen kanuförmigen mit Büffelhaut überspannten in einen graziös geformten Schwanenhals endenden Resonanzkörper von etwa zwei Fuß Länge, an dem dreizehn seidene in feine Quasten endende Saiten angebracht sind. Das Instrument erinnert lebhaft an die Harfen alter ägyptischer und assyrischer Bildwerke, hat einen selten weichen Ton und nebenbei den Vorzug, ausnehmend dekorativ zu sein. Zuweilen wurde auch einer der Diener herbeigerufen, um seinen Herrn auf einer Laosflöte zu begleiten. So verflogen die Abendstunden in angenehmer Weise, und es war in der Regel nicht weit von Mitternacht, wenn wir uns trennten, um unsere Lagerstätten aufzusuchen.

Unter den Lawas und Laos.

Am Morgen des 21. Januar verließen wir mit vier Elefanten und zusammen zwölf bewaffneten Leuten Mainlungyi, ich selbst auf die Gefahr hin, in den Augen der Landbewohner für einen Mann gehalten zu werden, der nicht weiß, was sich ziemt, im Sattel, Moung Shway Hlay und Gefolge auf Elefanten reitend, wohingegen Fritz und Vadiwal von jetzt ab, um in Training zu kommen, auf meinen Befehl zu marschieren hatten und nur ausnahmsweise, wenn sie vom Fieber heimgesucht wurden, die Erlaubnis erhielten, in eine Haudah zu steigen.

Bald hatten wir die Reisfelder und Dorfschaften der Mainlungyi-Ebene hinter uns und zogen nun bergauf bergab im Waldesschatten weiter. Der Weg war abscheulich, führte teils in Flußbetten entlang, teils über schroffe Granitklippen und war vielfach versperrt durch umgefallene Baumstämme und Felsblöcke, so daß selbst dem im allgemeinen das Wort „Hindernis" belächelnden Radja die Sache hie und da etwas zu bunt zu werden schien und ich genötigt wurde, abzusitzen, um meinen braven Schecken über die schlimmsten Stellen



Aufbruch von Mainlungyi.

hinüberzuleiten. Wir machten denn auch schon nach zwölf Meilen Halt und bezogen Lager.

Radja wird wie gewöhnlich sofort abgesattelt, denn er erachtet die Vorsicht, nach dem Marsche den Sattel noch eine Weile liegen zu lassen, für gänzlich überflüssig, wälzt sich dann, wie das so seine Art ist, mit wonnigem Behagen eine Weile im Grase, erhebt sich, schüttelt sich, rupft ein paar Grashalme aus und sieht sich stumm ringsum. Plötzlich scheint ihm irgend ein Gedanke zu kommen, er hebt den Schwanz hoch, wirft seinem Freunde Vadiwal, der gerade dabei ist, Paddy in den Freßbeutel zu thun, einen malitiösen Blick zu und trabt in der Richtung nach Mainlungyi davon, Vadiwal natürlich, dumm wie er ist, anstatt zu versuchen, ihm den Weg abzuschneiden, mit lautem Geschrei hinterdrein, so daß bald der Trab zum Galopp, der Galopp zur Karriere wird, und nach wenigen Augenblicken der Flüchtling unsern Blicken entschwunden ist. Auch von Vadiwal ist bald nichts mehr zu sehen. Ich kann nicht gerade behaupten, daß ich die Angelegenheit so humoristisch auffaßte, wie ich heute versucht habe, sie zu schildern. Es war zwar anzunehmen, daß Radja den Weg nach Mainlungyi zurückfinden würde, aber dieser Weg war so voller Hindernisse, daß ein wie verrückt dahinsausendes Tier sich leicht ein Leids zufügen konnte. Auch war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das Tier sich durch das eine oder andere Hindernis verleiten lassen konnte, vom Wege abzugehen und sich im Walde zu verlieren, wo niemand im stande gewesen wäre, seine Spuren aufzufinden. Endlich sollten sowohl Räuber wie Tiger in der Gegend häufig gesehene Erscheinungen sein.

Ich verbrachte den Rest des Tages, die Nacht und den halben folgenden Tag in banger Sorge um meinen vier=

deinigen Liebling und treuen Reisegefährten, und als derselbe endlich nach fast 24stündiger Abwesenheit in unverletztem Zustande, von Vadiwal geführt, zurückgebracht wurde, da fiel ich dem braven Tiere um den Hals und liebkoste es wie einen heimgekehrten verlorenen Sohn. Vadiwal aber erhielt neben einem Rüffel eine Rupie und die Berechtigung, den folgenden Marsch auf dem Rücken eines Elefanten zurückzulegen.

Er hatte die Spuren des Ponys unausgesetzt verfolgen können und den Flüchtling schließlich vor der Thüre seines Stalles im Moung Shway Hlayschen Gehöfte gefunden. Da der Keim zu erotischen Regungen von schnöder Menschenhand schon in frühester Jugend in Radja erstickt war, so ist nicht anzunehmen, daß das ewig Weibliche ihn hinangezogen hat, sondern daß er nach Mainlungyi aus durchaus materiellen Gründen zurückgekehrt war. Um für die Zukunft der Wiederholung ähnlicher Scenen vorzubeugen, wurde sofort ein Ukas erlassen, demzufolge dem Radja von Stund an während des Grasens die Vorderfüße zu fesseln waren.

Im Laufe des Vormittags hatte ein Bote die Nachricht gebracht, der von Chiengmai heimkehrende Vater Moung Shway Hlays sei mit seiner Karawane im Anzuge und könne jede Stunde bei uns eintreffen; wir beschlossen daher ruhig im Lager zu verbleiben und den Ankommenden zu erwarten. Bald verkündeten die Töne abgestimmter Gongs und das Geläute von Elefantenglocken das Herannahen des Zuges, und ich beeilte mich ihm entgegen zu gehen, denn Moung Shway Hlay hatte mir gesagt, daß sein Vater nach althergebrachter Sitte mit dem seinem Range und Reichtum entsprechenden Pomp und Gefolge zu reisen pflege.

Die Karawane von 13 prächtigen Elefanten und einigen

80 Menschen, größtenteils Sklaven, die jedoch, wie ich später sah, von ihrem Herrn wie dessen Kinder gehalten werden und scheinbar zu keinem andern Zweck dienen, als dem, durch ihre Gegenwart das Ansehen ihres Besitzers zu erhöhen, bot allerdings einen imposanten Anblick. Dem Zuge voran schritten neben dem Träger eines vergoldeten Schirmes (das Abzeichen des dem Herrn der Karawane vom Fürsten von Chiengmai verliehenen Ranges) ein halbes Dutzend Trabanten mit silbernen Speeren, Diener mit silbernen Beteldosen, sowie einige Gongschläger, den Schluß bildete eine Anzahl bewaffneter Leute, die auf den dreizehn Elefanten keinen Platz gefunden hatten.

Die Karawane bezog nicht weit von uns ein Lager auf einer kleinen Waldlichtung. Moung Shway Hlay hatte seinen Vater seit sieben Monaten nicht gesehen, und nach allem, was er mir erzählt, nach der Verehrung, mit der er von seinem Vater gesprochen, glaubte ich natürlich Zeuge einer rührenden Begrüßungsscene werden zu sollen. Es erfolgte indessen zu meiner Überraschung nichts Derartiges; kein Handschlag, keine Umarmung, ja nicht einmal Verbeugung; Vater und Sohn fingen vielmehr mit den gleichgiltigsten Mienen von der Welt an zu sprechen, als hätten sie sich nie getrennt gehabt.

Als ich später meinem Reisegefährten mein Befremden über sein und seines Vaters Verhalten aussprach, wurde ich dahin belehrt, daß sich nach burmesischer Sitte bei solchen Gelegenheiten ein anderes Benehmen nicht schicke.

Unter dem Gefolge seines Vaters lernte ich Moung Shway Hlays Stiefmutter, sowie seinen kleinen Adoptivbruder, einen ungezogenen eigensinnigen Schlingel kennen, der von seinem Vater gleich einem Schoßhündchen verhätschelt wird

und ihm nicht von der Seite weichen darf. Auch andere Kinder, durchweg Sklaven, befanden sich bei der Dienerschaft. Sie alle schienen mit großer Liebe an ihrem Herrn zu hängen, waren gut gekleidet und wurden vortrefflich verpflegt. Überhaupt tritt, soweit ich zu beobachten Gelegenheit hatte, die Sklaverei in den Laosstaaten in sehr milder Form auf, und nirgend habe ich bemerkt, daß ein Sklave anders als ein freier Diener behandelt worden wäre. Die meisten Sklaven sind sogenannte Schuldsklaven, d. h. Leute, die, sei es zur Tilgung von Schulden oder zur Anschaffung von Vieh u. s. w. sich für eine größere oder geringere Summe Geldes selbst verpfändet haben. In der Regel erhalten sie von ihrem Herrn einen von vornherein bedingten Monatslohn und können sich, sobald sie genug erübrigt haben, wieder freikaufen. Ebenso steht es ihnen frei, durch Aufnahme einer neuen und Tilgung der alten Schuld ihren Herrn zu wechseln, wohingegen ein Herr seinen Schuldsklaven ohne dessen ausdrückliche Zustimmung nicht weiterverkaufen kann. Anstatt sich selber, verpfänden auch Eltern ihre Kinder, Ehemänner ihre besseren Hälften, in welchem Falle sie sich vertragsmäßig verpflichten müssen, Ersatz zu stellen, falls das verpfändete Individuum seinem Herrn entlaufen sollte.

Außerdem giebt es aber noch Sklaven, die sich selbst auf Lebenszeit verkauft haben oder verkauft worden sind, ferner die Pagodasklaven, d. h. die Nachkommen von Kriegsgefangenen, die den einzelnen Tempeln seiner Zeit geschenkt worden sind.

Ihr Leben unterscheidet sich äußerlich nicht von dem freier Leute, sie bebauen die zur Pagoda gehörenden Felder, leisten Kulidienste oder werden als Mahauts und Wärter

der Pagodaelefanten — ebenfalls Geschenke frommer Buddhisten — beschäftigt.

Mehrere solcher Elefanten mit Pagodasklaven, letztere sämtlich gleichmäßig in dunkelblaue Baumwollstoffe gekleidet, befanden sich in der Karawane Moung Htun Gyaws — so nannte sich der Vater meines jungen Freundes. Fast den ganzen Abend weilten wir im väterlichen Lager, nahmen unsere Mahlzeit aber getrennt ein, Moung Shway Hlay speiste wie gewöhnlich mit mir nach europäischer Art, sein Vater dagegen, als konservativer Mann, im Kreise seiner Diener à la Burmoise.

Ich beglückte den reichen Holzhändler mit einer meiner 33 Pfennig-Brillen, durch die er vorzüglich zu sehen behauptete, und erhielt von ihm einen Schandolch in silberner Scheide nebst silbernem Ohrlöffel, Barthaarausreißer und Pfeifenreiniger als Angebinde. Am nächsten Morgen zogen unsere Karawanen nach verschiedenen Richtungen von dannen, Moung Htun Gyaw nach Westen gen Mainlungyi, wir der aufgehenden Sonne zustrebend nach Osten.

Zukünftigen Erdteilsdurchquerern erlaube ich mir den Rat zu geben, Angelegenheiten dieser Art stets, wenn irgend möglich, von Osten nach Westen zu erledigen. Man marschiert in der Regel des Vormittags, hat also, falls man in umgekehrter Richtung (wie solches in meinem Falle geschah) durch ein Land zieht, fast während des ganzen Marsches die Sonne im Gesicht, wobei als besonders exponierter Teil die Nase im Laufe der Reise eine recht intensive Färbung anzunehmen pflegt, die später zu allerhand Verdächtigungen und Mißdeutungen Anlaß geben kann.

Wir hatten gleich nach Verlassen des Lagerplatzes eine steile Steigung von etwa 2000 Fuß zu überwinden, fanden

auf der Höhe einzelne Sagopalmen und genossen einen herrlichen Blick auf die tief unter uns in der Mainlungyi-Ebene wallenden Morgennebel. Im Walde sah man nur vereinzelt Teakholz, dagegen war der Tsitsebaum, aus dessen Stämmen durch Anzapfen der geschätzte Laoslack gewonnen wird, häufig. Wir begegneten einer großen von Schans geleiteten Ochsenkarawane, deren Tiere zur Abwendung böser Einflüsse am Halfter Gewehre von Wildschweinen trugen, sowie einigen Schans, die Ponys zum Verkaufe nach Moulmein brachten. Die meist „burmesische Ponys" genannten Schanponys sind kleine, aber außergewöhnlich ausdauernde, zähe und abgehärtete Tierchen von selten mehr als 110—120 Centimeter Schulterhöhe. Als Reitpferde sind sie wegen ihrer unbequemen Gangarten wenig zu empfehlen, dagegen sind sie ausgezeichnete Wagenpferde und leisten als solche ganz Erstaunliches. Man sieht sie in Rangun, Moulmein und Mandalay die schwersten Wagen scheinbar ohne Anstrengung im flottsten Trabe durch die Straßen ziehen; auch als Packpferde eignen sie sich vortrefflich. An Pflege irgend welcher Art sind sie ebensowenig gewöhnt wie an regelmäßiges Futter. In früheren Zeiten für ein Ei und Butterbrot zu haben, sind die Preise durch die Europäer heute derartig in die Höhe getrieben, daß man rohe, direkt von der Weide kommende Ponys in Moulmein kaum unter 2—300 M. bekommt. Ich glaubte, die Preise seien dort hauptsächlich so hoch wegen der Zwischenhändler und hatte gehofft, im Innern des Landes Lastponys für 60—100 M. das Stück kaufen zu können. Die uns begegnenden Schans belehrten mich leider durch Forderungen von 225—450 M. eines besseren.

Während wir auf einer Lichtung des Waldes unser

Frühstück einnahmen, zog ein aus Chiengmai kommender Holzhändler mit einigen zwanzig Elefanten vorüber, darunter mehrere Prachtexemplare mit langen Stoßzähnen. Nach Überschreitung eines zweiten Bergrückens von etwa 3500 Fuß machten wir an einem Nebenflüßchen des Mainlungyiflusses, dem Melaik, Feierabend.

Da die uns begegnenden Schans uns vor Tigern gewarnt hatten, wurde für Radja ein Stall gebaut, in welchem er über Nacht eingeschlossen wurde, obendrein wurden ringsum ununterbrochen große Feuer unterhalten.

Ich schlief jetzt regelmäßig in Moung Shway Hlays Reithaudah, dieser selbst nächtigte in einem großen Zelte. Gegen Tau und Regen vollkommen geschützt, fühlte ich mich in meiner Lagerstatt ungemein behaglich. Fritz war meinem Beispiele gefolgt und hatte sich ebenfalls eine Haudah eingerichtet, während unsere burmesischen Diener sich ihre Bambushütte bauten. Gleich uns in einer Haudah zu schlafen, weigerten sie sich mit der Begründung, daß solches gegen burmesische Sitte sei und als unglückbringend gelte.

Die Morgenstunden waren durchweg empfindlich kalt und Moung Shway Hlays Leute, die überhaupt bei ihrem liebenswürdigen Herren gewohnt waren zu thun und zu lassen, was ihnen gefiel, konnten stets nur mit großen Schwierigkeiten bewogen werden, die Feuer zu verlassen und die Elefanten zu beladen. Sie warteten meist, bis die Sonne die dichten Nebel verscheucht hatte und fingen dann nach wenigen Stunden bereits an über zu große Hitze zu stöhnen. Leistungsfähig waren sie nur beim Essen, Rauchen und Ballspiel, wohingegen Moung Shway Hlay sich an mir ein Beispiel nahm, täglich mehrere Stunden flott marschierte und nur in seine Haudah kletterte, um hie und da ein halbes

Stündchen auszuruhen oder zu lesen. Am dritten Marschtage erreichten wir mit dem Dorfe Bawzali die erste Ansiedelung der Lawas, der eigentlichen Ureinwohner des Landes östlich vom Salwin. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau, Eisenschmelzen und Schmiedearbeit, haben eingedrückte Nasen, niedrige Stirn, sind klein, unproportioniert gewachsen und meist von dunklerer Hautfarbe, als ihre Nachbarn, die Schans und Laos.

Die Männer tragen ein dunkelfarbiges Hüfttuch, die Weiber Lungis und kurze Jacken, das Haar schlagen sie in einen Knoten, während die Männer das ihrige kurz halten. Die Lawas zeigten sich, wo immer wir ihnen begegneten, anfangs scheu und verängstet; wenn sie jedoch sahen, daß wir nicht, gleich den Beamten von Chiengmai und Siam, alles was wir brauchten, ihnen ohne weiteres fortnahmen, sondern mit barem Gelde bezahlten, wurden sie zutraulicher und zuweilen sogar liebenswürdig. Sie bauen Reis, Baumwolle und Tabak. Diejenigen Dorfschaften, in denen Eisen geschmolzen und geschmiedet wird, haben nach Chiengmai einen Tribut in Gestalt von Speerspitzen, Kochtöpfen und Elefantenketten zu liefern, die übrigen entrichten solchen in Gestalt von Baumwolle, rotem Pfeffer u. s. w.

Das in den Bergen gefundene Eisenoxyd wird mit Elefanten in die Dörfer geschleppt und hier in kleinen Schmelzöfen mit Hilfe von Holzkohlen geschmolzen. Interessant war mir der Blasebalg der Lawas, bestehend aus zwei aufrecht stehenden Bambusrohren, in denen an Stangen befestigte Federbüsche auf- und niederbewegt werden. Beim Hinaufziehen schließen sich die Federn zusammen, beim Niederstoßen blähen sie sich auf und treiben die Luft vor sich her. Ihre Handhabung erfordert einen überraschend geringen

Kraftaufwand. Die zum Schmelzen verwendete Holzkohle wird im Walde bereitet und von den Weibern in 5 Fuß langen, unten spitz zulaufenden dütenförmigen Körben, welche auf dem Rücken befestigt werden, zu den Oefen gebracht. Die Häuser der Lawas ruhen auf Pfählen, haben am Eingangsende eine große Veranda, auf der nie ein mit Reishülsen gefüllter Kasten, in dem Zwiebel und Lauch gezüchtet werden, fehlt. Das Innere der Häuser ist durch aufgespaltenen Bambus nach Bedürfnis in eine kleinere oder größere Zahl von Räumen geteilt. Auch hier wie bei den Laos finden wir die gekreuzten Giebelbretter.

Die Lawas sind eifrige Vogelfänger. An geeigneter Stelle im Walde binden sie einen Lockhahn an, um den herum Schlingen aus den feinen Wurzelfasern eines Rohres gelegt werden, in denen sich die herbeigelockten Opfer fangen. Der Hund erfreut sich bei den Lawas großer Beliebtheit, nicht als Wächter des Hauses und Gefährte des Menschen, sondern in gebratenem Zustande bei Festmählern. Fast in jedem Gehöfte werden einige Hunde gemästet. Der Wert eines fetten Hundes wurde mir auf 5 Rupien = 7 Mark 50 Pf. angegeben. Meine beschränkten Mittel gestatteten mir leider nicht, mir den Luxus eines Hundebratens zu leisten, wer weiß, ob ich sonst nicht einmal versucht hätte, wie ein „filet de chien aux champignons“ schmeckt, denn auch an letzteren war kein Mangel. Einer unserer Elefanten hatte sich bei der schwierigen Bergsteigerei den Fuß verletzt und mußte infolge dessen durch einen andern ersetzt werden, den wir für 2 Rupien den Tag von dem Gemeindevorsteher mieteten.

Nach einem anstrengenden Marsche von elf Meilen erreichten wir am folgenden Tage das etwa zehn Meilen lange

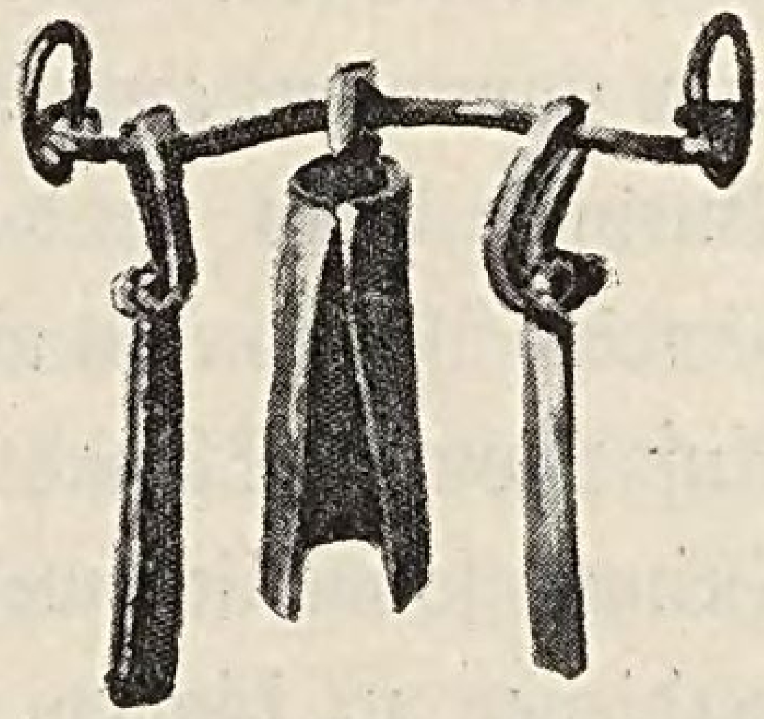
und fünf Meilen breite, gegen 4000 Fuß über dem Meere gelegene Baw-Plateau und kampierten unweit des Dorfes Bolung, auf einem abgeernteten, von Kiefernwaldung umgebenen Reisfelde.

Die Bewohner des Dorfes strömten in Scharen zusammen, um die ungewohnte Erscheinung eines Europäers möglichst eingehend zu betrachten. Hervorragendes Interesse erregte neben meiner Person der schwarzhäutige Vadiwal mit seinem großen roten Turban, dann das Aufstellen meines Tisches, das Auspacken der Toilettengerätschaften, unter diesen wiederum besonders meine Schwämme, die als höchst merkwürdige Gebilde unter lauten Ausrufen des Erstaunens und der Bewunderung von Hand zu Hand gingen. Mein Monocle — ich lese wegen Weitsichtigkeit stets mit Hilfe eines solchen — machte begreiflicherweise erstens als solches und zweitens als Brennglas Sensation; ihren Höhepunkt erreichte die Teilnahme meines Publikums indessen, als ich mir das Gesicht mit Seifenschaum bepinselte, ein Messer wetzte und dann anfing, mich zu rasieren, was ich überall auf Reisen jeden zweiten Tag zu thun pflege.

Die Lawas haben so gut wie gar keinen Bartwuchs aufzuweisen und konnten sich daher das Rasieren nicht anders erklären, als daß es eine Operation sei, die ich vornehme, um meine Haut weiß zu erhalten. Für einige indische Zweiannastücke erstand ich von den Leuten verschiedene Kleinigkeiten u. a. eine kleine wohltönende eiserne Viehglocke mit zwei äußerlich angebrachten Klöppeln, ferner eine Vogelfalle und mehrere originelle Tabakspfeifen aus dem Holze oder der Wurzel des Bambus.

Auch hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit, einen meiner kostbaren Rubinringe an den Mann zu bringen. Ich

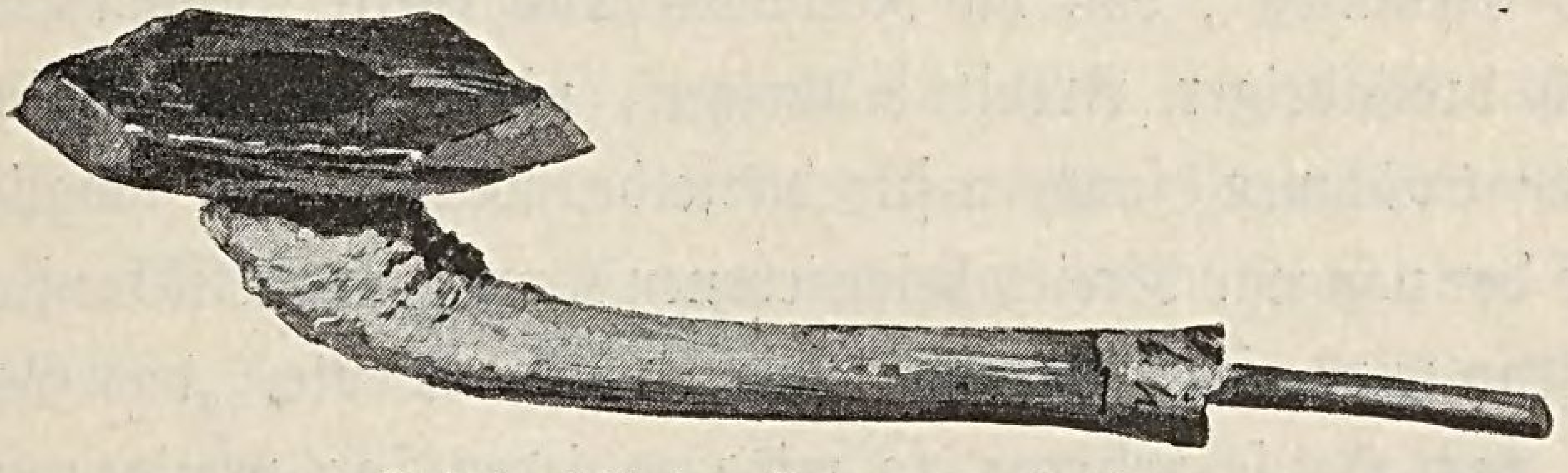
erhielt für denselben zwei Hühner — ein guter Tausch, wenn man bedenkt, daß der Ring einen Wert von $2^1/_2$ Pfennigen repräsentierte, so daß mich jedes Huhn auf $1^1/_4$ Pfennig zu stehen kam. Um nicht etwa in den Ruf zu kommen, das Ansehen der deutschen Industrie in Indo-China durch Vertreibung von Schundartikeln zu gefährden oder gar die „armen Wilden" berufsmäßig übers Ohr zu hauen, erkläre ich ein für allemal, daß ich, wo immer ich Ringe, Ketten u. s. w. gegen Lebensmittel und andere Waren aus-



Viehglocke der Lawas.
8 cm lang.



Tabakspfeife der Lawas aus Bambuswurzel mit Silberbeschlag.
30 cm lang.



Tabakspfeife der Lawas aus Bambus.
22 cm lang.

tauschte, den Leuten nie verschwiegen habe, daß die betreffenden Artikel nicht aus Gold seien, was sie übrigens auch meist sofort selbst entdeckten. Ich überließ es den Liebhabern meiner Ware stets, mir ein Angebot zu machen, und wenn ihnen meine Ringe zwei Hühner wert waren, so

machte ich mir durchaus kein Gewissen daraus, auf diesen Tausch einzugehen.

Gegen Abend erhielten wir Besuch von den Leuten einer Karawane, die auf dem Marsche von Luang Prabang nach Moulmein war. Die Leute waren sämtlich Kamouks und stammten aus den Bergen östlich vom Mekong. Ein Burmese hatte sie dort angeworben, um sie an die Holzhändler Moulmeins als Kulis und Waldarbeiter zu vermieten. Auf Moung Shway Hlays Befragen erklärten sie, in ihrer Heimat schwerlich mehr als 2 Rupien = 3 Mark monatlich verdienen zu können, in Moulmein dagegen von dem Burmesen, der sie auf drei Jahre angeworben hatte, 5 Rupien erhalten zu sollen. Dieser verdingt sie wieder seinerseits in Moulmein zu 10 Rupien, so daß er pro Mann und Monat einen Reingewinn von 5 Rupien erzielt. Die Leute machten einen guten Eindruck, waren sauber in dunkelblaue kurze Hosen und gleichfarbige Jacken, mit weißer Einfassung gekleidet und führten keinerlei Waffen mit sich. Der norwegische Reisende Karl Bock schreibt in seinem Buche „Tempel und Elefanten", daß die Kamouks das Geld, welches sie nach dreijähriger Arbeit erübrigen, nicht mit sich in ihre Heimat nähmen, sondern für dasselbe, wenn irgend möglich, eine der von mir bereits beschriebenen Karentrommeln kauften. „Wenn wir", so kalkulieren diese einfachen Leute, „das Geld mit nach Hause nehmen, so wird es jeden Tag weniger und schließlich ist es überhaupt verschwunden, wohingegen wir, falls wir dafür eine Trommel kaufen, uns zeitlebens an den Tönen derselben ergötzen können."

Ich schenkte ihnen einige Angelhaken, über die sie sich freuten wie Kinder. Sie konnten anfangs kaum begreifen, daß sie diese Kostbarkeiten als Geschenke erhalten sollten und

wollten sie, da sie kein Geld hatten, sie zu kaufen, mir durchaus wieder zurückgeben, bis ihnen verständlich gemacht worden war, daß ich eine Gegenleistung nicht verlange. Ich glaube, sie hatten nie zuvor von irgend jemandem ein Geschenk erhalten.

Reif in Siam! Wer hätte das erwartet? Und doch war es so am Morgen des 26. Januar auf dem Baw-Plateau, als ich zähneklappernd kurz nach 5 Uhr meiner Haudah entstieg, um an das große lodernde Lagerfeuer zu eilen und mit Wohlbehagen eine Tasse mir von Fritz bereiteten Kakaos zu schlürfen.

Daß Moung Shway Hlays Leute sich unter den obwaltenden Umständen nicht vor acht Uhr auf den Marsch würden bringen lassen, war mir zweifellos, und so entschloß ich mich, mit Fritz und Vadiwal in Begleitung eines am vergangenen Abend angeworbenen Führers dem Gros der Karawane nach Maunghat, unserem heutigen Reiseziel, voranzueilen. Wir erreichten dasselbe nach flottem, achtstündigem, unausgesetzt durch Wald bergab führendem Marsche gegen drei Uhr nachmittags.

Maunghat ist eine stattliche Ortschaft von 5—600 Einwohnern, am reichtsseitigen Ufer des Me Ping, einer der großen Wasserstraßen Siams, gelegen. Der Fluß, der sich etwa $2^1/_2$ Grad südlicher, bei Paknam Po mit dem Me Nam vereinigt, dürfte hier gegen 100 Meter breit sein und ist schiffbar für die gewöhnlichen flachbodigen siamesischen Böte.

Ich ließ durch Fritz, der jetzt hübsch barfuß lief, die taubengrauen Kniestrümpfe und Lackschuhe für Haupt- und Staatsaktionen schonte und in seinem groben Kaki-Anzuge, den Kopf mit einer cerevisartigen Gurkamütze bedeckt, den silberbeschlagenen Speer in der Hand und eine Büchse über

der Schulter, einen ganz martialischen Eindruck machte, den Gemeindevorsteher herbeirufen und ersuchte ihn, das reizend am Flusse gelegene, aber gänzlich verstaubte Rasthaus für mich reinigen zu lassen, sowie möglichst ohne Zeitverlust bekannt zu machen, daß ich Eier, Hühner, Enten, Honig, Reis, Gemüse und was es sonst Eßbares im Dorfe gebe, zu kaufen wünsche. Der alte Herr machte sich zwar ohne Zaudern eigenhändig daran, mit einem Strohwische das Rasthaus auszukehren, Lebensmittel jedoch seien, so erklärte er, außer Reis nicht zu haben. Ich hielt ihm darauf eine Anzahl meiner kleinen frisch geprägten hübschen Silbermünzen unter die Nase, aber er blieb auch dann noch dabei, daß es weder Enten noch Hühner u. s. w. gebe. Er dachte wahrscheinlich, daß Geld zeigen und Bezahlen zweierlei sei und kehrte, um sich weiteren Erörterungen zu entziehen, unter dem Vorwande, mir frisches Wasser holen zu wollen, ins Dorf zurück. Da ich nach achtstündigem Marschieren und einem lediglich aus zwei hartgesottenen Eiern bestehenden Frühstück alles Anrecht auf einen gesunden Hunger hatte, schickte ich Fritz und Vadiwal auf die Suche nach einigen Bananen, die sie auch bald heranbrachten, dann nahm ich mit Radja gemeinschaftlich ein Bad im Fluß und bereicherte meine Kenntnisse um eine Art des Fischfanges, die ich bisher noch nicht zu beobachten Gelegenheit hatte.

Ein bei Fischen wahrscheinlich besonders beliebter Teil des Flusses, unmittelbar am Ufer, wird mit senkrecht dicht nebeneinander in den Boden eingeschlagenen Bambuspfählen eingezäunt. Am oberen und unteren Ende dieser Umzäunung befinden sich Öffnungen, die den Fischen ungehinderten Durchzug gestatten und erst geschlossen werden, sobald Anzeichen vorhanden sind, daß sich zahlreiche Fische

in der Umzäunung befinden. Ist das geschehen, so werden von den Fischern durch Klopfen mit Bambusrohren die Fische aus der größeren in eine kleinere Umzäunung getrieben. Soweit ist ja an der Fangmethode weiter nichts Auffälliges. Nun aber, anstatt die eingetriebenen Fische mit Körben und Netzen zu fangen oder mit Speeren zu stechen, streuen die Fischer ein kleingeriebenes giftiges Kraut ins Wasser, welches die Fische entweder betäubt oder tötet, so daß sie sämtlich innerhalb weniger Minuten an der Oberfläche treiben und mühelos in Körbe gelesen werden können. Alle Fische, die an jenem Tage gefangen wurden, waren klein und, wie sich später bei Tische herausstellte, geschmacklos. Überhaupt scheinen mir die oberen Läufe der Flüsse Siams und Tonkings arm an größeren wohlschmeckenden Fischen zu sein, denn auf meiner ganzen Reise habe ich weder am Me Ping und Me Kong, noch am Schwarzen oder Roten Fluß solche zu Gesichte bekommen. Ich glaube, die Bewohner lassen den Fischen keine Zeit, groß zu werden; denn jedermann, vom Kinde bis zum Greise, der reizendste Backfisch, wie die fürchterlichste Schwiegermutter, sie alle fischen täglich selbst die kleinsten Tümpel und Rinnsale aus. Überall sieht man sie in Scharen in den Wasserläufen entlang waten und die Fische durch Bambusgeklapper und Geschrei in Netze, Fallen oder in irgend eine Enge treiben, um sie dort mit Hilfe von krinolinförmigen Körben, die über sie gestülpt werden, zu fangen. Am oberen Ende eines solchen Korbes befindet sich ein Einschnitt, durch den man die gefangenen Fische herausholt. Oft findet man einige zwanzig Menschen, jedenfalls mehr aus Sport als aus geschäftlichen Gründen, um den Fang eines einzelnen Fisches von der Größe einer Sardine bemüht. In den größeren

Wasserläufen, wie dem Me Ping, sieht man zuweilen im Laufe eines Tagemarsches gegen hundert weit in den Fluß hineingebaute Fischfangvorrichtungen.

Während ich, im Wasser stehend, die Thätigkeit der Fischvergifter beobachtete, hatte Radja die Gelegenheit benutzt, sich wieder einmal zu absentieren. Man sollte denken, daß ein 23 Meilen weiter Marsch über Stock und Stein hinreichen müßte, ein Pferdchen so weit zu ermüden, um ihm nachher ein beschauliches Grasen wünschenswert erscheinen zu lassen. Radja jedoch war anderer Ansicht, er bedurfte scheinbar, wie der Engländer sich ausdrückt, „some more exercise“ und war, um sich diese „exercise“ zu verschaffen, auf und davon gegangen, diesesmal nicht den Weg wählend, den wir gekommen waren, sondern planlos querfeldein rennend und einem Walde zusteuernd.

Im Nu war ich am Ufer und in meinen Beinkleidern. Lediglich so bekleidet, meine übrigen Sachen zurücklassend, eilte ich, barfuß seinen Spuren folgend, meinem Liebling nach. Nachdem ich etwa eine Meile weit über Reisstoppelfelder gerannt war, verlor ich die Spur in einem Bambusdickicht, in welches ich übrigens auch sonst meiner nackten, durch beständiges Fußzeugtragen verwöhnten Füße wegen nicht hätte eindringen können.

Da stand ich nun schweißtriefend, der Gefahr eines Sonnenstiches ausgesetzt, meinen Radja und alle Bambusdickichte verwünschend, am Waldessaum, derweil mein leichtsinniger vierbeiniger Reisegefährte vielleicht bereits von einem beutelauernden Tiger überfallen und angeschnitten worden war. Ich machte mich gerade daran, ins Dorf zurückzukehren, um den Gemeindevorsteher gegen fürstliche Belohnung zu veranlassen, ein allgemeines Durchtreiben des Waldes zu

veranstalten, als es nicht weit von mir im Dickicht knackt und raschelt und — man hätte glauben können, einen leibhaftigen Centaur vor sich zu sehen — Fritz, wie ihn Gott geschaffen hatte, auf dem vom Bade noch vollständig nassen Radja sitzend zum Vorschein kommt. Auch er hatte, während er nicht weit von mir im Fluß herumschwamm, den Schecken fortlaufen sehen und zwar einige Minuten bevor ich die gleiche Entdeckung machte, war ihm leichtfüßig wie ein junger Merkur gefolgt, hatte ihm im Walde den Weg abgeschnitten und ihn eingefangen.

Trotzdem ich Radja in Verdacht habe, daß er nur mit Mühe ein mokantes Lächeln unterdrückte, als er mich in der geschilderten Verfassung auf dem Reisfelde stehen sah, wurde er gestreichelt und geliebkost und im Triumph ins Dorf zurückgebracht, wo inzwischen Moung Shway Hlay mit den Elefanten angelangt war und gar nicht zu wissen schien, was er aus unserem merkwürdigen Aufzuge machen sollte.

Wir schickten nun noch einmal zum Gemeindevorsteher und ließen ihm sagen, daß wir unter allen Umständen Nahrungsmittel, und zwar nicht allein Reis, sondern auch Eier und Geflügel haben müßten. Als er jedoch auch diesesmal zurückmeldete, es gäbe weder Hühner noch Enten, zog ich andere Saiten auf und ließ ihn von Fritz und Badiwal vor mich führen, zeigte ihm einen Geleitsbrief des Königs von Siam, den ich durch die Liebenswürdigkeit unseres Ministerresidenten in Bangkok, Herrn Dr. Kempermann, erhalten hatte und in dem alle Gouverneure, Ortsbehörden u. s. w. angewiesen wurden, mir nicht nur zur Erlangung von Elefanten, Böten, Kulis und sonstigen Transportmitteln behilflich zu sein, sondern meiner Karawane, wohin sie immer

käme, gegen die ortsüblichen Preise Lebensmittel zu liefern. Beim Anblick dieses Königlichen Schreibens warf sich der nunmehr vor Angst und Ehrerbietung zitternde alte Knicker vor mich nieder und versprach, nachdem ich ihm eröffnet hatte, daß ich beabsichtige, ihn, falls er den in meinem Passe enthaltenen Anweisungen nicht nachkäme, mit mir nach Chiengmai zu nehmen, um ihn dort dem besonderen Wohlwollen seines Fürsten zu empfehlen, alles zu beschaffen, was ich verlange. Ich setzte nunmehr den zu liefernden Proviant auf 20 Eier, 2 Enten, 2 Hühner, 1 Korb Reis und 1 Korb Paddy fest und entließ den in Ergebenheit hinsterbenden Mann mit den Worten: „Aber etwas plötzlich, wenn ich bitten darf.“ Damit, nämlich mit dem „plötzlich“ war es nun freilich nichts, denn Überstürzungen irgend welcher Art kennt man im Orient nicht. Nach einer halben Stunde war das erste Ei abgeliefert, nach weiteren 20 Minuten traf ein Huhn ein, welches aber wegen zu großer Magerkeit und zu jugendlichen Alters abgelehnt wurde, dann kamen allmählich Reis und Paddy, so daß die Leute wenigstens anfangen konnten, zu kochen u. s. f. Ich glaube, ich hätte noch bis gegen Mitternacht mit meiner Mahlzeit warten können, wäre nicht unerwartet ein in der Nähe des Rasthauses wohnender chinesischer Kaufmann als Retter in der Not mit einem Korbe Eier und einem Bündel frischen Salates auf der Bildfläche erschienen, willkommene Gaben, die er mir als Gastgeschenk anbot. Er erwies sich als ein ungemein redseliger, hilfsbereiter Mann, stellte dem Ortsvorsteher ein wenig gutes Zeugnis aus und empfahl Moung Shway Hlay, unter keinen Umständen seine Elefanten über Nacht in den Wald zu lassen, da die Gegend von Diebesgesindel wimmele und erst vor wenigen Tagen einem durch-

reisenden Karen seine beiden Elefanten, die sein gesamtes Vermögen ausmachten, gestohlen worden seien. Die Diebe führen die geraubten Tiere in der Regel lange Strecken im Fluß entlang und gehen an irgend einer felsigen Stelle, wo die Füße des Elefanten keine verräterischen Spuren hinterlassen, ans Ufer, so daß es überaus schwierig ist, ihnen ihre Beute wieder abzujagen.

Unsere Abendmahlzeit bestand aus Erbsensuppe, Reis, Eiercurry und dem geschenkten Salat, wie sich herausstellte, einer Art Kresse von sehr üblem Geschmack. Zum Glück fehlte es uns nicht an Getränken, da Moung Shway Hlay hinreichende Mengen Whisky, Kognak und Portwein mitgenommen hatte, so daß wir uns bald in fröhlichster Stimmung befanden und unserem chinesischem Freunde ein Glas nach dem andern zutranken.

Da wir in Maunghat den von Bawzali mitgenommenen Elefanten gegen einen frischen ausgewechselt hatten und dem Ortsvorsteher die Möglichkeit geben wollten, die geforderten Lebensmittel in angegebener Zahl und Menge richtig abzuliefern, endlich der nächste Tag der 27. Januar und somit der Geburtstag meines Kaisers war, so wurde beschlossen, morgen nicht weiter zu marschieren, sondern Tieren und Menschen Ruhe zu gönnen. Nach den verschiedenen kalten Nächten im Gebirge fühlten wir uns in der linden Abendluft ungemein wohlig und ließen uns bei der angenehmen Aussicht, am folgenden Morgen nach Herzenslust ausschlafen zu können, durch keine Rücksichten auf einen eventuellen Katzenjammer beeinflussen, unserem Durste seine Rechte zu verkümmern.

Der junge Tag brach an mit Himmelsblau und Sonnenlicht, katerlos und hoffnungsvoll. Unsere Leute schnarchten

noch um die Wette, als ich bereits auf den Beinen und wenige Minuten später auch schon im Flusse war, die erfrischende Morgenluft in vollen Zügen einsaugend. Fröhlich plaudernde junge Mädchen — es mögen auch ältere Damen dabei gewesen sein, aber sie haben keinen nachhaltigen Eindruck in meiner Erinnerung hinterlassen — kamen mit Töpfen und Bambusgefäßen aus dem Dorfe ans Ufer und sprangen, ungeniert ihre Gewänder abwerfend, in die Flut, um ohne Scheu vor dem weißhäutigen Fremdling lachend und juchzend eine Weile herumzuplätschern, bevor sie ihre Töpfe füllten und heimtrugen. Ich habe viel Sinn und Verständnis für ungesucht naive Scenen und muß gestehen, es liegt, wenn auch nicht immer ein tiefer Sinn, so doch ein eigener Reiz in solchem kindischen Spiel.

Nach dem Frühstück gingen Moung Shway Hlay und ich aus, um Tauben zu schießen, da von den bestellten Hühnern und Enten bis dahin weder etwas zu sehen, noch zu hören war. Wir erlegten 23 Tauben, darunter einige Papagei- und graugrüne Waldtauben, letztere von der Größe eines kleinen Huhnes mit sehr fleischiger Brust und von vorzüglichem Geschmack. Wir hätten nunmehr ganz gut auf die Dienste des Ortsvorstehers verzichten können, ich hielt es indessen im Interesse später des Weges kommender Reisenden für empfehlenswert, auf meinem Verlangen zu bestehen und ließ darum nicht eher locker, bis wenigstens die gewünschten Eier und Hühner in voller Zahl beisammen waren. Nur von der Entenlieferung nahm ich Abstand, als ich erfahren, daß lediglich ein Chinese solche hielt, und nachdem dieser mir erklärt hatte, er habe sie sämtlich für die „Nat", einen bösen Geist, der wie in Burma so auch hier durch allerhand Opfergaben bei Humor erhalten werden muß, bestimmt.

Durch Verteilung von Medaillen mit dem Bildnisse unseres Kaisers unter die Dorfjugend hatte ich mir bald die Gunst der Bevölkerung erworben, so daß jetzt von allen Seiten kleine Geschenke herbeigebracht wurden. Unser chinesischer Freund brachte eine Flasche Arrak (Reisbranntwein) und einen Topf Honig, wofür seine Kinder, ein Paar allerliebste Kerlchen mit rotdurchflochtenen Zöpfchen, je einen Schreiballon zum Aufblasen erhielten. Abends trank ich, die beiden kleinen Rangen aus dem Reiche der Mitte auf dem Schoß, mit Moung Shway Hlay und dem chinesischen Kaufmann so lange auf das Wohl Sr. Majestät Kaiser Wilhelms II., bis ich, wie es sich für einen patriotischen Deutschen an solchem Festtage ziemt, des süßen Weines voll, auf Umwegen meinem Bette zustrebte.

Wir folgten tags darauf längere Zeit dem Laufe des Me Ping, durchwateten einen seiner kleinen Nebenflüsse und marschierten weiter durch unfruchtbares, mit niederem Buschwerk bestandenes Flachland, um gegen Abend mitten in hohem Bambusdschungel, wiederum am Me Ping, zu lagern. Wir sahen hier viele Laosböte, von Chingmai kommend, stromab fahren, die meisten hatten eine Besatzung von drei Mann, von denen zwei das Boot mit langen bis auf den Boden des Flusses reichenden Bambusstangen vorwärts stießen, der dritte, in der Regel der Eigentümer des Bootes und als solcher an einem Stroh- oder runden braunen Filzhut kenntlich, das Steuer führte. Auch Frauen sah man vielfach die Arbeit des Stakens verrichten. Ein kurzer Marsch von $3\frac{1}{2}$ Stunden brachte uns nach Kyangtong, einer etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen vom Me Ping entfernt gelegenen Ortschaft von gegen 800 Einwohnern, größtenteils Pagodasklaven. Die hiesige Pagode ist eine der besuchtesten und daher auch

reichsten des Landes. Sie soll über 3000 Sklaven und mehrere hundert Elefanten besitzen. Von letzteren sah man gegen fünfzig in der Nähe der Ortschaft zusammen mit einer Herde Rindvieh auf abgeernteten Reisfeldern grasen. Wir marschierten ohne weiteres in den von hoher Mauer umgebenen Tempelhof und machten es uns in einem der zur Aufnahme von Pilgern bestimmten weitläufigen Schuppen bequem. Betten, Tische und Stühle wurden aufgestellt, eine oberflächliche Reinigung unserer Person vorgenommen und darauf die Tempelanlagen einer näheren Besichtigung unterzogen. Dieselben gehören zu den großartigsten, die ich in Laos gesehen habe und sind überraschend sauber gehalten. Ein ausgedehnter Garten, in dem Obst und Gemüse gezogen werden, schließt sich an die Tempelhöfe an. Überall in den Hallen und Schuppen hängen kolossale Trommeln aus ausgehöhlten Baumstämmen von oft über 12 Fuß Länge mit Rinder- oder Büffelhaut bespannt, daneben zahllose kleinere Trommeln, Gongs und Bronzeglocken. Wir statteten dem Ober-Pungi, der etwa die Stellung eines Abtes einnimmt, in seiner „Kyoung" einen Besuch ab. Es sah bei ihm aus wie in einer Trödelbude, an den Wänden hingen die wunderbarsten Bilder von Kaisern, Königen, Päpsten und Raubmördern, von See- und Landschlachten, stark dekolletierten Göttern und Göttinnen, Feuersbrünsten und Gott weiß was allem, daneben Musikinstrumente, Schwarzwälder Uhren, billige Spiegel, Waffen, Kleidungsstücke, Felle, Pfeifen und Sonnenschirme; auf den Deckbalken aufgestapelt lagen zu hunderten alte zerfressene und staubbedeckte Laos-Bibeln und auf dem mit Matten belegten Boden des Raumes haufenweise die nützlichsten und nutzlosesten Dinge durcheinander, Petroleumlampen und Wecker-

uhren, Tassen, Gläser, Töpfe, Messer, Scheren, Kerzen, Pulverhörner, Kopfkissen, Brenngläser, Fächer und sonstiger Krimskrams. Sämtliche Gegenstände waren Geschenke, die dem gelehrten Manne von Pilgern und Tempelbesuchern gemacht worden waren. Mit der Frömmigkeit des alten Herrn, der uns aufgefordert hatte, neben ihm auf der Matte Platz zu nehmen, schien es nicht allzu weit her zu sein, denn er ließ sofort durch Moung Shway Hlay fragen, ob ich ihm nicht einige Rupien mitgebracht habe, trotzdem eines der ersten Gebote seiner Religion ihm befiehlt, weder Gold noch Silber zu berühren oder zu besitzen. Als seine Frage verneint wurde, bat er mich, ihm wenigstens meine Taschenuhr zu schenken, und als er auch damit kein Glück hatte, gab er uns unzweideutig zu verstehen, daß ihm unter solchen Umständen an unserem Besuche überhaupt nichts gelegen sei. Wir baten ihn, uns das Innere des Tempels zu zeigen, wurden aber mit den Worten, er habe den Schlüssel zu demselben verloren, abgewiesen. Während Moung Shway Hlay noch einen Versuch machte, sich mit dem Manne anzufreunden, begab ich mich zu seinen Zöglingen, den „moung yin“, wie sie in Burma genannt werden, d. h. Knaben, die, um religiöse Pflichten zu erfüllen und zum Studium von ihren Eltern auf kürzere oder längere Zeit ins Kloster gesandt sind. Sie hausten je zwei zusammen in nebeneinanderliegenden, engen, dunklen, schmutzigen Verschlägen. An jeder Seite im Innern dieser Verschläge stand eine mit Matten belegte Bambuspritsche, darauf lagen anscheinend nie mit Wasser und Seife in Berührung gekommene zerfetzte Baumwolltücher und vierkantige Kopfkissen, daneben Bibeln, sowie als Schreibmaterialien die Blattstreifen der Taliputpalme und Metallgriffel. Die faul

sich herumrekelnden Insassen dieser wenig einladenden Behausungen verkrochen sich bei meinem Eintritt oder entwischten eiligst durch die Thür ins Freie, in welchem Falle sie jedoch von ihrem gestrengen Gebieter mit einem Schwall von Schimpfworten wieder in ihre Höhlen zurückgetrieben wurden.

Nachmittags erschien das Ortsoberhaupt von Kyangtong, seinen silberbeschlagenen Amtsstab in der Rechten und einen großen grauen europäischen Filzschlapphut auf dem Kopfe. Als ich aber diesen Kopf näher betrachtete, traute ich meinen Augen nicht, denn die Erscheinung, welche da vor mir stand, trug auf dem Körper eines Menschen den Kopf eines Schweines und zwar eines gemästeten alten Ebers. Ich habe Menschenantlitze gesehen, die mich an die verschiedensten Tiere erinnerten, aber so etwas von täuschender Ähnlichkeit, wie hier der Kopf des Ortsvorstehers mit demjenigen eines Schweines aufwies, war denn doch geradezu unerhört. Die Backen hingen, Fettklumpen gleich, fast bis auf die Schultern herab, die Augen waren bis auf zwei verschwindend kleine Schlitze vollkommen zugewachsen, während der Mund von einer formlosen quabbeligen Fleischmasse gebildet wurde. Erst als der Träger dieses abschreckenden Kopfes seinen Hut lüftete und mir Gelegenheit bot, mich von der normalen Bildung seiner Ohren zu überzeugen, erst da glaubte ich, daß er nicht von einem Schweine abstamme, sondern beruhigte mich damit, es mit einer der wunderbarsten Ähnlichkeiten zwischen Mensch und Borstenvieh zu thun zu haben. Grunzend nahm dieses unappetitliche Wesen den ihm von mir angebotenen Stuhl an und streckte mir seine ölige, fleischige Hand entgegen, die ich selbstverständlich kräftigst zu schütteln hatte. Neben ihm auf dem

Boden nahm sein ihn begleitender und ihm geistig wie körperlich als Stütze dienender Stellvertreter Platz, und das Gefrage wohin und woher begann. Als wir den Wunsch zu erkennen gaben, Lebensmittel zu kaufen und einen Elefanten zu mieten, wurde uns eröffnet, es gebe weder das eine noch das andere am Orte, die Ernte sei schlecht gewesen und die Elefanten — etwa 50 grasten, wie schon erwähnt, in unmittelbarer Nähe — seien sämtlich mit Holzschleppen in den Wäldern beschäftigt. Ich holte nun meinen siamesischen Geleitsbrief hervor und überreichte ihn dem Ungeheuer zur gefälligen Kenntnisnahme. Dieses wies das Schreiben indes mit der Behauptung zurück, erstens völlig erblindet zu sein und zweitens überhaupt nicht lesen zu können. Fritz mußte darauf eine meiner Brillen herbeibringen, die ich dem Mastschwein gab, mit dem Bedeuten, ich erlaube mir ihm hiermit eines der kostbarsten Erzeugnisse europäischer Optik als Zeichen meiner ausgezeichneten Wertschätzung und Verehrung zu überreichen, in der festen Überzeugung, daß seine Augen genesen würden, sobald er die Brille aufsetze. Das war nun zwar — nämlich das Aufsetzen — leichter gesagt, als gethan, da erst mit Hilfe des Adjunkten in den Fettpolstern der Schläfen durch längeres Drücken und Streichen Platz für die Brillenklammern geschaffen werden mußte. Als das kostbare Instrument endlich befriedigend befestigt war und der glückliche Besitzer nochmals einen Blick auf den siamesischen Paß warf, da konnte er nicht nur mit einemmale prächtig sehen, nein, er konnte auch gleichzeitig genügend lesen, um herauszufinden, um was es sich handelte, und als er schließlich noch einen Becher alten holländischen Genevers bis auf die Neige geleert hatte, versprach er uns so viele Hühner, Enten und Elefanten, wie

wir nur haben wollten. Er verabschiedete sich, watschelte, auf seinen Stab und Adjunkten gestützt, zum Tempelhofe hinaus und sandte dann den letzteren mit einem Bündel frischer Kokosnüsse als Gastgeschenk zurück. Dieser, ein junger Mann von angenehmem Äußern, zeichnete sich vor seinen Landsleuten nebenbei durch seine Kopfbedeckung, nämlich einen kleinen runden steifen Filzhut von brauner Farbe aus. Hier wie im eigentlichen Siam verleiht ein europäischer Hut, und sei er noch so alt und schäbig, dem Träger desselben in den Augen der Bevölkerung stets einen gewissen Nimbus, und so wurde denn unser Adjunkt a conto seiner ganz besonders modernen Kopfbedeckung auch von uns mit der nötigen Feierlichkeit behandelt.

Die Geschichte von der wunderthätigen Brille hatte mit der Geschwindigkeit, mit der Wundermären überhaupt zu reisen pflegen, das Dorf durcheilt und war natürlich auch unserem Freunde, dem Ober-Pungi, zu Ohren gekommen, der nun nichts Eiligeres zu thun hatte, als sich in seinem neuesten goldgelben Mönchsgewande bei mir einzufinden und mir zu klagen, daß er auch mit Blindheit geschlagen sei und einer Brille dringend bedürfe. Ich ließ ihn zur Strafe für seine vorhin an den Tag gelegte Habsucht erst eine Weile zappeln und eröffnete ihm dann, daß, wie eines sich nicht für alle schicke, so auch eine Brille nicht für alle Nasen passe, und daß ich vorerst überhaupt seine Sehorgane einer eingehenden Untersuchung unterziehen müsse, um nach den Ergebnissen derselben festzustellen, welche meiner Brillen sich für ihn eigne. Ich sei gewillt, ihm diesen Liebesdienst zu erweisen, falls er mir verspreche, später mit Hilfe der Brille den verlorenen Tempelschlüssel wiederzufinden und nicht nur mir, sondern auch meinen Reisegefährten und

allen Leuten unseres Gefolges eine Reliquie Gautamas, die, wie ich gehört habe, im Innern des Tempels aufbewahrt und in der Regel nur bei großen Festlichkeiten hervorgeholt werde, zu zeigen.

Nachdem er versprochen hatte, alles zu thun, was ich verlange, hieß ich ihn auf meinem großen Feldstuhl sich ausstrecken, holte dann aus meiner Apotheke ein Fläschchen mit Salmiakgeist hervor und hielt ihm dasselbe mit der Aufforderung, möglichst tief aufzuatmen, vor die Nase. Die Wirkung war die erwünschte, der alte Knabe schnellte, wie von der Tarantel gestochen, empor, während ihm die Thränen in die Augen traten und in dicken Tropfen über die Backen rollten. „Fühlen Sie sich jetzt etwas besser, alter Herr?" fragte ich ihn teilnehmend. Das war des Reisenden Rache.

Nachdem mein Patient sich von seinem Schrecken erholt hatte, mußte er wieder Platz nehmen und erhielt nun zur Beruhigung seiner Nerven ein Gläschen Genever, den er, nachdem er das erste, nach den soeben gemachten Erfahrungen nicht ganz unbegründete Mißtrauen gegen meine Arzeneien überwunden hatte, trotz des Verbotes seiner Religion, berauschende Getränke betreffend, mit einer, wie ich glaubte, eigentlich nur den Berliner Droschkenkutschern eigenen Wuptizität die Kehle hinabgleiten ließ, fast hätte ich gesagt „hinter die Binde goß", aber er hatte keine.

Das Merkwürdigste an meinen 33 Pfennig-Brillen war unstreitig die Thatsache, daß sie keine Fensterglaseinsätze hatten, sondern daß unter meinem Sortimente sich thatsächlich etwa ein halbes Dutzend verschiedener Nummern für Weit- wie Kurzsichtige befanden. Wie es möglich ist, diese Brillen (deutsches Fabrikat) so billig herzustellen, daß sie in einem Kleingeschäft, nachdem sie zuvor die weite Reise ge-

8*

macht haben und durch die Hände so und so vieler Zwischenhändler gegangen sind, zwischen 30 bis 40 Pfennige kosten, ist mir ein Rätsel. Ich selber war genötigt, nachdem meine Monokles nach einander den Weg alles Glases gegangen waren, mich gegen Ende meiner Expedition einer dieser Brillen zum Lesen und Schreiben zu bedienen und fand zu meiner Überraschung, daß sie allen Ansprüchen, die ich an sie stellte, genügte.

Ich paßte nun meinem Pungi, sobald er mit Hilfe des Genevers wieder zu sich gekommen war, verschiedene Nummern an und gab ihm, da er sich zu keiner bestimmten entschließen konnte, die erste beste mit der Versicherung, daß er durch dieselbe sogar das Gras wachsen hören könne. Als er endlich befriedigt von dannen trottete, um den Tempelschlüssel zu suchen, lenkte Moung Shway Hlay meine Aufmerksamkeit auf drei junge Mädchen, die in einem Rastschuppen neben dem unserigen Unterkunft gefunden hatten und jetzt damit beschäftigt waren, sich gegenseitig das Haar zu ordnen und Toilette zu machen. Schon vom Augenblicke ihrer Ankunft an waren sie mir ihrer sympathischen Gesichter wegen und wegen der Sorgfalt, mit der sie gekleidet waren, aufgefallen, und so folgte ich ohne Zögern der Aufforderung Moung Shway Hlays, ihnen einen Besuch zu machen. Sie empfingen uns mit der jungen Mädchen so wohl anstehenden Zurückhaltung, ließen sich aber weiter nicht in ihrer Beschäftigung stören. Nachdem sie sich gegenseitig das Haar mit Blumen geschmückt und ihre aus Armbändern, Halsringen und Haarnadeln bestehenden silbernen und goldenen Schmucksachen angelegt hatten, traten sie mit zierlichen Schritten ins Freie.

„Die Gelegenheit ist günstig", dachte ich, rief Fritz zu,

schleunigst meinen Kodak zu bringen, denn auch ich besaß einen derartigen Apparat um hie und da, gleich Herrn Heuer aus Manchester — wenn auch im Gegensatze zu ihm meist erst, nachdem ich die Kammer geöffnet hatte — den Knopf zu drücken, und ließ die drei Grazien durch Moung Shwai Hlay bitten, sich einen Moment ruhig in die Sonne zu stellen. Sie erwiesen sich wider Erwarten als photographenfromm und zeigten keinerlei Scheu vor dem schwarzen Kasten. Mit der erbetenen Ruhe war es freilich nichts, denn sie lachten, kicherten und spielten die Naiven ganz nach dem Muster der „three little girls“ aus dem „Mikado“. Ich machte drei Momentaufnahmen von ihnen und beschenkte sie dann mit Rubinringen, die sie glückstrahlend ansteckten und, die Steine im Sonnenlichte funkeln lassend, mit kindlicher Freude beliebäugelten.

Weshalb um den Mund meines burmesischen Reisegefährten dabei ein so schadenfrohes Lächeln spielte und warum seine Dienerschaft tuschelnd und lachend die Köpfe zusammensteckte, wurde mir erst klar, als mein Freund mir sagte, daß die drei Grazien sämtlich Pumeas seien. Ich würde ihm das freilich nie geglaubt haben, hätte nicht der inzwischen mit dem Tempelschlüssel zurückgekehrte Pungi und später auch der Gehilfe des Ortsvorstehers die Wahrheit dieser Behauptung bestätigt; und hätte ich nicht — doch ich werde dieses heikle Thema aus Rücksicht auf meine liebenswürdigen Leserinnen lieber verlassen.

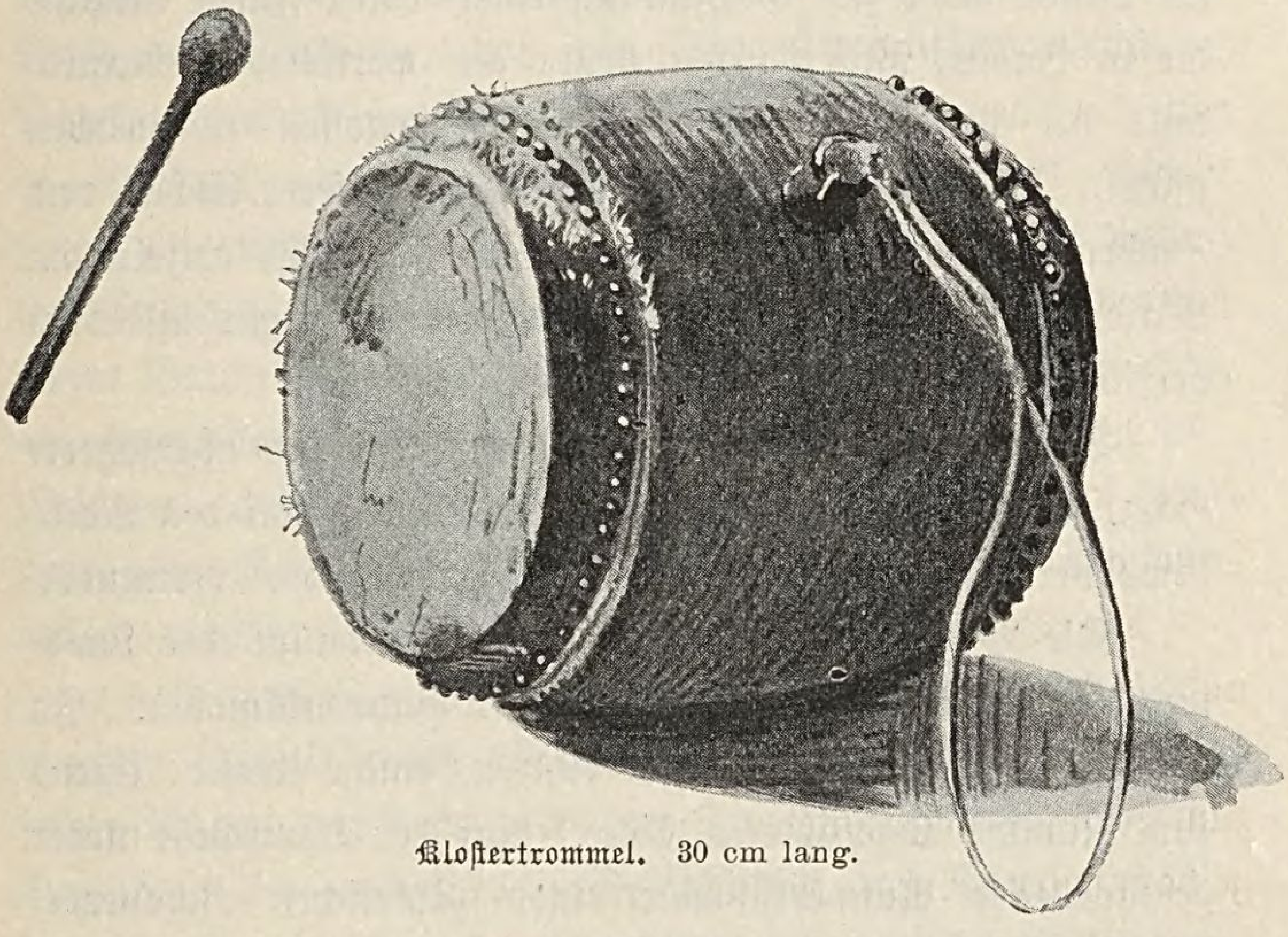
Die hohen Tempelthüren wurden geöffnet, und wir traten in eine Halle, deren Decke, d. h. das Dach des Tempels von imposanten, mit rotem Lack überzogenen, reich vergoldeten Teakholzsäulen getragen wurde. Am anderen Ende der Halle befindet sich ein großes vergoldetes Bildnis Gau-

tamas, des letzten Buddhas, der auf Erden gewandelt hat, nebenbei bemerkt vor 2400 Jahren. Um ihn herum stehen hunderte kleinerer Bildnisse, ihn sitzend, stehend oder liegend darstellend, sowie allerhand Opfergaben, silberne Becher, Gläser, Löffel, Beteldosen u. s. w. Moung Shway Hlay und Gefolge machten „khorab“ d. h. sie ließen sich gleichzeitig auf beide Kniee und Ellbogen nieder und hoben die gefalteten Hände so, daß sie mit den Daumen die Nase berührten, in welcher Stellung sie während der ganzen Zeit, die meine Besichtigung der Tempelkleinodien in Anspruch nahm, verharrten.

Als Einleitung wurden aus mehrfach verschlossenen Schränken einige hervorragend schöne und wertvolle Erzeugnisse siamesischer Goldschmiedekunst in Gestalt von Schachteln und Büchsen hervorgeholt, und erst als letztes kam die für das Stück eines Wirbelknochens Gautamas ausgegebene Reliquie an die Reihe. Sie wird in einem von mehreren ineinander passenden Kästen eingeschlossenen Goldbehälter in der Form eines Tafelaufsatzes aufbewahrt, oder vielmehr in einem von diesem getragenen kleinen Goldtrichter. Aus letzterem wurde sie nun von unserem Pungi unter allerlei Hokuspokus mit goldenen Löffelchen herausgenommen und in ein Kristallgefäß gethan, in welches heiliges Wasser durch ein goldenes Filigransieb gegossen wurde, worauf die Reliquie — ein erbsengroßes Kügelchen aus Elfenbein — eine ganz merkwürdige Farbe annehmen soll, was ich freilich mit dem besten Willen nicht zu entdecken vermochte. Nachdem die gesamten Kostbarkeiten wieder verpackt und weggeschlossen waren, überreichte mir der infolge der Brille zu meinem Freunde gewordene Pungi eine der zu hunderten in einem großen Koffer aufgestapelten Laosbibeln, fügte auf

meinen Wunsch noch eine kleine Tempeltrommel hinzu, und allseitig befriedigt verließen wir den geweihten Raum.

Die noch verbleibenden Stunden des Tages benutzte ich zu einem Rundgang durch und um die Dorfschaft, die von Reisfeldern umgeben, zwischen Bambushainen und Baumgruppen freundlich gelegen ist. Im Dorfe selbst, wie in seiner nächsten Umgebung, erfreuten vielfach Gruppen von



Klostertrommel. 30 cm lang.

Areka-, Taliput- und Kokospalmen das Auge, während aus den umliegenden Wäldern über und über mit orangefarbenen Blüten bedeckte Bäume, emporlodernden Riesenflammen gleich, der Landschaft einen ganz eigenartigen Charakter verliehen. Diese Bäume, von den Burmesen „pouk byin“, von den Laosiern „nok quao“ und von den Botanikern „butea frondosa“ genannt, dürfen laut Gesetz in den Laosstaaten nicht gefällt werden, da sie Kroneigentum sind. An ihren Zweigen lagert mit Vorliebe die Lackschildlaus (Coccus laccae) ihre Eier ab.

Bei dieser Gelegenheit sticht sie die Baumrinde an, um durch die infolgedessen ausquellende Harzmasse die Eier einhüllen zu lassen. Dieses ausgequollene Harz nun ist der unter dem Namen Stocklack in den Handel kommende Stoff, aus dem in Indien und Europa der Schellack bereitet wird. Der Stocklack wird von den Pächtern der Bäume gesammelt und entweder an durchziehende Händler verkauft oder aber im Lande selbst zur Gewinnung einer roten Farbe benutzt, die in Indien und Europa heute als wertloses Nebenprodukt bei der Schellackgewinnung weggegossen zu werden pflegt. Die Bäume erreichen die Größe unserer Eichen und Buchen und sind zur Zeit ihrer Blüte, sowohl einzeln am Waldessaume stehend, wie zu Gruppen oder gar Wäldern vereinigt, von ganz außerordentlicher Wirkung.

Wie das an den Ästen der butea frondosa abgelagerte Harz, so werden auch ihre feuerroten Blüten von den Landbewohnern zur Gewinnung eines Färbemittels verwendet.

Die Bewohner Kyangtongs wie überhaupt der Laos- und Schanstaaten sind Freunde von Hahnenkämpfen. In keinem Gehöfte Kyangtongs fehlten einige dieser eigens zum Kampfe abgerichteten Tiere. Auf der Dorfstraße unter gespanntester Aufmerksamkeit einer zahlreichen Zuschauerschaft wurden an mehreren Stellen Kämpfe ausgefochten, bei denen auf die einzelnen Hähne nicht nur von deren Besitzern, sondern auch von sonstigen Personen aus dem Publikum verhältnismäßig hohe Summen gewettet wurden.

Beschlossen wurde dieser denkwürdige Tag mit einer musikalischen Abendunterhaltung auf der geräumigen Tempelterrasse, bei der Moung Shwai Hlay und dessen Flöte blasender Koch die Musikanten, der infolge zweier weiterer Genever ungemein fidel gewordene Pungi nebst seinen Zöglingen,

ferner die drei Grazien, unser Gefolge und ich die Zuhörer abgaben. Nach Beendigung des Konzerts verrichteten Pungi und moung yin ihre Abendandacht im Tempel, wobei sie ihre Gesänge in dem flotten Tempo eines Parademarsches im Trabe herunterleierten. Als alles still geworden war, stellte ich für die Nacht eine Wache aus, da wir vor Dieben gewarnt worden waren. Daß man aber auch vor uns auf der Hut war, wurde mir klar, als ich bei einem nächtlichen Rundgang gewahrte, daß vor jeder Tempelthür mehrere Pagodasklaven schnarchten.

Elefant und gewünschter Proviant, alles war rechtzeitig am nächsten Morgen zur Stelle. Während die Lasttiere beladen wurden, schossen wir zwei im Tempelhofe auf einem Baum sitzende Hornvögel herunter, deren Fleisch sich am folgenden Tage als ganz vorzüglich herausstellte, in Geschmack und Zartheit an Rehbraten erinnerte und an der Tafel jedes Gourmets in Europa als einer der feinsten Braten erklärt werden dürfte.

Nach zwei Tagemärschen, von denen der letzte ununterbrochen bei glühender Sonnenhitze über schattenlose Reisfelder führte, auf denen die aus der Stadt heimkehrenden Bewohner der umliegenden Dorfschaften mit ihren großen hellroten Sonnenschirmen aus geöltem Papier sich ausnahmen wie wandelnde Riesenmohnblumen, standen wir plötzlich vor einem in verfallener Steinmauer hängenden offenen Holzthore, einem der Thore der Hauptstadt des Laosstaates Chiengmai. Nachdem wir das Thor hinter uns hatten, gelangten wir nach etwa halbstündigem Ritt durch die sich in keiner Weise von einem großen Dorfe unterscheidende sogenannte äußere Stadt, ritten über eine gut erhaltene, einen Wallgraben überspannende Brücke, kamen an die massive

innere Umwallung, passierten ein zweites befestigtes Steinthor und befanden uns nunmehr in der eigentlichen alten Residenzstadt der Fürsten von Chiengmai. Hier verabschiedete ich mich vorläufig von meinem Begleiter, der in einem seinem Vater gehörenden Hause Wohnung nehmen wollte, während ich quer durch die Stadt reitend und dieselbe durch ein drittes Thor wieder verlassend, von einem Diener Moung Shway Hlays geführt, dem außerhalb der Umwallung gelegenen englischen Konsulate zustrebte. Dieses, ein am Ufer des Me Ping gelegenes massives, von großen Gartenanlagen umgebenes Gebäude, war zwar bald gefunden, nicht so aber der Konsul, an den ich Empfehlungsbriefe vom indischen Auswärtigen Amte hatte. Derselbe befand sich auf einer Dienstreise in einer Ortschaft der Umgegend und wurde, wie ich von seinen zurückgelassenen Laosdienern erfuhr, erst in zwei bis drei Tagen zurückerwartet.

Nach englischen Begriffen von Gastfreundschaft hätte ich mich nun trotzdem ohne weiteres im Konsulate einquartieren können, aber ich hatte schon in Moulmein und Papun soviel von der Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft des Herrn Dr. Cheek, eines Amerikaners — ehemals Arzt der hiesigen amerikanischen Mission und heute der bedeutendste Holzhändler und Industrielle Chiengmais — gehört, daß ich mich ohne Verzug zu dessen ebenfalls am Flusse gelegenen Hause führen ließ.

In einfacher aber herzlicher Weise wurde ich willkommen geheißen, ein Gartenhäuschen zu meiner Verfügung gestellt, Radja erhielt einen Stall eingeräumt, so daß für Herr, Diener und Pferd in vorzüglichster Weise gesorgt war.

Chiengmai.

Die Stadt Chiengmai, am rechten Ufer des hier etwa 200 Meter breiten Me Ping gelegen, zählt nach Angaben des Herrn Dr. Cheek gegen 20 000 Einwohner, während der gleichnamige Staat etwa 100 000 aufweisen soll. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts gegründet, blicken die Mauern der Stadt heute auf eine 600jährige, wohl mehr bewegte als ruhmvolle Vergangenheit zurück. Wiederholentlich bald von den Burmesen, bald von den Schans zerstört, stand die Stadt lange Jahre hindurch vollkommen verlassen da, bis vor etwa 80 Jahren verschiedene Prinzen aus dem benachbarten Lagong, sämtlich Brüder, wieder Besitz von ihr ergriffen und die jetzige Dynastie der Fürsten von Chiengmai gründeten.

Vom jenseitigen Ufer des Flusses, welches man auf einer vor wenigen Jahren von Herrn Dr. Cheek gebauten, soliden Teakholzbrücke von 275 Schritt Länge erreicht, bietet die Stadt mit ihren hübschen, teils Herrn Dr. Cheek, teils der amerikanischen Mission gehörenden Holzhäusern und dem in europäischem Stil erbauten massiven Palaste des Fürsten einen äußerst stattlichen Anblick. Sie ist reich an Tempeln

und Pagoden, und ich glaube, nicht zu hoch zu greifen, wenn ich die Zahl der in ihren Mauern faullenzenden Pungis auf gegen tausend taxiere. Die Tempel in Chiengmai sind, im Gegensatz zu den burmesischen Tempeln, die mit Ausnahme weniger fast ausschließlich aus Holz erbaut sind und auf freistehenden Pfählen ruhen, größtenteils Stein-

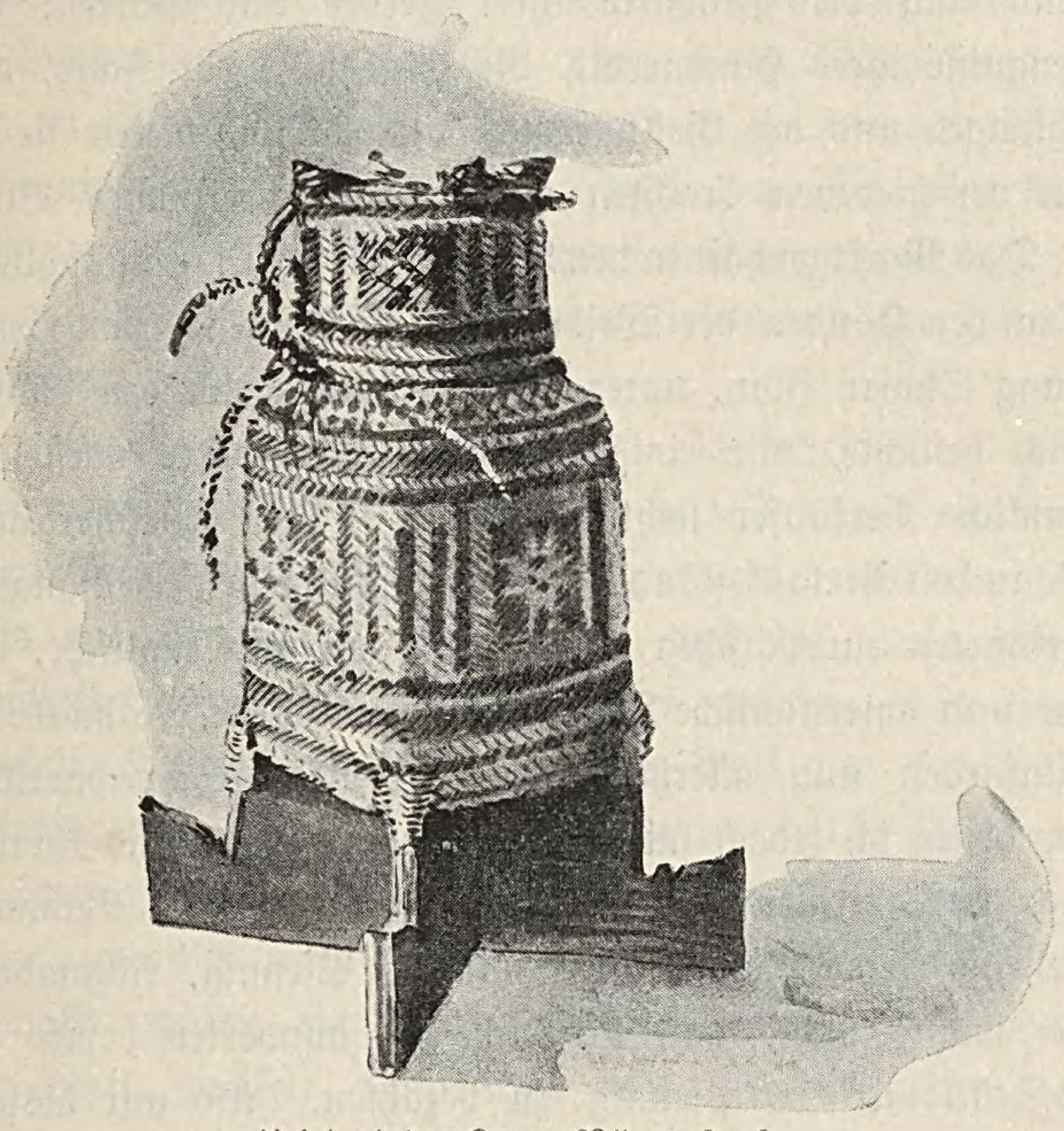


Fischkorb der Laos.
24 cm breit, 26 cm hoch.

bauten mit Ziegeldach, über dessen mittlerem Teil sich ein zweites im Innern des Tempels von Holzsäulen gestütztes Dach erhebt. Der Fußboden wird von einem 3—4 Fuß hohen, soliden Mauerwerk gebildet, auf dem auch die das Mitteldach tragenden Säulen ruhen. Die Größe der Tempelhallen variiert von 60—100 Fuß Länge und 30—50 Fuß Breite. Neben den Tempeln befinden sich die Pungi-Wohnungen, Pilgerschuppen, verschiedene Pagoden und zuweilen auch eine gleich einer kleinen Feste mit Wassergraben

umgebene und nur mit Hilfe einer in Gewahrsam gehaltenen Leiter zu erreichende Bibliothek.

Die Tempelhöfe sind sauber gehalten, mit schattenspendenden Bäumen bepflanzt, mit Brunnen versehen und von Mauern umschlossen. Das Innere der Tempel, wie



Reiskorb der Laos. 32,5 cm hoch.

auch deren Vorderfronten sind oft auf das reichste mit Schnitzwerken, Holzbildhauerarbeiten und Vergoldungen ausgestattet, an den Wänden finden sich meist Malereien, Scenen aus dem Leben Gautamas, Kämpfe, die Schrecknisse der Hölle u. s. w. darstellend. Nirgend fehlen Trommeln und Pauken von ungeheueren Verhältnissen. Interessanter aber als alle Tempel und Pagoden ist unstreitig für den

Reisenden der täglich in Chiengmai in den Vormittagsstunden am Flußufer stattfindende Markt, zu dem die Landbewohner aus allen umliegenden Dorfschaften in Scharen meilenweit herbeizuströmen pflegen. Rechts und links zu beiden Seiten der Straße sich mit ihren Körben niederlassend und die Produkte ihrer Felder und Gärten, die Erzeugnisse ihrer Handarbeit, die Ergebnisse der Jagd, des Fischfanges und der Geflügelzucht auspackend, bieten sie in ihren verschiedenen Trachten ein ungemein reizvolles Bild.

Das Marktgeschäft in den Laosstaaten liegt fast ausschließlich in den Händen der Weiber und — Pumeas, von denen Moung Shway Hlay, unter dessen Führung ich den Markt täglich besuchte, mir einige prächtige Exemplare vorstellte. Männliche Verkäufer sieht man nur in den Fleischerläden sowie in den Verkaufsständen der von Moulmein oder Bangkok eingeführten europäischen Waren, als da sind englische, indische und amerikanische Baumwollstoffe, Garne, Nähnadeln, Anilinfarben und allerhand billige deutsche Schundartikel, unter denen ich jedoch mit Befriedigung weder meine Rubinringe, noch Brillen und Rasiermesser bemerkte. Vadiwal hatte eine kleine Rolle Zwirn mit 60 Pfennig, Nähnadeln — er wußte nicht, daß ich solche zu hunderten besaß — das Stück mit 10 Pfennig zu bezahlen. Als mir bisher unbekannte Leckerbissen fand ich die Larven abgesponnener Seidenraupenkokons, Ameiseneier, gekochte weiße Ameisen und ein zur Ordnung der Hemiptera gehöriges Wasserinsekt. Schnecken, Pilze, getrocknete Fische, Nga-Pee und die verschiedenen sonstigen Zuthaten zum Curry, die wir von Mainlungyi her bereits kennen, waren ebenso wie Hühner, Enten, Eier, Schweine- und Büffelfleisch in großen Mengen vorhanden, auch gebackene Büffelhaut (peau de buffe soufflée),

ein hier besonders beliebtes Gericht, wurde in langen Streifen feilgehalten und viel, namentlich von den Schans gekauft.

Es war übrigens erstaunlich, zu sehen, welche geringen Mengen von Waren einzelne Verkäuferinnen zu Markte brachten, da kamen sie z. B. mit einem Körbchen, in dem neben zwei Enteneiern ein winziges Fischlein lag und saßen da stundenlang, um vielleicht, ohne einen Abnehmer gefunden zu haben, gegen Mittag wieder in ihr mehrere Meilen entferntes Dorf zurückzukehren, dort den Fisch am Abend selbst zu verzehren und am folgenden Morgen mit den zwei Eiern und einer Hand voll Pilzen wiederum ihr Glück zu versuchen.

Auch verschiedene ambulante Gastwirtschaften waren vorhanden. Ich sah, wie in einer derselben aus einem einzigen kleinen Huhn 16 Portionen geschnitten wurden, jedenfalls ein Beweis dafür, erstens, daß die Zerlegerin ihr Geschäft kannte, zweitens die Käufer wußten, was Genügsamkeit ist, und daß drittens das Volk der Laosstaaten, welches zwar so glücklich ist, das Wort „Zeit ist Geld" nicht zu kennen, auch auf der anderen Seite nicht gewohnt ist, aus dem Vollen zu leben. Ein großer Teil des Marktgeschäfts wickelt sich durch direkten Austausch der Waren ab, man wechselt Kokosnüsse gegen Tabak, Eier gegen Seidenraupenkokons ein u. s. w. Indische Rupien und Annas bilden die kurrente Münze. Als Scheidemünze werden auf einen Faden gezogene getrocknete Betelnüsse benutzt. Siamesisches Geld sieht man so gut wie gar nicht, und die alten „mung tok" genannten Laossilbermünzen in Form und Größe von Austern auch nur bei besonderen Gelegenheiten, wie z. B. Ringkämpfen, wo sie vom Fürsten oder einem der Prinzen an die Sieger verteilt werden. Die

zum Abwiegen der Waren dienenden Gewichte haben meistens die Form von Gänsen und Elefanten und sind aus Messing gegossen. Monopole aller Art erfreuen sich der Gunst des Fürsten von Chiengmai. In der Liste obenan steht das Branntweinmonopol, welches Seiner Hoheit jährlich etwa 50000 M. abwirft, diesem folgt das Schweinemonopol mit gegen 40000 M., dann das Opiummonopol mit 30000 M. und endlich das Betelmonopol mit 10000 M.

Wie es mit dem Spielmonopol steht, habe ich nicht ergründen können. Man sagte mir, das öffentliche Hazardspiel sei in Chiengmai durch Gesetz verboten und nur während der chinesischen Neujahrsfeier gestattet. Da ich gerade um die Zeit dieser Feier meinen Einzug hielt, war es somit weiter nicht verwunderlich, daß ganz Chiengmai einer Spielhöhle glich, aber auch nach beendetem Feste wurde lustig weiter gespielt. Was mir bei dieser Gelegenheit in Chiengmai aber am meisten auffiel und was ich noch nie zuvor gesehen hatte, das war die ungenierte Beteiligung der verlotterten Mönchsgesellschaft an jeder Art von Hazardspiel.

Alle vorgenannten Monopole werden in bestimmten Zeiträumen von neuem meistbietend verpachtet, die Pächter sind ausnahmslos Chinesen, die dabei ein hübsches Stück Geld verdienen sollen.

Der englische Reisende Mr. Archibald Colquhoun behauptet in seinem Buche „Amongst the Shans“ (und ich glaube, er hat recht), daß die Bewohner des Me Ping-Thales ebenso wie der größte Teil der zwischen dem Me Ping und Me Kong wohnenden Schans die Nachkommen von Schans sind, die aus den jetzt unabhängigen nördlichen Schanstaaten, als diese noch unter burmesischer Herrschaft standen, nach Siam geflüchtet sind. Vor dieser Einwanderung soll das

Land von einem anderen Zweige derselben Rasse, nämlich den sogenannten Lau-Phun-Ham (d. h. „weißbäuchige Laosschans") bewohnt gewesen sein, so genannt im Gegensatze zu den tätowierten nördlichen Schans, die mit Lau-Phun-Dam (schwarzbäuchige Laosschans) bezeichnet wurden. Zusammen mit den aus Burma geflohenen Talains, von denen vom Jahre 1772—1814 allein über 200 000 in Siam Schutz gesucht und von der siamesischen Regierung in Chiengmai und Umgegend angesiedelt worden sein sollen, bildeten sie zu Anfang dieses Jahrhunderts mehr als zwei Drittel der Bevölkerung der genannten Gebiete. Während die Männer größtenteils siamesische Tracht angenommen haben, kleiden sich die weiblichen Nachkommen dieser Flüchtlinge noch genau wie ihre Vorfahren. Im Gegensatze zu den Siamesinnen lassen sie ihr Haar lang wachsen, tragen es in einen Knoten geflochten auf dem Scheitel und schmücken es mit Blumen oder einer goldenen Nadel, anstatt des siamesischen zwischen den Beinen durchgezogenen Panungs bedienen sie sich zur Verbergung ihrer Reize des ungleich kleidsameren burmesischen „Lungi" oder „Tamein", eines um die Hüften geschlagenen, an der Seite durch Einschlagen befestigten seidenen oder baumwollenen Tuches von bunter Farbe. Die alte Haartracht der Siamesen, wie man sie in Chiengmai noch häufig sieht, ist die sogenannte „Schuhbürstenfrisur", die erzielt wird durch Wegrasieren der Haare an den Schläfen und am Hinterkopfe, während das übrige sehr starke und von Natur borstenartig aufgerichtete Haar, etwa zwei Zoll lang gestutzt, stehen bleibt. Durch reichliches Einreiben mit Schweinefett wird der Bürste der erwünschte Glanz verliehen. „Neue Zeiten, neue Sitten", dieses Wort hat auch für Siam Geltung, und so ist die originelle Schuhbürstenfrisur heute bereits mehr oder weniger

verdrängt worden durch die moderne „Stachelschweinfrisur“ d. h. das Rasieren irgend welcher Schädelteile fällt fort, das Haar wird gleichmäßig zwei Zoll kurz gehalten und ihm mit Hilfe bedeutender Mengen Schweinefett eine Richtung nach rückwärts beigebracht. Diese Frisur wird bei den Siamesen unterschiedslos von beiden Geschlechtern getragen, ebenso wie der „Panung“.

Der über die Me Ping-Brücke gehende Verkehr ist in seiner Lebhaftigkeit geradezu großstädtisch zu nennen. In langen Zügen folgen sich Ochsen-, Maultier- und Pony-karawanen; die ersteren meist von Schans, die letzteren von Hos, d. h. Mohamedanern aus der chinesischen Provinz Yunnan, geführt. Während erstere sich mehr auf den Transport von Reis und sonstigen örtlichen Erzeugnissen aus den Schanstaaten nach Laos oder von einer Laos-Ortschaft zur andern beschränken, besorgen die Hos den Austausch der Waren zwischen Yunnan, den nördlichen Schanstaaten Laos, Nord-Siam und Burma. Sie kommen meist von Talifu, der Haupthandelsstadt Yunnans, und führen von dort Salz, die von den Schans getragenen großen Strohhüte (diese kosten das Stück bis zu 15 M. und mehr), eiserne Pfannen, die in den Schanstaaten und Siam bei der Branntwein-destillation gebraucht werden, sowie endlich Wallnüsse ein, die in ihrem Lande in seltener Vollkommenheit gedeihen. Gehen sie nach einem der Hauptorte Nord-Siams, z. B. Maung Fang, Maung Pray u. s. w., so pflegen sie von dort „cutch“ (den geronnenen Saft der Acacia catechu), welches mit dem Betel zusammen gekaut wird, nach Chiengmai und Chieng Tung, den bedeutendsten Handelsplätzen der Schanstaaten, zu bringen, hier rohe Baumwolle einzukaufen und nach Talifu zurückzukehren. Ziehen sie indessen über



Junnanesische Maultiertreiber.

Chiengmai nach Moulmein, so kaufen sie dort europäische Waren ein, die sie zum Teil in Chiengmai und Chieng Tung sowie überall am Wege absetzen, zum Teil auch nach Talifu bringen. Unterwegs entlastete Maultiere werden in Chieng Tung wieder mit Baumwolle beladen. Den Marsch von Talifu bis Moulmein machen diese sehr flott marschierenden Karawanen in 50 bis 60 Tagen. Sie kommen in der Regel im Dezember aus Yunnan und richten sich so ein, daß sie vor Beginn der Regenzeit, also vor Ende April wieder in Talifu eintreffen.

Ochsenkarawanen marschieren trotz geringerer Lasten bei weitem langsamer als die Maultierkarawanen und legen etwa zehn englische Meilen, d. i. halb soviel wie die letzteren täglich zurück. Sie sind auf der andern Seite ungleich billiger zu unterhalten.

Die Leittiere, sowohl der Ho= wie der Schan=Karawanen sind oft in wunderbarer Weise aufgeputzt, teils dekorativer Wirkung halber, teils um durch ihre groteske Erscheinung böse Geister vom Wege zu verscheuchen und von der Karawane fernzuhalten. Ich sah gerade bei den durch Chiengmai ziehenden Karawanen die Leitochsen vielfach mit Masken aus Bärenfell oder mit solchen, die über und über mit Kaurimuscheln besetzt waren, dazu trugen sie auf dem Kopfe prächtige Pfauenschwänze. Die Maultiere der Hos sind in der Regel mit rotgefärbten, lang herabhängenden Haarbüscheln und Fuchsschwänzen geschmückt und tragen zur Geisterverscheuchung vor der Stirn eine kleine runde Blechdose mit einem Spiegel im Deckel. Untersucht man diese Teufelverscheucher näher, so findet man in ihnen den bekannten Stempel „made in Germany“.

Der Laosstaat Chiengmai wird trotz seines alles mono=

polisierenden Fürsten, trotz der „Armee", die derselbe unterhält und trotz der Oberhoheit, die er gewissermaßen über die übrigen kleinen Laosstaaten ausübt, im eigentlichen Sinne des Wortes von Siam regiert, und als vor einigen Jahren die guten Laos sich gegen ihre, sie bis aufs Blut aussaugende Regierung auflehnten, kamen Truppen aus Bangkok unter dem Kommando Seiner Exzellenz des Kriegsministers Chow Phya Boltheb, um die Ruhe im Lande wieder herzustellen.

Seine Exzellenz sitzt heute noch in Chiengmai, wenn auch nicht mehr als Kriegsminister, so doch als siamesischer Spezial-Kommissar. Neben ihm residiert aber in Chiengmai noch ein zweiter Königlicher Kommissar, und diese beiden Herren bilden im Staate den Hunderter und Zehner vor der Null, die den Namen „tsabwa" d. h. Fürst führt. Chiengmai ist de facto heute nichts anderes, als eine siamesische Provinz.

Der jetzige Fürst, der leider, bevor ich in seiner Residenzstadt eintraf, auf die Dörfer gegangen war, so daß es mir nicht vergönnt war, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, wurde mir als ein gutmütiger, schwacher, vielfach beweibter, einem „Schlage Makao" keineswegs abgeneigter alter Herr geschildert, der aber derartig unter der Fuchtel seiner Hauptfrau, der „Frau Fürstin", steht, daß er von seinen übrigen Gattinnen nur wenig Freude hat.

Frau Fürstin hat auch einen Sohn,
Der trank in frühster Jugend schon,
Und hat es mit den Jahren
Auf Tag für Tag der Flaschen acht —
Teils Branntewein, teils Bier — gebracht,
Auch sonst thut er nicht sparen,

so daß, wenn der alte Fürst einst das Zeitliche segnen sollte, die siamesischen Herren Kommissare diesem hoffnungsvollen Fürstensohn kaum Gelegenheit geben dürften, auch nur einen einzigen Rausch auf dem Throne seiner Väter auszuschlafen, und mit der Fürstenherrlichkeit in Laos dürfte es dann ein Ende haben.

Sobald der englische Konsul Mr. Stringer von seiner Reise zurückgekehrt war, machte ich in seiner Begleitung dem siamesischen Herrn Spezial-Kommissar meine Aufwartung in seinem Palaste, vor dessen Eingängen Soldaten der Chiengmai-Armee in schwarzer baumwollener Uniform mit rotem Litzenbesatz und gleichfarbigem Cerevise auf der Stachelschweinfrisur Posten saßen und uns, anstatt zu salutieren, leutselig zunickten. Seine Exzellenz empfing uns in siamesischer Hoftracht, bestehend aus weißer Jacke mit goldenen Knöpfen, dunklem seidenem Panung, hellseidenen langen Strümpfen und Schnallenschuhen in einem mit Tischen, Stühlen und Teppichen ausgestatteten Empfangssalon, dessen größte Zierde in einem europäischen zweischläfrigen Waschtisch mit Marmorplatte bestand, über dem ein gutes Oeldruckbild Seiner Majestät des Königs Chulalonkorn von Siam hing. Wir wurden zuerst mit zu starkem Thee und dann mit zu schwachem Kaffee bewirtet, wozu Burris und Cigaretten gereicht wurden.

Seine Exzellenz hat eine nicht ganz gewöhnliche Laufbahn hinter sich. Während der längsten Zeit seines Lebens ist er „Pungi" gewesen, bis ihm das ewige Geplärre zu langweilig wurde und er es einmal — in Siam ist man in solchen Sachen nicht kleinlich — mit dem Geschäfte eines Kriegsministers versuchte. Es scheint, daß Chow Phya Boltheb als Kriegsminister größere Befriedigung gefunden hat, denn als Klosterbruder, und unstreitig hat er seinem Könige durch

Niederwerfung des Aufstandes in Laos einen großen Dienst erwiesen.

Trotz seines langen, entsagungsvollen Klosterlebens, oder aber — was vielleicht noch wahrscheinlicher ist — infolge desselben ist Seine Exzellenz im Laufe der Zeit zu einem ausgesprochenen Freidenker geworden, der jeden bestehenden Glauben als thöricht bezeichnet und es für die einzige Lebensweisheit erklärt, nichts zu glauben. Auch mir schien er nichts zu glauben, wenigstens nichts von dem, was ich ihm von dem Zweck meiner Reise erzählte. Ich kam ihm, gelinde gesagt, etwas problematisch vor, denn daß jemand so verrückt sein könnte, zum Vergnügen nach Chiengmai zu kommen, schien ihm eine Möglichkeit, mit der man unter keinen Umständen rechnen dürfe.

Dem Besuche bei dem Herrn Kriegsminister a. D. folgte ein solcher bei dem Königlichen Kommissar, Phya Kraikosa, einem liebenswürdigen älteren Herrn von angenehmsten Umgangsformen, der bis zum Jahre 1891 siamesischer Gesandter in Paris gewesen war. Von Paris nach Chiengmai, welch ein Sprung! — Aber dieser Sprung schien Seiner Exzellenz ausgezeichnet bekommen zu sein, besser jedenfalls, als seinem ältesten Sohne, der gleichzeitig mit ihm und zwar als Legationssekretär in Paris gewesen war, und dessen reizender Gattin, die wir später das Glück haben werden, kennen zu lernen. Beide kamen sich in Chiengmai denn doch etwas „déplacé“ vor. Vater und Sohn, letzterer als der englischen Sprache vollkommen mächtig, seinem Vater als Dolmetscher dienend, empfingen uns gemeinsam und bekundeten lebhaftes Interesse für meine bisherigen Reisen. Seine Exzellenz warnte mich zwar vor einer Expedition in die nördlichen Schanstaaten, versprach mir aber jedwede

Förderung meines Unternehmens bis an die Grenze des unabhängigen Staates Chieng-Tung, eines Nachbarstaates von Laos. Er machte mir denn auch am folgenden Tage seinen Gegenbesuch und überreichte mir bei der Gelegenheit als Geleitsbrief einen spiralförmig aufgerollten Streifen aus dem Blatte der Taliputpalme, auf den mit feinem Stahlgriffel in Laosschrift eine Empfehlung meiner werten Persönlichkeit an die Chefs und Ortsbehörden aller von mir zu passierenden unter siamesischer Oberhoheit stehenden Provinzen unter Beidruckung des Amtssiegels eingeritzt war.

Derartige Taliputblattstreifenspiralen — dieselben sind ungefähr, wenn ausgerollt, 15 mal so lang wie vorstehendes vorzügliche Wort — sind die hier übliche Briefform. Da Taschen unbekannt sind, wickelt sich der Briefbote das betreffende Schreiben um den Hals oder Oberarm, auch — wenn's ihm gerade Spaß macht — um's Knie und marschiert von dannen, unbekümmert um Staub oder Regen. Erhält der Adressat den Brief in verstaubtem Zustande, so steckt er den Zeigefinger in den Mund und reibt mit dem also befeuchteten Finger die beschriebene Blattfläche ein, worauf sich die Schriftzeichen infolge des feucht gewordenen an ihnen haftenden Schmutzes gar säuberlich in dunkler Schrift von der gelben Schreibfläche abheben.

Ich erwähnte vorhin des liebenswürdigen Sohnes des Kommissars und dessen in Paris erzogener Gattin und bitte die Leser nun, sich so anständig wie möglich anzuziehen und mit mir Madame Luang Chan Buhbser, das ist ihr Name, einen Besuch abzustatten.

Wie alle Häuser und Geschäfte in Chiengmai, so ist auch das Haus, in dem Madame uns empfängt, von hohem, dichtem Bambus- oder Holzzaune umgeben, um Vorüber-

gehenden den Einblick in die inneren Räume zu verwehren. Wir treten durch die Umzäunung, in einen kleinen Vorhof, dann ins Haus, marschieren durch einen hallenartigen Raum, in dem einiges Gesinde herumlungert, erreichen eine schmale Treppe und gelangen, nachdem wir die wenigen Stufen derselben erstiegen haben, in ein nach einer Seite verandaartig offenes Zimmerchen, in dessen Mitte ein mit bunter Decke behangener und mit einem Blumensträußchen geschmückter runder Tisch steht. Einige anspruchslose Stühle bilden das übrige Mobiliar. Wir haben, der Einladung eines Dieners folgend, kaum Platz genommen, um auf Madame, die noch bei der Toilette beschäftigt ist, zu warten, als ein bildhübscher, elegant gewachsener junger Siamese mit bloßen Beinen, um die Hüften das landesübliche Panung, den Oberkörper mit weißer Jacke bekleidet, das Haar à la Stachelschwein gestutzt, eintritt, uns durch eine graziöse Bewegung auffordernd, die Plätze, von denen wir uns bei seinem Eintritt erhoben haben, wieder einzunehmen. Wir suchen gerade nach irgend ein paar siamesischen Worten, um uns nach dem Befinden von Madame zu erkundigen, da wir den jungen Herrn für einen Bruder derselben halten, als



Siamesin in gewöhnlicher Tracht.

dieser junge Herr auch schon beginnt, in dem allerliebsten Pariser Französisch loszuplappern und — sich als Madame selbst vorzustellen.

Ich hatte mir nun zwar nach meinen Erfahrungen mit den Pumeas vorgenommen, mich über nichts mehr in diesem merkwürdigen Lande zu wundern, und wäre ich eines schönen Tages selbst einem kindersäugenden Manne begegnet, ich wäre ohne weiteres über denselben zur Tagesordnung übergegangen, hätte mich damit beruhigt, daß in Laos eben die Welt auf dem Kopfe stehe und mich glücklich gepriesen, in einem Erdteile geboren zu sein, in dem die Vaterpflichten anderer und jedenfalls leichterer Art sind. Hier war ich aber denn doch trotz aller Vorsätze wieder einmal aus der Fassung gekommen. Daran, daß die anmutigsten Weiber sich bei näherer Bekanntschaft als Männer entpuppten, daran war ich bereits gewöhnt, aber einen bildhübschen Jungen plötzlich als Madame Luang Chan Buhbser vor mir zu sehen, das war — nun zum mindesten doch „gegen alle Kleiderordnung". Madame war natürlich meine Überraschung nicht entgangen, aber sie hatte den Grund für dieselben anderweitig zu finden geglaubt und meinte ohne die geringste Spur von Gêne oder gar Koketterie auf ihre unbekleideten Beine deutend: „Ah, ich errate, was Sie so in Erstaunen setzt. Ja, ja! wir haben hier andere Sitten, als in Europa. Bei Ihnen zieht eine Frau, je älter sie wird, um so mehr an, bei uns um so weniger."

Heute noch erröte ich, wenn ich daran denke, mit welcher Ungeschicklichkeit ich die günstigste Gelegenheit für hübsche Komplimente unbenützt vorübergehen ließ. Ich war aber immer noch halb Salzsäule, und Madame, die sich diesen merkwürdigen Aggregatzustand, in dem ich mich befand,

nicht recht erklären konnte, begann in der Voraussetzung, ich verstehe ihr reizendes Französisch nicht, mich nunmehr in englischer Sprache anzureden. Allmählich kam dann die Unterhaltung in Fluß, als ich mich aber, beglückt durch eine Einladung für den kommenden Tag, verabschiedet hatte und



Siamesin in Gesellschaftstoilette.

in mein Quartier zurückkehrte, konnte ich das fatale Gefühl nicht los werden, mich thörichter, als ein verliebter Sekundaner benommen zu haben.

Am folgenden Abend zur festgesetzten Stunde erschien ich nebst Konsul Stringer und ein paar andern Europäern wieder bei Madame.

Ich fand sie diesmal in reizender Gesellschaftstoilette, grauseidenen Kniestrümpfen, olivenfarbigem, seidenem Panung, weißem Spitzenjacket und schärpenartig über die linke Schulter geschlagenem orangefarbigem Seidenshawl, dazu funkelnde Brillanten in den Ohrläppchen, kurz, „simplement ravissante“. Ihr Gatte, einer der hübschesten Siamesen, denen ich begegnet bin, trug ein dem ihrigen in Schnitt und Farbe gleichendes Kostüm; nur trat an Stelle des Spitzenjackets eine einfache weiße Jacke mit goldenen Knöpfen, und außerdem fehlten Shawl und Brillantohrringe. Die Tafel war mit Silberschalen von ausnehmend hübscher, getriebener Arbeit in haut relief, in der die Schans exzellieren, und mit duftigen Blumensträußen geschmückt, die Speisen waren nach europäischer Art bereitet, die Weine vom Sherry bis zum Champagner tadellos. Man hätte glauben können, durch eine Zaubermacht nach Paris versetzt zu sein, hätte die Zauberin selbst, die alles dies zu Wege gebracht, durch den Geist ihrer Unterhaltung, ihren Witz, ihre ungekünstelte Anmut alle Pariserinnen weit hinter sich lassend, uns nicht in anziehendster Weise durch ihre originellen Einfälle stets wieder auf den Boden geführt, auf dem wir uns in Wirklichkeit befanden.

Ich unterhielt mich mit Madame über den König von Siam und seine ungezählten Frauen und erfuhr dabei zum ersten Male, daß jede dieser Frauen ihren eigenen Haushalt führe, sowie ferner, daß Polygamie durchaus nicht, selbst nicht in den höheren Ständen, in Siam allgemein sei. Als ich daraufhin scherzhaft ihren Gatten fragte, wie viele Frauen er sich noch zu nehmen gedenke, meinte sie: „Nach solchen Dingen müssen Sie nicht meinen Mann, sondern mich fragen.“

Auf die französischen Herren war sie nicht gut zu sprechen und bezeichnete sie als fade Schmeichler, während die Engländer aufrichtige, biedere Naturen seien.

„Und die Deutschen, haben sie irgendwie Gnade vor Ihren Augen gefunden?“

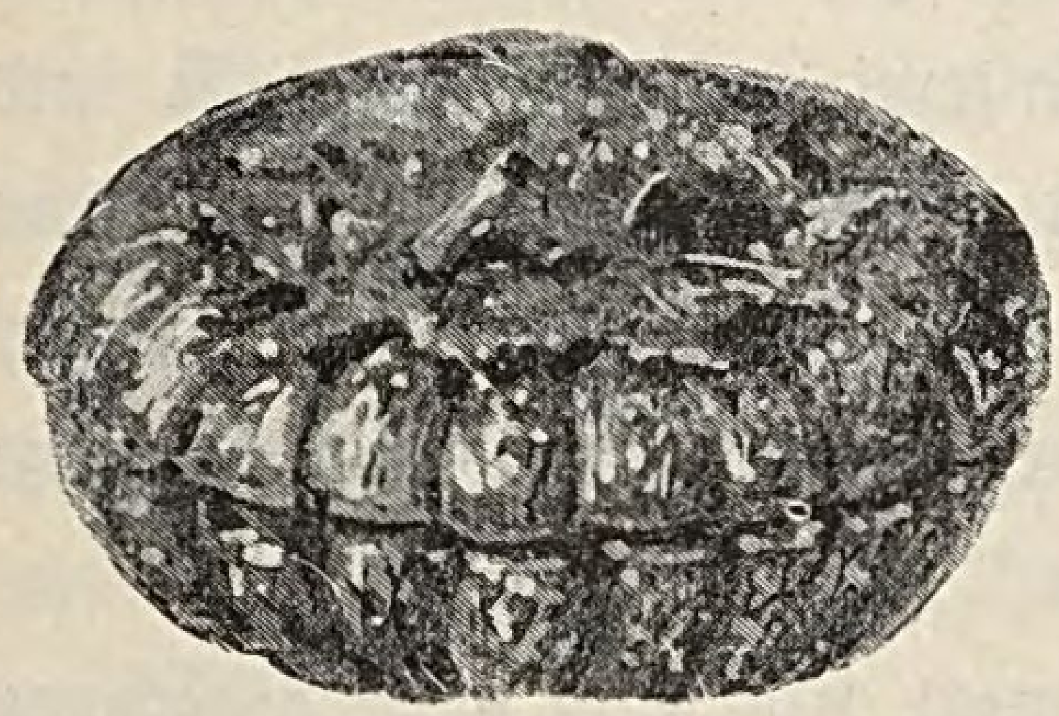
„O ja! Sie sind nach meinem Geschmack die besten Tänzer.“

Nun, das ist, wenn auch nicht viel, so doch etwas, und ich dankte der schönen Richterin im Namen meiner gewandten Landsleute, indem ich ein Glas Sekt auf ihr, d. h. Madames Wohl leerte.

Als wir auf die Naturschönheiten der Umgegend Chiengmais zu sprechen kamen, äußerte unsere schöne Wirtin, die Siamesen — und sie mache von ihren Landsleuten keine Ausnahme — seien noch nicht auf der Kulturstufe angelangt, von der aus man die Natur in ihren Einzelheiten bewundere, ja sie ging sogar soweit, zu behaupten, wir würden lediglich durch unsere Romanschriftsteller und Novellisten zum Bewundern von Wäldern, Bergen und anderen Dingen erzogen, die der Naturmensch als etwas ganz Selbstverständliches ansehe.

„Für uns z. B.“, meinte Madame, „ist das Meer nichts anderes, als eine mehr oder minder bewegte Wasserfläche, für Euch Europäer ist es zugleich eine Erinnerung an ein Gedicht; welches Ihr in der Jugend auswendig gelernt, an ein Lied, welches Ihr gehört oder selbst gesungen habt, und mit dieser Erinnerung kommt zugleich eine weihevolle Stimmung über Euch, die Euch dazu verleitet, eine Wasserfläche selbst als eine Art Gedicht anzusehen und in allerhand Verzückungen zu geraten, auf die ein Mensch, dem eben diese Erinnerungen abgehen, nie verfallen würde.“

Nach diesen kleinen Proben unserer Unterhaltung wird man begreifen, in wie angenehmer Weise die Zeit verstrich, und wie wenig Aufmerksamkeit wir der von drei Flötenbläsern und einem Sänger ausgeführten Tafelmusik schenkten. Nach beendeter Mahlzeit zogen wir uns in eine behagliche Plauderecke zurück, ein kleines Tischchen wurde gebracht und darauf Burris, Cigaretten sowie ein zierliches goldenes Betelservice von kunstvoller siamesischer Arbeit ausgebreitet. Während wir uns den rauchbaren Genußmitteln zuwendeten, begann Madame sich mit vieler Anmut ihren Betel zu be-



Beteldose aus emalliertem Silber.



Beteldose aus Gold.

Geschenke des Königs von Siam an den Verfasser.

reiten. Hierzu wird zuerst aus einem dütenähnlichen Goldgefäße das frische Blatt der Betelranke (Piper betel), darauf aus einer — in diesem besonderen Falle auf dem Deckel mit einem massiven, vorzüglich gearbeiteten Löwen geschmückten — Dose mit dem Finger ein wenig rosa gefärbter dicker Brei aus feingepulvertem Kalk entnommen und auf das Blatt gestrichen. Hierzu kommt aus einem anderen Döschen etwas „Cutch“, aus einem dritten vielleicht eine Gewürznelke oder eine Priese Tabak, worauf das Blatt zusammengefaltet und mit einem Stückchen frischer oder getrockneter Arekanuß

in den Mund — wiederum in diesem besonderen Falle in ein allerliebstes Mündchen — gesteckt wird.

Mit einer solchen Komposition im Munde nun fühlt sich der Betelkauer — denn selbstverständlich muß die Sache gekaut werden — für mindestens eine Viertelstunde ebenso glücklich, wie der leidenschaftliche Raucher nach Tisch mit seiner Havana.

Aber selbst Madame Buhbser und die von ihr, wie in allem, so auch im Betelkauen entwickelte Anmut haben es nicht vermocht, meine Ansicht, daß das Betelkauen eine der widerwärtigsten Gewohnheiten orientalischer Völkerschaften ist, zu erschüttern. Mag der blutrote Betelsaft selbst von den Lippen der reizendsten Frau in das kunstvollste Goldschälchen fließen — die ganze Kauerei und Spuckerei ist und bleibt das Unappetitlichste, was man sich denken kann, und es ist wahrlich ein Glück, daß das Betelkauen in der Regel erst zu einer Zeit beginnt, wo man einen Appetit nicht mehr zu verlieren hat.

Madame war so gütig, auch für mich eine Mischung zurechtzumachen und ich begreiflicherweise galant genug, dieselbe zu kosten. Die zerkaute Masse hat einen sehr herben Geschmack und wirkt adstringierend. Es läßt sich nicht leugnen, daß man nachher ein erfrischendes, gewissermaßen reines freies Gefühl, wie etwa nach dem Gebrauch von Myrrhentinktur, im Munde spürt und sich merkwürdig erleichtert fühlt, auch soll durch den Betelsaft die Verdauung befördert werden, aber diese Wirkungen sind nicht im stande, die vielen Nachteile des Betelkauens, z. B. das Schwarzwerden der Zähne, Entstellen des Mundes, vor allen Dingen aber das Unästhetische der Prozedur selbst wett zu machen.

Während wir rauchten, Bier tranken oder Whisky mit

Sodawasser schlürften, trug unser Wirt siamesische Weisen auf einem in Siam und Unter-Burma heimischen guitarrenartigen, etwa vier Fuß langen Instrumente, dem sogenannten Dahké (zu deutsch Krokodil) vor. Mit einem Krokodil hat es allerdings nur insofern Ähnlichkeit, als es wie dieses vier Füße besitzt und in der Mitte breiter ist als an den beiden Enden. Der Resonanzkörper ist aus dem Holze des Jackfruchtbaumes gemacht und mit drei Saiten bespannt, zwei seidenen und einer metallenen, die vom Spieler mit einem elfenbeinernen Plektron von der Größe eines Kuhzahnes, welches gleich dem Schlagringe des Zitherspielers am Daumen der rechten Hand befestigt wird, in Schwingungen versetzt werden.

Das Instrument, auf dem Herr Buhbser Meister zu sein schien, hatte einen vollen, angenehmen Klang. Nachdem er sein Repertoir siamesischer Weisen erschöpft hatte, spielte der Künstler sämtliche europäische Nationalhymnen, worauf wir uns dankend von dem liebenswürdigsten Ehepaar Siams verabschiedeten.

„Bon voyage et à revoir en Europe“, mit diesen Worten reichte mir Madame die Hand, die ich mit dem aufrichtigen Wunsche „auf Wiedersehen“ an die Lippen führte.

Wie sich denken läßt, wurde meine Zeit in Chiengmai nur zum geringsten Teile durch die Freuden der Geselligkeit, vielmehr in erster Linie durch das Einziehen von allerlei Erkundigungen über die verschiedenen Reiserouten und Transportverhältnisse in Anspruch genommen. Sollte es sich doch hier entscheiden, wohin ich meinen Marsch, nachdem ich die Schanstaaten erreicht, würde fortsetzen können. In die Schanstaaten wollte ich unter allen Umständen so weit wie

möglich vordringen, aber ob ich dann nach Chiengmai zurückkehren und von dort nach Bangkok gehen, oder von Chieng-Tung in östlicher Richtung marschierend, versuchen sollte, Luang Prabang zuzustreben, um den Mekong hinunterzufahren, stand noch dahin, da alles davon abhing, ob es möglich sein würde, Elefanten, Maultiere oder Träger zu bekommen. Dr. Cheek, der selbst über 200 Elefanten besitzt, hatte mir zwar in großmütigster Weise beliebig viel Elefanten bis Chieng-Tung (18 Tagemärsche von Chiengmai) zur Verfügung gestellt, wo ich dann sehen mußte, Maultiere von einer durchziehenden Hokarawane zu mieten. Es schien mir indessen zweifelhaft, ob ich überhaupt eine Karawane, deren Führer sich geneigt zeigen würde, mir Tiere abzulassen, treffen würde, und zweifellos, daß, sollte dieses dennoch der Fall sein, der Karawanenführer unverhältnismäßig hohe Preise von mir verlangen würde. Da kam mir in letzter Stunde der Gedanke, mich einer heimkehrenden Karawane schon in Chiengmai anzuschließen und dieselbe bis Talifu zu begleiten. War ich erst einmal in Yunnan, um das Herauskommen auf dem einen oder anderen Wege war mir dann weiter nicht bange, dafür, dachte ich mir, würden die chinesischen Behörden schon selber sorgen.

Das Schlimme an der Sache war nun, daß ich keinen chinesischen Paß besaß, und es war auch keine Möglichkeit vorhanden, solchen selbst in einigen Wochen zu erhalten, da die Telegraphenlinie zwischen Chiengmai und Bangkok, wie das die Regel und nicht die Ausnahme ist, unterbrochen war, ich somit nach Peking nicht telegraphieren konnte, die Post hingegen allein von Chiengmai bis Bangkok mehr als 14 Tage unterwegs ist, so daß ich vor Ablauf zweier Monate keine Antwort von Peking erwarten konnte. Mich

selber genierte dieser Paßmangel verhältnismäßig wenig, wohl aber die verschiedenen Karawanenführer, die erklärten, man würde ihnen, wenn sie mich über die Grenze brächten, die Köpfe abschlagen, eine Operation, gegen die sie sich selbst gegen vorzügliche Bezahlung abgeneigt zeigten.

Ohne die Hilfe des Herrn Leonowens, des Agenten einer der größten Handelsgesellschaften des Ostens, der Borneo Ko., die in Chiengmai eine Filiale besitzt, wäre es mir sicherlich unter keinen Umständen gelungen, Maultiere zu erhalten. Diesem für meine Pläne sich lebhaft interessierenden, bei den Eingeborenen wie den yunnanesischen Karawanenführern gleich beliebten und einflußreichen Engländer gelang es glücklicherweise, die Bedenken eines unternehmenden Hos soweit zu beseitigen, daß sich derselbe bereit erklärte, wenn auch nicht mich mitzunehmen, so doch mir drei Maultiere und einen Treiber, zu dem auf seine Kosten in Chieng Tung ein zweiter angeworben werden sollte, zu überlassen. Diese sollten mein Gepäck für den Preis von 400 Rupien = 600 M. bis Talifu bringen. In den Preis einbegriffen war die Verpflegung der Tiere und Treiber. Meine Einwürfe, daß die von mir mitgeführten Geldmittel nicht ausreichen würden, falls ich gezwungen würde, mich längere Zeit in Talifu aufzuhalten, oder falls ich weiter ins Land reisen wolle, beschwichtigte Herr Leonowens, indem er mir, was übrigens Herr Dr. Cheek ebenfalls gethan, jede gewünschte Summe zur Verfügung stellte und dem Karawanenführer, der mir die drei Maultiere versprochen hatte, die schriftliche Erklärung gab, daß er für etwaige von mir in Talifu aufzunehmende Gelder in jeder Weise aufkomme. Letzteres war für mich von hervorragender Wichtigkeit, da ich das Mitnehmen weiterer Barmittel nicht riskieren wollte.

Mehr zur Beruhigung des Maultiervermieters und Treibers, als weil wir uns selbst irgend einen Erfolg davon versprachen, stellte Herr Konsul Stringer mir ein in chinesischer Schrift und Sprache abgefaßtes Empfehlungsschreiben an die chinesischen Grenzbehörden aus, während ich die Leute gleichzeitig mit der Versicherung beruhigte, daß ein Paß vom Kaiser von China von Peking nach Talifu für mich geschickt würde, was, wie sich nachträglich herausstellte, in der That der Fall war, da von unserm Gesandten in China, Herrn von Brandt, sobald derselbe Kunde von meiner Absicht, nach Yunnan zu gehen, erhalten hatte, alle Hebel in Bewegung gesetzt worden waren, mir etwaige Unannehmlichkeiten an der Grenze zu ersparen und meiner Reise einen Erfolg zu sichern.

Da unsere Bewaffnung von Kennern des Landes als unzureichend bezeichnet wurde, gab mir der hilfsbereite Herr Leonowens auch noch einen Winchester-Repetierkarabiner und eine doppelläufige Centralfeuerflinte mit so vieler Munition, wie ich bei meinen wenigen Lasttieren mitzunehmen für gut erachtete. Sämtliche Europäer Chiengmais wetteiferten überhaupt darin, mir Freundlichkeiten zu erweisen und mir alles, was sie an Proviant besaßen, oder Ausrüstungsgegenstände zur Verfügung zu stellen, doch verzichtete ich mit Ausnahme einiger Büchsen van Houtens Kakao und eines Paares mir von Herrn Leonowens angebotener solider englischer Stiefel auf jede weitere Liebesgabe, um mein Gepäck nicht noch mehr zu beschweren.

Als zweiten Diener und gleichzeitig Dolmetscher gelang es mir, einen der burmesischen Sprache mächtigen Yunnanesen, mit dem ich mich mit Fritzens Hilfe verständigen konnte, für 30 Rup. für den Monat zu engagieren. Er hieß

Logi Man, wurde aber von mir wegen seiner abschreckenden Häßlichkeit sogleich in „Bogiman" (englischer Name für den Knecht Ruprecht) umgetauft.

Einen wertvollen Zuwachs erhielt unsere kleine Truppe ferner in Gestalt eines yunnanesischen spitzähnlichen schwarzen Hundes mit schwarzblauer Zunge, den mir Mr. Leonowens zum Geschenk machte und der später infolge seiner Wachsamkeit und seines bissigen Wesens sicherlich manchen Dieb von unserm Lager ferngehalten hat. Er war, als ich ihn erhielt, fett wie eine jüdische Bankiersfrau bei Antritt ihrer Kur in Karlsbad und wurde auf den Namen „Pig" getauft. Ich bin überzeugt, daß diejenigen meiner Landsleute, die den Patriotismus so weit treiben, u. a. der Ostafrikanischen Gesellschaft einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie für ihre Besitzungen Rupien, anstatt Markstücke hat prägen lassen, auch mich als schlechten Deutschen hinstellen werden, weil ich einen chinesischen Hund mit dem englischen Worte „Pig" belegte, anstatt ihn mit dem alten ehrlichen deutschen Namen „Schwein" zu taufen. Zu meiner Entschuldigung kann ich nur anführen, daß sich Fritz und Badiwal bei dem Worte „Schwein" ebensowenig hätten denken können, wie der Ostafrikaner bei einer Reichsmark, daß sie hingegen ein „Pig" voll und ganz zu würdigen wußten und den Humor der Sache begriffen. Übrigens wären sie auch gar nicht einmal im stande gewesen, das Wort „Schwein" auszuspechen, hatten sie doch schon aus dem urdeutschen „Fritz" „Filitz" gemacht, da ihre Zungen dem Fr nicht gewachsen waren.

Am Tage vor meinem Aufbruche von Chiengmai besichtigte ich unter Führung des Herrn Dr. Cheek den neuen Palast des Fürsten, dessen Erbauung die Summe von

100 000 Rupien gekostet hat. Derselbe ist, wie schon bemerkt, in europäischem Stil gehalten, die Einrichtung der einzelnen Räume ist jedoch mit Ausnahme des Audienzsaales, in dem sich unter einem an der Wand hängenden Öldruckbilde des Königs von Siam ein aus Elfenbein geschnitzter Thron und ein ebensolches Sofa, beides Geschenke Moung Shway Hlays und seines Vaters befinden, so laosmäßig wie möglich. Neben dem Audienzsaal befindet sich das Arbeitszimmer des Fürsten, in dem sich als einziges Mobiliarstück eine primitive Drehbank befindet, an der Seine Hoheit die schweren Sorgen um das Wohl seiner Landeskinder zeitweise zu vergessen sucht.

Der Alltagsthron — das soeben erwähnte elfenbeinerne Möbel wird nur bei Haupt- und Staatsaktionen benutzt — auf dem Seine Hoheit gleichzeitig die laufenden Regierungsgeschäfte erledigt, Audienzen erteilt und die Thätigkeit seiner Köche und Köchinnen überwacht, ist in der Küche aufgestellt, eine Einrichtung, die ich allen Souveränen, die Wert auf einen wirklich guten Tisch legen, auf das angelegentlichste empfehlen kann.

Der alte Palast, ein hübsches Gebäude im Schanstil, liegt im Innern der Stadt, wird aber vom Fürsten nur ausnahmsweise auf einige Tage bezogen, wenn nach lang andauernder Dürre die Pungis solches für nötig erachten, um durch diesen Wohnungswechsel die vom ganzen Lande heiß ersehnten Niederschläge herbeizuführen.

Zu meiner großen Freude entschloß sich Mr. Stringer in letzter Stunde, mich bis an die Grenze des unabhängigen Schanstaates Ching Tung zu begleiten. Ich hatte dadurch in erster Linie die Annehmlichkeit, so lange mein Weg durch Laosgebiet führte, in vortrefflicher Gesellschaft und mit einem

Manne zusammen zu reisen, der die Landessprache genügend beherrschte, um von den Bewohnern alle erwünschten Aufschlüsse über Handel, Sitten und Gebräuche zu erhalten, dann aber auch den keineswegs zu unterschätzenden Vorteil, für die ersten zehn Tage mit einer derartig starken Karawane zu reisen, daß ein räuberischer Überfall kaum zu erwarten stand.

Nachdem ich mich von meinem bisherigen Reisegenossen Moung Shway Hlay*), der mit seinen Elefanten nach Mainlungyi zurückkehren wollte, und all den liebenswürdigen Europäern Chiengmais verabschiedet hatte, brach ich am Morgen des 10. Februar mit meinen gemieteten drei Lasttieren, nämlich zwei Maultieren und einem Pony, fünf zum englischen Konsulate gehörenden Elefanten und im ganzen etwa zwanzig Mann auf. Bogiman hatte sich mit einem Pony von der Größe eines Neufundländers beritten gemacht, wogegen ich nichts einzuwenden hatte, da das Tierchen im Notfalle auch immerhin noch zum Tragen einer Last herangezogen werden konnte. Ich hatte zwar bereits ein Lasttier mehr, als ich eigentlich gebrauchte, aber da man nie weiß, welche Unglücksfälle sich auf einer weiten Reise ereignen können, so ist jedes Reservetier, und sei es selbst so zwergartig, wie das unseres Bogiman, bestens willkommen.

*) Moung Shway Hlay ist inzwischen in Anerkennung seiner Verdienste um den Verfasser von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Sachsen-Weimar das Ritterkreuz II. Classe des Ordens der Wachsamkeit oder vom Weißen Falken verliehen worden.

Marsch nach Chieng Hai und Chieng Sen.

Da unsere Marschroute fortab östlich vom Me Ping weiterführte, mußten, als wir von Chiengmai aufbrachen, die Elefanten den Fluß mit ihren Lasten durchwaten, während Menschen und Maultiere die Brücke benutzend ans andere Ufer gelangten.

Mr. Stringer hatte noch einige Geschäfte zu erledigen und wollte gegen Abend zu Pferde folgen, um uns auf dem verabredeten Lagerplatze zu treffen. Es stellte sich indessen heraus, daß der Weg dorthin keinem seiner Leute bekannt war und daß auch unsere Spuren schwer aufzufinden sein würden, da wir größtenteils querfeldein über abgeerntete Reisfelder zu ziehen hatten, die derartig hartgetrocknet waren, daß weder Elefantenfüße noch Maultierhufe Eindrücke im Boden zurückließen. Ich band daher einen mit Papierschnitzeln gefüllten Beutel an den Sattel meines Ponys, um überall da, wo für den uns folgenden Mr. Stringer Zweifel über den von uns eingeschlagenen Weg entstehen konnten, diesen durch Papierschnitzel zu bezeichnen genau wie solches bei einer Schnitzeljagd zu geschehen pflegt. Auf den Reisfeldern fanden wir vielfach Wasserbüffel angebunden,

die neben Ochsen als Zugtiere beim Bestellen der Äcker Verwendung finden. Während die letzteren stets frei umherlaufen, sind die Büffel der Regel nach gefesselt, teils ihrer Bösartigkeit wegen, teils aber auch weil sie geneigt sind, weite Wanderungen vorzunehmen, so daß sie oft nur mit vieler Mühe wieder aufgefunden werden können.

Die eigentümliche Art ihrer Fesselung habe ich nur hier und in den Schanstaaten gesehen. Ein starker Bambuspfahl wird so tief in die Erde geschlagen, daß er etwa 4 Fuß aus dem Boden herausragt. In die Öffnung dieses Bambuspfahles wird ein kleines, genau in dieselbe hineinpassendes Rohr gesteckt, so daß sich dieses, senkrecht stehend wie eine Welle im Lager um seine eigene Achse drehen kann. Auf diesem drehbaren Einsatz nun ruht ein 20 bis 30 Fuß langes, an dem kürzeren, etwa 4 Fuß langen Ende mit Steinen beschwertes Bambusrohr gleich dem Hebebaum eines Ziehbrunnens. An dem infolge der Belastung des kürzeren Schenkels stets aufgerichteten längeren Teile ist oben ein Strick befestigt, dessen anderes Ende um den Hals oder die Hörner des Büffels geschlungen ist. Der Strick ist gerade so lang, daß er, wo immer das angebundene Tier sich auch befinden mag, niemals den Boden berührt, so daß ein Verheddern des Tieres im Strick ausgeschlossen, ihm auf der anderen Seite aber wiederum die Möglichkeit gegeben ist, eine Fläche abzugrasen, deren Radius der Länge des Balanzierbaumes plus dem an dessen Ende befestigten Strick entspricht. Auf Befragen erfuhr ich, daß ein guter Büffel gegen 20 Rupien kostet, während mir der Wert von Rindvieh auf die Hälfte angegeben wurde.

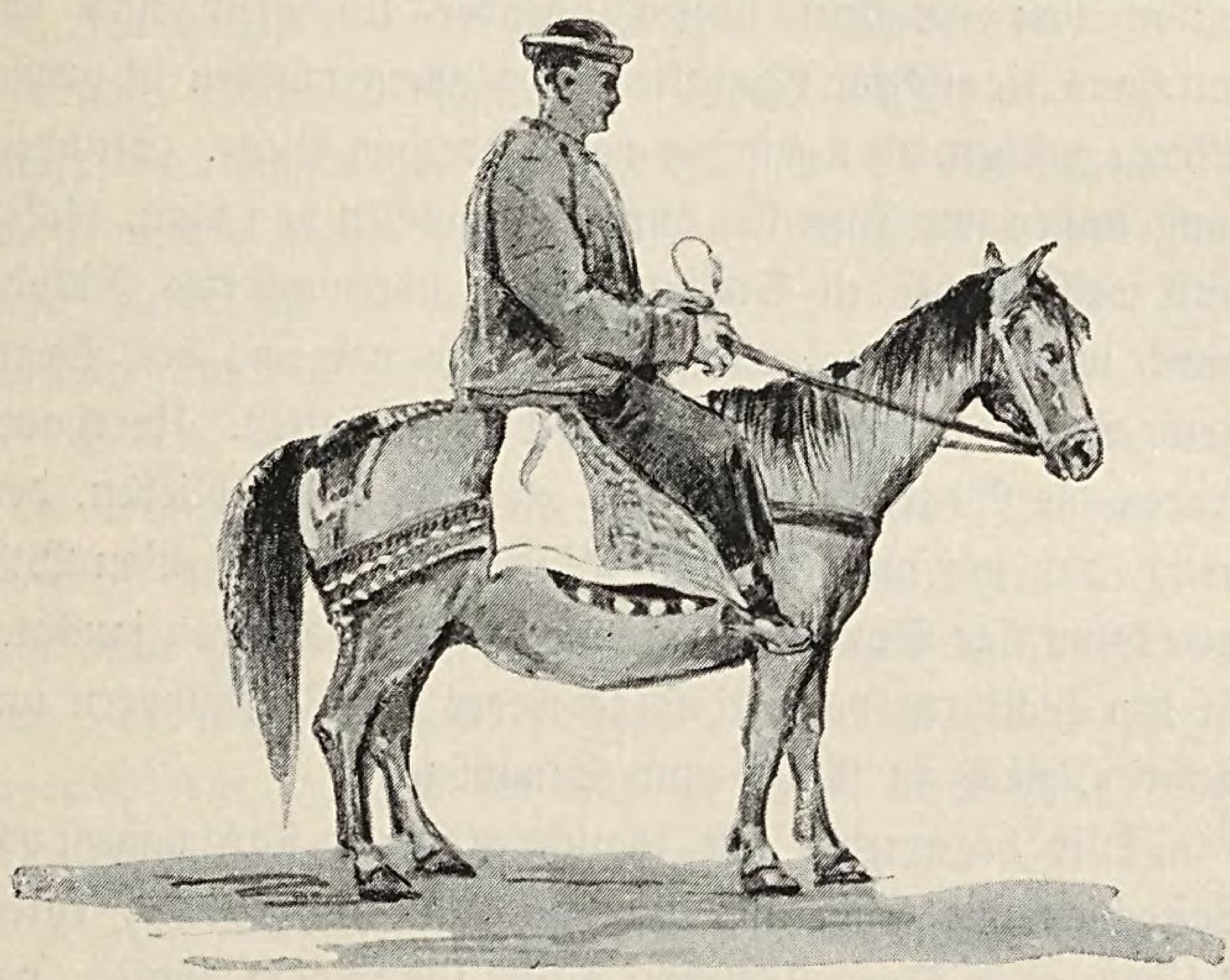
Es war nicht immer leicht, einen allen Anforderungen genügenden Lagerplatz zu finden. Von einem solchen wurde

in erster Linie Wasser verlangt, womöglich ein Bach oder Fluß, groß genug, um den Elefanten gute Badegelegenheit zu bieten, dann mußte im Dschungel ein den Elefanten zusagendes Futter vorhanden sein, denn auf dieses allein waren sie angewiesen, endlich wurden Gras oder Bambus für Ponys und Maultiere beansprucht und womöglich auch Bäume mit großen Blattkronen, unter denen die Leute Schutz gegen den meist stark auftretenden Nachttau fanden. In der Regel waren wir so glücklich, nach achtzehn bis zwanzig Meilen Marschierens an ein Flüßchen zu gelangen und an dessen Ufer irgendwo einen Platz, wie wir ihn wünschten, zu entdecken. Jedenfalls bewährte sich unsere Marschordnung vortrefflich, und nie zuvor bin ich mit soviel Bequemlichkeit gereist, wie mit dieser kombinierten Maultier-Elefantenkarawane.

Wir glichen, wenn wir des Morgens vereint loszogen, beinahe einem wandernden Zirkus. Da waren erstens die fünf stattlichen Elefanten, dann meine mit allerhand bunten Quasten, Schweifen und Schellen aufgeputzten Maultiere, unsere Ponys, Pig und zwei kleine Bullterriers des Mr. Stringer, der kohlpechrabenschwarze Vadiwal mit feuerrotem Turban als Vertreter der dravidischen Rasse, Fritz und ein zweiter, von mir in Chiengmai angeworbener Burmese, den ich bisher zu erwähnen vergaß, zwei Schans, Bogiman und der Maultiertreiber, Namens Maizalee, beides vierschrötige Gesellen in chinesischer Tracht und mit runden, flachen, öltuchüberzogenen Hüten auf den mit weißen Turbanen umwickelten Köpfen (die mohamedanischen Yunnanesen oder Hos tragen, so lange sie sich außerhalb Chinas befinden, keinen Zopf, sondern das Haar unter einem Turban; nach Überschreitung der Grenze sind sie hingegen gezwungen, mit Zopf zu erscheinen), dann der aus der portugiesischen Ko-

lonie stammende Koch Mr. Stringers, die laosischen Diener und Elefantentreiber und endlich wir zwei Europäer. Jedenfalls waren wir eine sehr gemischte Gesellschaft und hätten sehr gut für eine wandernde Musterkarte verschiedener Rassen gelten können.

Das Leben und Treiben im Lager war ungemein anziehend, die Leute vertrugen sich vorzüglich und waren, da



Bogiman auf Tschoe.

es ihnen nie an Reis im Topfe fehlte, fröhlich und guter Dinge, die Elefantentreiber wurden in ausgezeichneter Zucht gehalten und waren stets pünktlich mit ihren Tieren zur Stelle, so daß der Aufbruch in aller Frühe erfolgen konnte, was beim Marschieren mit Elefanten von größter Wichtigkeit ist, da dieselben in den kühlen Morgenstunden fast doppelt so viel leisten, als in der Hitze des Mittags und Nachmittags.

Unser Weg führte größtenteils durch bewaldetes Hügelland mit vielen hübschen Landschaftsbildern. Bambus war vorherrschend, doch fanden sich auch mehrfach neben Teakholz vereinzelte Thinganbäume, pinus longifolia, butea frondosa mit ihren wunderbar effektvollen Blüten, wilde Bananen, Baumfarne und eine Menge mir unbekannter Laubbäume. In einzelnen Thalschluchten war die Vegetation von geradezu überwältigender Üppigkeit und von durchaus tropischem Charakter. Orchideen wurden in großer Menge gesehen, die wenigsten waren jedoch in Blüte. Stundenlang kamen wir zuweilen durch vollkommen von blau, violett und weiß blühenden Schlingpflanzen überwuchertes Dickicht, durch welches zu unserem Glück einige vor uns des Weges gezogene Karawanen sich Bahn gebrochen hatten. Überhaupt waren die Wege, so lange wir im Laos-Gebiet blieben, derartig, daß wir nur selten auf Hindernisse stießen. Von Wild war kaum eine Spur zu sehen, nur die Hullockäffchen jauchzten in den Wäldern, doch fehlte es weder an Waldhühnern und Tauben, noch an Raub- und Singvögeln.

Wir begegneten fast täglich größeren Karawanen von Lastochsen mit Salz aus Yunnan, Katechu (cutch), rotem Pfeffer oder Reis (letzterer meist für einige südlich von Chiengmai gelegene Gebiete, in denen zur Zeit Hungersnot herrschte, bestimmt), sowie nach Chiengmai ziehenden Schlachtviehkarawanen, deren Führer uns erzählten, daß sie sechs bis neun Rupien in den nördlichen Laosstaaten für das Haupt bezahlten und das Stück mit neun bis fünfzehn Rupien in Chiengmai wieder zu verkaufen pflegten.

Die meisten Karawanenführer und -treiber trugen in einem kleinen, an beiden Enden offenen Cylinder aus Rohrgeflecht, den sie an einer Schnur über die Schulter ge-

schlungen hatten, ihren Kampfhahn bei sich. Begegnen sich unterwegs zwei Karawanen, namentlich aber, wenn sie benachbarte Lagerplätze beziehen, so dauert es nicht lange, und einige Hahnmensuren sind in vollstem Gange. Auch Lach- und Turteltauben, sowie allerlei Singvögel werden von den Leuten als Gesellschafter und Lieblinge auf Reisen mitgeführt.

Am Nachmittag des dritten Tages, nachdem wir Chiengmai verlassen hatten — wir hatten über 20 Meilen an dem betreffenden Tage zurückgelegt — machte ich bei Ankunft im Lager die unangenehme Entdeckung, daß ich meinen Revolver (d. h. genau genommen, Major von Wissmanns Revolver, denn dieser hat ihn mir vor etwa drei Jahren in Afrika geliehen) auf unserem Frühstücksrastplatze zurückgelassen hatte.

4 Uhr war bereits vorüber, und da ich selber keine Lust verspürte, zehn Meilen weit zurückzureiten, um den vergessenen Gegenstand zu holen, bat ich Bogiman, der von uns allen am wenigsten zu thun hatte und dabei den ganzen Tag auf seinem kleinen, „Tschoë" genannten Pony herumgejuckelt war, solches für mich zu thun. Ich schien indes bei ihm mit diesem Vorschlage wenig Gegenliebe zu finden, er schützte Müdigkeit, Hunger und allerlei Gebresten vor, und selbst ein Appell an seine Ehre fiel auf keinen fruchtbaren Boden. Nun gebe ich zu, daß es eine nicht gerade angenehme Aufgabe ist, nachdem man einen ganzen Tagemarsch hinter sich hat und froh ist, endlich ins Lager gekommen zu sein, zehn Meilen zurückzugehen, um einen vergessenen Revolver zu suchen und dann bei Nacht diese zehn Meilen nochmals zu machen, um wieder zum Lager zu gelangen.

Aber es half nichts, der Revolver mußte unter allen Umständen wieder herbeigeschafft werden, und zwar ohne

Zeitverlust, da sich mit jeder Minute die Aussicht, die kostbare Waffe wieder zu erlangen, verringerte.

Ich entschloß mich daher selber zurückzureiten und war schon im Begriff, Radja wieder zu besteigen, als Fritz, der inzwischen erfahren hatte, um was es sich handelte, ohne einen Augenblick zu zögern, lediglich mit seinem Speer bewaffnet, in der Richtung, aus der wir gekommen, fortrannte.

Mit den Worten: „Ich bringe den Revolver", war er davongesprungen.

Bogiman, der sich von dem siebzehnjährigen Jungen, der noch dazu den ganzen Weg von zwanzig Meilen zu Fuß zurückgelegt hatte, namentlich aber nicht von einem Burmesen beschämen lassen wollte, hatte Fritz kaum sich entfernen sehen, als er kam, mich um meinen Repetierkarabiner zu bitten und dann so bewaffnet ebenfalls davoneilte.

Unter diesen Umständen war ich natürlich weiterer Bemühungen überhoben und konnte mir's im Lager bequem machen, während Fritz und Bogiman sich die Beine ausliefen. Ich muß gestehen, daß, so leid es mir that, lediglich durch meine Vergeßlichkeit zwei meiner Diener erstens um ihre wohlverdiente Ruhe gebracht und sie zweitens allen möglichen Gefahren ausgesetzt zu haben, ich dennoch im höchsten Grade befriedigt war, als ich mich in meinem langen Feldstuhl dehnen und später in aller Behaglichkeit mein Diner einnehmen konnte, „denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht". Was mich bei der ganzen Sache jetzt ausschließlich beunruhigte, war der Gedanke, der Revolver könne überhaupt nicht wiedergefunden werden. Ich hatte ihn an dem Aste eines unmittelbar am Karawanenpfade stehenden Baumes aufgehängt, und es war zehn gegen eins anzunehmen, daß der erste

beste des Weges gekommene Wanderer den Revolver gefunden und sich ihn als willkommene Beute angeeignet hatte.

Die Rückkehr meiner beiden auf die Suche gegangenen Leute war nicht vor 11 Uhr zu erwarten, konnte aber möglicherweise erst am folgenden Morgen erfolgen, so daß ich mich schlafen legte in der Voraussetzung, von dem Wiedereintreffen der Boten sofort benachrichtigt zu werden.

In dieser Annahme hatte ich mich indessen getäuscht und verbrachte eine ungestörte Nacht. Als ich jedoch in aller Frühe erwacht, fand ich zu meiner freudigen Überraschung den vermißten Revolver an seinem gewohnten Platze in meiner Haudah hängen. Ich war glücklich, so glücklich, daß ich am liebsten meinem Fritz auf der Stelle eine lebenslängliche Pension ausgesetzt hätte; aber ich unterdrückte diese edelmütige Regung und beschränkte mich darauf, den Jungen, den ich, als sei gar nichts vorgefallen, am Feuer damit beschäftigt sah, mir eine Tasse Kakao zu bereiten, herbeizurufen.

Fritz erzählte nun lachend, wie es ihm ergangen war.

Er hatte noch vor Eintritt völliger Dunkelheit unsern Frühstücksplatz erreicht und daselbst eine bewaffnete Schanbande lagernd gefunden. Der Revolver war verschwunden. Auf seine Frage erhielt er den Bescheid, niemand habe etwas von der Waffe gesehen; er möge sich zum Teufel scheren. Das würde nun höchstwahrscheinlich jeder andere Junge gethan haben — nicht so mein Fritz, der erklärte, nicht eher von dannen gehen zu wollen, als bis man ihm den gestohlenen Revolver ausgeliefert habe. Einige der Schans hatten ihn darauf umringt und versucht, ihm eine Taschenuhr, die ich ihm geliehen hatte, zu entreißen, wogegen er sich tapfer mit seinem Speer gewährt hatte. Nachdem er dem Bandenführer erklärt hatte, bereit zu sein, falls man

den Revolver bringe, die Uhr gegen denselben auszutauschen, war einer der Leute im Walde verschwunden und richtig nach wenigen Minuten mit der begehrten Waffe zurückgekommen. Revolver und Uhr werden Zug um Zug gegeneinander ausgewechselt, doch kaum ist Fritz im Besitze des ersteren, als er denselben spannt, ihn dem Bandenführer auf die Brust setzt und seine Uhr zurückfordert, die ihm denn auch von dem wie versteinert Dastehenden ohne weiteres ausgehändigt wird. Gerade in diesem Moment war Bogiman auf der Scene erschienen, worauf die ganze Bande, wahrscheinlich in der Annahme, unsere Karawane komme zurück, mit Ausnahme des von Fritz am Arme festgehaltenen Führers, die Flucht ergriffen hatte.

Ihren Gefangenen in die Mitte nehmend, hatten meine beiden Leute dann den Rückmarsch angetreten, doch war ihnen das Mitschleppen des sich beständig sträubenden, nur mit Hilfe der Speerspitze vorwärts zu bringenden Kerls zu langweilig geworden, so daß sie ihn nach Verabfolgung einer tüchtigen Tracht Prügel wieder in Freiheit gesetzt hatten.

Einige Meilen von unserem Lager waren sie dann noch einem Leoparden begegnet, den aber Bogiman in die Flucht getrieben hatte, nicht etwa, so erzählte Fritz — mit einem wohlgezielten Schuß, sondern indem er direkt auf das Tier losgerannt sei und ihm im Laufen einen Schuß dicht vor der Nase abgefeuert hatte.

Ob dieser verschiedenen Heldenthaten herrschte natürlich allgemeiner Jubel im Lager. Bogiman und Fritz hatten gegenseitig vor einander die höchste Achtung bekommen, und ersterer erklärte, mit einer Karawane, in der sich ein Mann wie Fritz befände, bis ans Ende der Welt gehen zu wollen. Mir selbst war mit zwei solchen Leuten unter meiner Ge-



Fritz mit Pig.

folgschaft von jenem Tage an nicht mehr bange um unser Fortkommen.

Fritz aber, der sich auch später stets als der bravste, schneidigste Junge gezeigt hat, den ich je kennen gelernt habe, erhielt zur Belohnung für sein famoses Benehmen die Taschenuhr, mit deren Hilfe er den Revolver wiedererlangt hatte, als Geschenk und durfte, nachdem er im ganzen 40 Meilen in 24 Stunden marschiert war, den folgenden Marsch auf einem der Elefanten zurücklegen.

Wir hatten während des gestrigen Marsches die etwa 2000 Fuß über dem Meeresspiegel liegende Wasserscheide zwischen dem Me Ping und Me Lao, der seine Wasser später, mit denen des Me Khoke vereint, dem Me Kong zuführt, überschritten. Bevor wir die Wasserscheide erreicht hatten, waren wir über einen Berg gekommen, von dem die Sage erzählt, daß sich in seinem Innern einige verzauberte alte Weiber befinden, die jeden Mann ins Verderben stürzen, der es unterläßt, ihnen ein bestimmtes Opfer zu bringen. Kein Reisender versäumt es, den Ansprüchen dieser Damen gerecht zu werden, so eigenartig deren Forderungen auch sind, und wir finden infolge dessen an jeden Baumstamm oder Felsblock gelehnt, oft zu Hunderten nebeneinander höchst eigentümlich zugespitzte, teils sogar in indezenter Weise bemalte Stöcke, ja selbst in gleicher Weise behauene starke Baumstämme.

Mit alten Weibern, namentlich wenn dieselben irgendwo eingesperrt sind, ist bekanntlich nicht zu scherzen, darum schnitt auch ich errötend den verlangten Opferstab und legte ihn zu den übrigen, mich dem ganz besonderen Wohlwollen der Damen empfehlend.

Am folgenden Tage passierten wir die größere Ort-

schaft Papau, in der ich vergeblich versuchte, einige Hühner und Eier zu erhalten, und lagerten für die Nacht am Ufer des stattlichen Me Lao, in dessen Thal wir von da ab bis fast nach Chieng Hai weiterzogen, wobei wir den unausgesetzt die schärfsten Kurven beschreibenden Fluß wohl mehr denn zwanzigmal zu durchwaten hatten. Die Scenerie war hier und da, namentlich wo der Fluß zwischen hohen Bergen sich durchwand, wild romantisch und erinnerte an einzelne Partien des Aarthales, so daß ich oft, wenn wir um einen Felsvorsprung bogen und ein neues Bild mein Auge entzückte, meiner Bewunderung in lauten Ausrufen Luft machte. Fritz ging dagegen an all diesen Schönheiten völlig teilnahmslos vorüber: er konnte es nicht begreifen, daß ich Bäume, Wasserfälle, Felsen, Felder und Wiesen schön finden konnte und erklärte auf Befragen, was denn nach seinen Begriffen schön sei: „Große Steinhäuser, wie sie in Moulmein und Rangun stehen, Pagoden, Kirchen und Dampfschiffe.“

Nachdem uns der siebente Marschtag durch eine fruchtbare Ebene mit blühenden Dörfern geführt und Fritz, dessen Flinte sich durch Unachtsamkeit unmittelbar hinter mir entlud, mich beinahe über den Haufen geschossen hatte, kamen wir an die mit einer imposanten, sechs Fuß dicken und vierzehn Fuß hohen Steinmauer umgebene Stadt Chieng Hai, ritten durch einige breite, an den Seiten mit Gräben versehene Straßen, an weitläufigen Gehöften mit Gruppen von Areka- und Kokospalmen vorbei, passierten den unbedeutenden, aus einem halben Dutzend Holzbuden bestehenden Bazar und verließen, da das Rasthaus für Reisende wenig einladend erschien und außerdem neben demselben ein Gerüst zur Verbrennungsfeier des verstorbenen Chow Hluang (Prinzen) von Chieng Hai zusammengehämmert wurde, die Stadt wieder

durch ein direkt zum Me Khoke führendes Thor, außerhalb dessen wir, in nächster Nähe des Flusses, unter schattigen Bäumen unser Lager aufschlugen. Der Blick von hier auf eine sich im Westen der Stadt erhebende Hügelkette mit verschiedenen Tempeln und Pagoden, auf den überaus stattlichen, hier etwa 400 Fuß breiten Fluß und die am jenseitigen Ufer sich ausdehnende, zum Teil bewaldete Ebene, aus deren Grün überall die Flamme des Waldes, die rotblühende butea frondosa hervorleuchtete, ist von hervorragender Schönheit.

Nirgend habe ich so viele Exemplare der butea frondosa zusammen gesehen, wie in der Umgebung Chieng Hais. Die Bäume werden hier von den Bewohnern „nok quao", d. h. Papageibäume genannt, da sie den Lieblingsaufenthalt einer kleinen grünen Papageiart bilden. Man sieht diese zierlichen Tierchen oft zu vielen Hunderten zwischen den feuerroten Blüten sitzen, zu denen sie mit ihrem grasgrünen Gefieder einen um so wirkungsvolleren Gegensatz bilden, als der Baum während der Blütezeit fast blattlos dasteht. Abgesehen von ihrer Zierlichkeit und ihrem hübschen Gefieder haben die Papageien auch noch die angenehme Eigenschaft, recht wohlschmeckend zu sein, und manches Exemplar hat seine Laufbahn im Topfe Badiwals beschlossen, um nachher in der Form von stew oder curry auf meine Tafel zu kommen.

Die Ankunft unserer Karawane erregte wie immer allgemeine Aufregung, und ganz Chieng Hai war binnen kurzem auf den Beinen, die „faranngs" (Europäer oder Fremde) zu sehen und zu hören, was unsere Reise zu bedeuten habe. Die Leute benahmen sich jedoch keineswegs aufdringlich, beobachteten unser Thun und Treiben aus gemessener Entfernung und wendeten sich mit Fragen lediglich an unsere

Diener. Anfangs — wir waren wie gewöhnlich den Elefanten vorausgeeilt und nur mit meinen Maultieren erschienen — wußte man scheinbar nicht recht, was man aus uns machen sollte, als indessen später unsere fünf Rüsselträger nachfolgten, da war man sich klar darüber, daß man es mit anständigen Leuten zu thun hatte.

Ich sandte Fritz kurz nach unserer Ankunft mit meinem Geleitsbrief zu dem neu ernannten Chow Hluang, um denselben von unserem Eintreffen zu benachrichtigen und um Lebensmittel zu bitten. Der Junge kam aber mit der Erklärung zurück, der Prinz schlafe, und keiner seiner Leute wolle es wagen, ihn zu wecken, da der Schlafstörer leicht um einen Kopf kürzer gemacht werden könne.

Als wir auf wiederholte Anfragen stets die Antwort erhielten, der Prinz schlafe noch, glaubten wir es mit einer Böswilligkeit Seiner Hoheit zu thun zu haben und machten uns daher auf den Weg, um einmal persönlich den Versuch zu machen, den Langschläfer zu wecken. Der von hohem Bambuszaun umgebene Palast war bald gefunden. Wir traten durch ein auf Rollen laufendes Flügelthor in einen geräumigen Hof, in dessen Mitte sich das aus Teakholz aufgeführte, gleich allen Laos- und Schanhäusern auf Pfählen ruhende einstöckige Gebäude erhebt.

Mit Hilfe einer Leiter oder Treppe gelangt man auf eine Plattform, auf der fast bei allen Laos- und Schanhäusern ein kleiner Schuppen errichtet ist, in dem einige zwei bis drei Fuß hohe weitbauchige unglasierte Thongefäße stehen, in denen Trink- und Badewasser aufbewahrt wird. Löffel und mit langem Stiel versehene Kokosnußschalen liegen daneben, um entweder als Trinkgefäße zu dienen oder von den auf der Plattform ihre Waschungen vornehmenden



Haus der Laos.

Mitgliedern der Familie zu Übergießungen benutzt zu werden. Einige Töpfe mit Blumen stehen auf der Plattform oder Veranda als Zierrat herum.

Die Wohnräume für die Familienmitglieder und die meist aus Sklaven bestehende Dienerschaft liegen mit ihrem Fußboden etwa 10 Zoll über dem Niveau der Plattform und befinden sich nicht sämtlich unter einem großen gemeinschaftlichen Dache, sondern vielmehr in einzelnen von einander getrennt stehenden und durch Gänge verbundenen Häuschen, die sich jedoch sämtlich auf der einen gemeinsamen großen Plattform erheben. Diese ist z. B. bei dem Palaste der Chow Hluangs von Chieng Hai so groß, daß nicht weniger als 186 starke Teakpfosten zu ihrer Unterstützung vorhanden sind.

Als Deckmaterial wird in der Regel Gras, als Fußbodenbelag und zur Herstellung der Wände gespaltener Bambus verwendet, bei vornehmeren Häusern findet man auch zuweilen Dächer aus Teakholzschindeln, ebenso wie Holzfußböden und Holzwände. Als Eigentümlichkeit der Laoshäuser sei noch erwähnt, daß die äußeren Hauswände sich nicht senkrecht auf der Plattform erheben, sondern alle vier nach oben divergieren.

Der Raum unter den Häusern dient zur Aufbewahrung der Elefantenhaudahs und Ackergeräte, sowie vereinzelt auch als Viehstall.

Wir wurden bereits im Hofe von einigen herbeigeeilten Dienern begrüßt und erfuhren von diesen, daß der Prinz uns längst seinen Besuch gemacht haben würde, wenn er nicht unter einem schweren Fieberanfall zu leiden hätte, er habe aber Befehl erteilt, daß uns Reis, Hühner und Eier als Gastgeschenke gesandt werden sollten. Unter diesen Um-

ständen ließen wir dem Manne gute Besserung wünschen, versprachen, ihm eine gute Dosis Chinin schicken zu wollen und machten uns dann an eine weitere Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, nämlich einiger Tempel mit uralten interessanten Buddhabildnissen und diverser Pagoden.


Laos.

Ich sah in Chieng Hai zum ersten Male die Pungis nicht barhäuptig gehen, sondern runde wattierte, oben mit einem Knauf versehene Kappen von gelbem Baumwollstoff tragen. Mehr als in Chiengmai traf man, namentlich bei älteren Leuten die hier poetischer Weise „Lotosblume" genannte Schuhbürstenfrisur.

Ueberall, wohin wir kamen, zeigten sich die Bewohner freundlich und höflich, auch gelang es uns, mit Hilfe eines Chinesen, der sich als Schweineschlächter etabliert hatte, unter der Hand einige Enten, das Stück zu 40 Pfennig, und Eier 8 Stück für 10 Pfennig einzukaufen.

Gegen Sonnenuntergang badeten wir gemeinsam mit den Elefanten und Maultieren in den klaren Fluten des Me Khoke und sahen zu, wie nackte Männer mit am Saume durch Eisenkettchen beschwerten runden Wurfnetzen fischten.

Die Laos sind bei weitem nicht so kunstvoll tätowiert,

wie die Schans und Burmesen, ja man sieht häufig Tätowierungen ohne jegliche Zeichnung, die ganz den Eindruck machen, als sei der tätowierte Körperteil — hier meistens nur die Oberschenkel — einfach mit Tinte überpinselt. Nicht selten sind an den inneren Schenkelflächen handgroße Haut-



Laosweib.

flächen unmittelbar über dem Kniegelenk von der Tätowierung verschont geblieben, ob aus Schönheits-, Gesundheits- oder anderen Rücksichten, habe ich nicht ermitteln können.

Beim Baden sah ich zuweilen auch Leute, die nur soweit tätowiert waren, wie unter gewöhnlichen Umständen, beim Aufschürzen des Panungs, die Oberschenkel entblößt zu werden pflegten, während sie sich für die gewöhnlich bedeckt bleibenden Partien Schmerz und Unkosten erspart hatten.

Eine besonders ansprechende Erscheinung ist übrigens weder der nackte, noch der bekleidete Laos. Anders ist es mit dem weiblichen Teile der Bevölkerung, unter dem sich sogar, wenn auch als Ausnahmen, Schönheiten finden.

Am folgenden Tage machte ich einen Rundgang um die im Westen der Stadt bergauf bergab kletternde im übrigen in der Ebene fortlaufende, an einzelnen Stellen gänzlich verfallene, an andern noch gut erhaltene, etwa vier Meilen im Umfange messende Stadtmauer. Das Mauerwerk derselben, größtenteils aus Ziegelsteinen aufgeführt, ist nicht mit Mörtel, sondern mit Lehm verbunden. Nicht weniger als zwölf Thore sind nach den verschiedenen Himmelsrichtungen in die Mauer eingelassen, d. h., nach meiner Schätzung der Bevölkerungsziffer der Stadt, etwa ein Thor für hundert Einwohner, doch kann man keinen der heute lebenden Chieng Haier für diesen Thorüberfluß verantwortlich machen, denn die Stadt ist bereits vor über 400 Jahren erbaut worden und soll sogar einst die Hauptstadt Siams gewesen sein. Daß sie thatsächlich glänzende Tage gesehen hat, davon zeugen die Ruinen zahlreicher Pagoden und vor allen Dingen die Stadtmauer selbst, die sehr wohl geeignet ist, einer Bevölkerung von 100000 Menschen Schutz zu bieten. Jetzt ist höchstens der hundertste Teil der eingeschlossenen Grundfläche bebaut, uralte Bäume wurzeln in den Trümmern verfallener Mauerwerke und da, wo früher das Leben der Großstadt pulsierte, ist heute nächtlicher Weile der Tiger kein selten gesehener Besucher.

Die Pungis in Chieng Hai gefielen mir besser, als ihre mir bisher in Laos vorgekommenen Kollegen, und ich war höchlichst überrascht, eine große Anzahl von ihnen bei der Errichtung des Verbrennungspavillons für den verstor-

benen Prinzen helfen zu sehen. Einige zeigten sich dabei als geschickte Handwerker und selbst Künstler. Da wurde gehämmert, geschnitzt, gemalt und gekleistert, wie im Zirkus Renz vor einem neuen Ausstattungsstück mit Gesang und Tanz. Freilich, sehr viel anderes, als ein solches ist auch eine Prinzenverbrennung eigentlich nicht, und es ist jammerschade um die wochenlange Arbeit fleißiger Hände, um all das Gold und Silber, welches bei dieser Gelegenheit verschwendet wird, denn der ganze tempelartige Aufbau ist lediglich dazu bestimmt, den Sarg mit den Überresten des Verstorbenen aufzunehmen und mit diesem von den Flammen verzehrt zu werden.

Ich machte auf der Baustelle wiederum die Bekanntschaft eines Pumea, des letzten, den ich im Laufe der Reise traf, und eines Sohnes des Verstorbenen, der mich einlud, mit ihm in sein nur wenige Schritte entferntes Haus zu treten. In einer Ecke des Wohnzimmers desselben bemerkte ich einen altarähnlichen, rot und blau bemalten, mit reich vergoldetem Schnitzwerk und allerlei Flitterkram bedeckten Aufbau. Es war der Sarg, in dem die Leiche des vor etwa drei Monaten verstorbenen Prinzen in Honig aufbewahrt wurde. Da sich ein irgendwie unangenehmer Geruch trotz des Alters der Leiche nicht bemerkbar machte, so folgte ich ohne Bedenken der Einladung meines Wirtes, setzte mich mit ihm auf den Boden nieder und steckte mir eine Burri an. Neben mir hatte die Frau des Hauses Platz genommen, die sich auf das lebhafteste für mich zu interessieren schien, wenigstens betastete sie mich und meine Habseligkeiten von oben bis unten, was ich mir auch — ich bin in solchen Dingen namentlich Damen gegenüber geduldig wie ein Lamm — mit Vergnügen noch weit länger würde haben gefallen

lassen, hätte ich nicht plötzlich infolge einer lebhaften Bewegung der Frau Prinzessin die Entdeckung gemacht, daß sie auf ihrem Schoße unter einem Tuche ein über und über mit schwarzen Blattern bedecktes Kind beherbergte.

Eine Leiche in Honig, dagegen hatte ich nichts einzuwenden, aber die unmittelbare Nachbarschaft eines blatternkranken Kindes ging mir denn doch über den Spaß, zumal ich mich seit nahezu zwanzig Jahren nicht mehr hatte impfen lassen. Nun aber raus, dachte ich, und mit der Geschwindigkeit, mit welcher der allzu übermütige Student aus der bekannten Academy of Musik des seligen Moore in der Friedrichstraße hinauszusausen pflegte, stürzte ich ins Freie und begab mich ins Lager zurück, um sofort im Me Khoke eine gründliche Abwaschung mit Karbolseife vorzunehmen.

Schon bevor die Sonne am Horizonte auftauchte, befanden wir uns am jenseitigen Flußufer und zogen querfeldein über abgeerntete Reisfelder. Drei Marschtage führten uns abwechselnd durch Busch und Reisland, und abgesehen davon, daß wir zahlreiche Tauben und mehrere Kraniche als willkommene Bereicherung unserer Küche erlegten, ereignete sich nichts Erwähnenswertes, bis wir die Ruinen Chieng Sens, der ehemaligen Hauptstadt Siams, erreichten.

Zwischen Trümmerhaufen sprenge ich die verwilderte, zum Fluß hinabführende Straße hinunter, um von uns allen der erste zu sein, dem Me Kong, dem gewaltigsten Strome Indo-Chinas meine Huldigungen darzubringen.

Wenige Sekunden, und ich halte an einem steil abfallenden Uferrand. Etwa 40 Fuß unter mir wälzt der ca. eine englische Meile breite Riesenstrom seine Wassermassen rauschend und tosend vorüber, auf einer in der Mitte des Flusses gelegenen Insel wogt haushohes graugrünes Schilf

vom Winde getrieben hin und her, am jenseitigen Ufer eine weite Ebene, schilfbestandene Ufer, dann Busch und Wald, dahinter sich auftürmend endlose Bergketten, nirgend ein Mensch, kein grasendes Vieh, keine Hütte, kein Dach. Kein Nachen gleitet auf den schimmernden Fluten zu Thale und hier, wo einst ein König Hof gehalten und über ein friedliches Volk geherrscht, wo Saaten grünten und Dorf an Dorf sich reihte, wo heute Millionen von Menschen ein glückliches Leben führen könnten, da ist durch Kriege alles verödet. Zerstört ist alles, was im Laufe von Jahrhunderten von Menschenhand geschaffen worden ist und zwischen den Trümmern der alten Königsstadt fristen nur einige elende Verbannte ein trauriges Leben.

Chieng Sen blickt auf eine noch ältere Vergangenheit zurück als seine Schwesterstadt Chieng Hai, und außerhalb wie innerhalb seiner jetzt verfallenen Mauern sind unzählige Fehden zwischen den Laos, Siamesen, Burmesen und Schans ausgetragen worden. Aus den massenhaften Trümmern der verfallenen Pagoden kann man auf die einstige Bedeutung der Stadt schließen. Zahllose Kriege haben sie zu dem gemacht, was sie heute ist, einer von Mauerresten eingeschlossenen, über Schutthaufen erstandenen Wildnis. Zum letzten Male soll sie von den Schans in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts zerstört worden sein. Erst vor ungefähr zehn Jahren hat die siamesische Regierung damit begonnen, die gänzlich verlassene Stadt, in deren Nähe sich eine 400 Quadratmeilen weite, überaus fruchtbare Ebene ausdehnt, wieder zu bevölkern und zwar in der Hauptsache mit Leuten, die vom Phee-ka, einem bösen Geiste, besessen sind. Karl Bock schreibt, daß die vom Phee-ka besessenen Leute in folgender Weise als solche herausgefunden werden.

Ist irgend jemand stark vom Fieber heimgesucht, so erscheint der Geister-Doktor, der in Laos die Stelle des Arztes zu vertreten pflegt, umschnürt den Oberarm des Patienten fest mit Stricken und streicht in den stark hervortretenden Adern das Blut so zusammen, daß es große Knoten bildet. Diese werden dann geschlagen, gezwickt und gestochen und der Patient wird so lange gequält, bis er eine Person angiebt, die ihn behext habe. Ist das geschehen, so wird nicht er, sondern die von ihm bezeichnete Person aus der betreffenden Dorfschaft vertrieben, ihr Haus verbrannt und ihre Ländereien wie sonstigen Güter beschlagnahmt. Hunderte unschuldiger Menschen fallen diesem Aberglauben jährlich zum Opfer und werden gezwungen, sich nach einem neuen, möglichst weit von der bisherigen Stätte ihrer Thätigkeit gelegenen Wohnsitze umzusehen.

Die vom Phee-ka besessenen Vertriebenen nun werden neuerdings von Regierungswegen möglichst nach den stark entvölkerten Staaten Chieng Hai und Chieng Sen gesandt, und so haben sich hier im Laufe der Jahre einige Hundert dieser Leute niedergelassen, um die seit Jahr und Tag vernachlässigt daliegenden, leicht zu bewässernden Reisfelder wieder zu bebauen.

Aber was nützt die Besiedelung eines der fruchtbarsten Teile des Landes, der Millionen von Menschen ernähren könnte, mit wenigen hundert Ausgestoßenen? Die Chieng Sen-Ebene ist die einzige große Ebene am mittleren Laufe des Me Kong, und die Stadt selbst ist ihrer ganzen Lage, ihrem Klima nach dazu berufen, wieder zu werden, was sie war, nämlich eine der bedeutendsten Städte in Laos, denn die Ebene von Chieng Sen ist unstreitig das Thor zu der

oberen Zone Indo-Chinas, durch sie führt die beste Karawanenstraße von Yunnan nach Burma und Siam.

Sollte eine Bahn von Moulmein bis hierher gebaut werden, so läßt sich erwarten, daß dieselbe auf die Wiederbevölkerung des Landes einen bedeutenden Einfluß ausüben wird. Ohne einen solchen Bahnbau aber, fürchte ich, werden in der Weise, wie die siamesische Regierung die Besiedelung heute betreibt, noch Jahrhunderte vergehen, bis Chieng Sen wieder zu dem geworden, was es vor Zeiten gewesen ist.

Bald nachdem wir unser Lager auf hohem Felsufer aufgeschlagen hatten, erhielten wir den Besuch von einem Mitgliede der American Presbyterian Mission, dem 63 jährigen Dr. Mac Gilvery, der von unserer bevorstehenden Ankunft benachrichtigt und von den am jenseitigen Ufer des Me Kong gelegenen Bergen, in denen er einem heidnischen Stamme, den Mussoes, einen längeren Besuch abgestattet hatte, herüber gekommen war. Der alte Herr, der schon seit über 30 Jahren in Laos weilt und einer der besten Kenner von Land und Leuten ist, erfreut sich trotz seiner hohen Jahre noch einer Rüstigkeit und Elastizität, einer Unternehmungslust und Ausdauer, um die ihn mancher jüngere Reisende beneiden könnte. Er macht den größten Teil seiner Reisen, die ihn meist in solche Teile des Gebirges führen, wo Last- und Reittiere nicht vorwärts zu kommen vermögen, zu Fuß und obendrein barfuß, teils aus Liebhaberei und alter Gewohnheit, teils aus Sparsamkeitsrücksichten. Er lebt mit den Eingeborenen genau wie sie selbst, schläft in ihren Hütten, oder, wenn er auf seinen Wanderungen von der hereinbrechenden Nacht überrascht wird, lediglich in eine Decke gehüllt im Walde. Mit einem Worte,

er ist ein echter rechter, in seinem Berufe sich aufopfernder entsagunsvoller Apostel und unter solchen Umständen kann es nicht wunder nehmen, daß überall, wohin er kommt, die Eingeborenen ihn lieben und achten lernen wie einen Vater. Es ist wahrlich eine Freude, nachdem man gewohnt ist, sich die Herren Missionare nur noch zu Pferde, in Sänften oder bequemen Wägelchen reisend, meist aber zu Hause Lawn-Tennis spielend, vorzustellen, einmal einem Manne zu begegnen, der, mit Hintansetzung aller persönlichen Bequemlichkeit, allein der Aufgabe lebt, die er sich gestellt hat, nämlich die dornenreichen Pfade zu wandeln, auf denen ihm Christus vorangegangen ist, zum Wohle der Menschheit.

Dr. Mac Gilvery erzählte viel des Interessanten von den Mussoes, die er als ein liebenswürdiges, gastliches, aber im finstersten Aberglauben lebendes Volk schilderte. Sie betreiben Ackerbau, Jagd und Fischfang, stehen auf einer niedrigen Kulturstufe und unterscheiden sich in ihrer Gesichtsbildung wesentlich von den Laos, von denen angenommen wird, daß sie, gleich den Siamesen, malayischen Ursprungs sind und daß ihre Vorfahren aus jener grauen Vorzeit stammen, da Borneo und Sumatra noch mit dem Festlande zusammenhingen. Die Mussoes zeichnen sich nicht nur durch feingeschnittene Gesichtszüge mit nicht selten edelgeformten Nasen, sondern auch durch schlanken Körperbau vorteilhaft von ihren Nachbarn, den Laos, aus.

Meinen Plan, von Chieng Sen weiter in die unabhängigen Schanstaaten vorzudringen, bezeichnete Dr. Mac Gilvery als ein Wagestück, von dem er mir entschieden abriete. Von Chieng Tung sollten Nachrichten eingetroffen sein, denen zufolge der Tsabwa (Fürst) mit vierzig Pferden und 20 Elefanten irgend wohin in die Berge geflohen, das Land

selbst aber in hellem Aufruhr sei. Außerdem sollten an den Thoren eines an der Schangrenze gelegenen Postens Proklamationen von Seiten eines bekannten Räuberbandenführers angeschlagen sein, in denen jedem Siamesen, Burmesen und Europäer, der den Versuch machen würde, die Grenze zu überschreiten, der sichere Tod in Aussicht gestellt würde. Der inzwischen herbeigekommene Sohn des auf einer Reise nach Chiengmai abwesenden Chows (Statthalters) bestätigte nicht nur diese Gerüchte, sondern erzählte, daß sein Vater vor kurzem gegen 70 Mann, d. h. ungefähr alle seine wehr- und waffenfähigen Unterthanen ausgesandt habe, um aus Chieng Tung ein Pferd, welches er von dem dortigen Tsabwa gekauft hatte, abzuholen, daß sie jedoch kurz nach Überschreitung der Grenze mit blutigen Köpfen von den Schans zurückgetrieben worden seien und daß ich daher jetzt unter keinen Umständen darauf rechnen könne, von Chieng Sen aus irgend welche Begleiter und Führer zu erhalten. Als er gar erfuhr, daß ich mich von Mr. Stringer trennen wollte und den Marsch mit nur fünf Mann und drei Maultieren fortzusetzen beabsichtigte, erklärte er solches für unmöglich und rief Mr. Stringer und Dr. Mac Gilvery als Zeugen dafür an, daß er mich nach Kräften gewarnt habe und somit von jeglicher Verantwortlichkeit frei sei.

Nun hätten mich die Erzählungen der Eingeborenen in keiner Weise ernstlich zu beunruhigen vermocht, denn ich hatte genugsam erfahren, in welcher Weise diese Art von Leuten aus Mücken Elefanten macht. Aber die Thatsache, daß ein alter Kenner des Landes und der Verhältnisse an den Ernst der Sache glaubte, daß selbst ein Dr. Mac Gilvery, der gewohnt war, trotz aller möglichen Gefahren in die entlegensten Winkel des Landes vorzudringen, sich in höchstem

Grade besorgt zeigte und mir von meinem Vorhaben abriet, gab mir zu denken. Bei allem das Schlimmste jedoch war der Umstand, daß einige unserer Diener der ganzen Unterhaltung und Berichterstattung beigewohnt hatten und somit zu befürchten stand, daß meine kleine Schar durch nochmals übertrieben ihnen zu Ohren kommende Schauergeschichten den Mut verlieren würde, mir zu folgen.

Ich teilte Dr. Mac Gilvery mit, daß ich, falls meine Begleiter mich nicht im Stiche ließen, es möge kommen, was da wolle, versuchen würde, weiterzukommen, und bat ihn dringend, meiner Leute wegen, während des Diners nicht nur keine Besorgnisse laut werden zu lassen, sondern im Gegenteil nachdrücklich zu erklären, daß er alle Gerüchte über Unsicherheit der Wege für erfunden halte und selbst große Lust verspüre, mich zu begleiten. Mr. Stringer wurde gebeten, vor möglichst vielen Zeugen seine Absicht kund zu thun, ebenfalls, wenn auch auf anderem Wege, als ich, nach Chieng Tung zu marschieren und dort wieder mit mir zusammenzutreffen. Nachdem auf diese Weise die Rollen ausgeteilt und alles wohl bestellt war, nahm das Diner seinen Anfang, und zwar mit Kranichsuppe, dann folgte Stew von Kranich und endlich geröstete Kranichbrust mit Bananenmus.

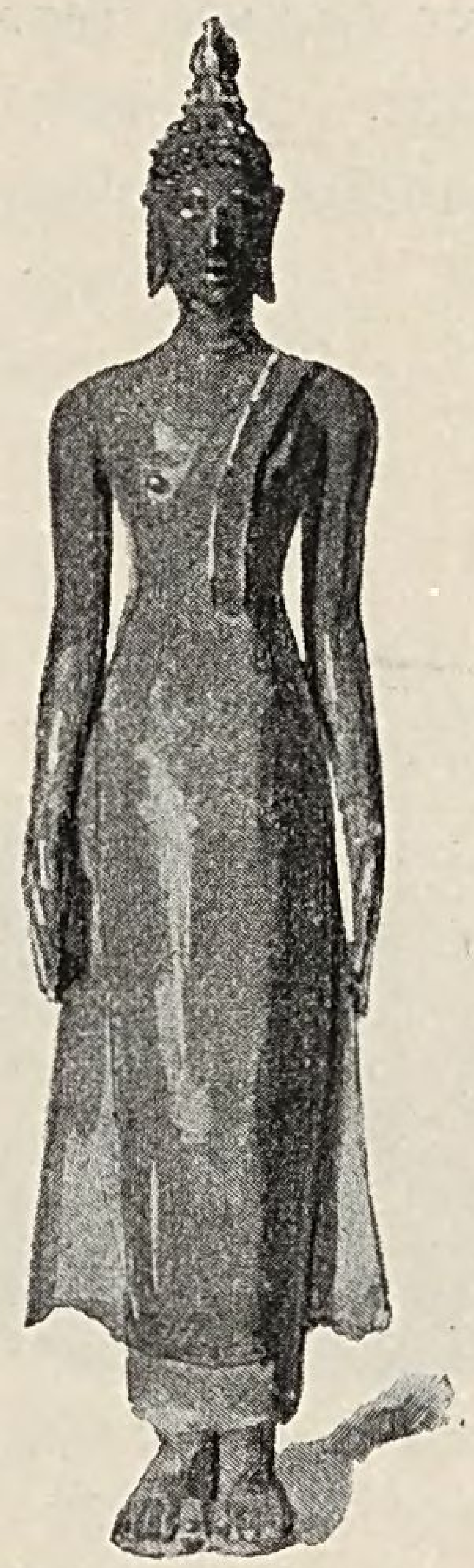
Nun hab' ich es zwar öfters rühmen hören, ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren, daß aber ein Pfarrer so wenig Komödiant sein könnte, wie unser braver Dr. Mac Gilvery, hätte ich denn doch nicht für möglich gehalten. Unausgesetzt fiel er aus der Rolle und ebenso unausgesetzt mußte ich ihn unterm Tische mit den Beinen bearbeiten, um ihn wieder ins richtige Geleise zu bringen, so daß ich thatsächlich froh war, als unser sonst so liebenswürdiger Gast

uns mit dem Versprechen verließ, uns am folgenden Tage nicht wieder zu besuchen, sondern uns in seinem Quartier zu erwarten.

Beim Zubettgehen erfuhr ich von Fritz, daß jedermann in der Karawane wüßte, wie die Sachen ständen, daß der



Alabasterfigur, Chieng Sen.
21 cm hoch.



Broncebuddha, Chieng Sen.
32,5 cm hoch.

von Chiengmai mitgenommene Burmese bereits das Weite gesucht habe und Vadiwal beabsichtige, mit den Leuten des Mr. Stringer nach Chiengmai zurückzukehren. Auf meine Frage, wie er selbst über meine Weiterreise dächte, erklärte Fritz es am liebsten zu sehen, wenn ich umkehre, daß er mir indessen, ich möge gehen, gleichviel wohin, folgen würde,

selbst auf die Gefahr hin, totgeschlagen zu werden. Ich schenkte ihm darauf klaren Wein ein und bat ihn, Vadiwal und den Yunnanesen zu sagen, daß alle Gerüchte erfunden seien und daß Mr. Stringer gleichfalls nach Chieng-Tung zu gehen gedächte.

Der folgende Tag, ein Sonntag, begann mit Nebel und Kälte. Ich hatte meine Haudah so aufstellen lassen, um den Sonnenaufgang vom Bette aus beobachten zu können, aber sie kam nicht, die liebe Sonne, trotzdem ich bis gegen neun Uhr, langsam meinen Kakao schlürfend, auf sie wartete.



Alabasterbuddha, Chieng Sen.
17 cm hoch.

Nach dem ersten Frühstück trat ich mit Mr. Stringer eine Wanderung durch die Trümmerfelder und durch die neue Ansiedelung der Stadt an. Wir fanden zwischen den Ruinen einzelne herrliche alte Bronzebuddhas von Ueberlebensgröße und unzählige kleinere, von denen ich einige zum Andenken einsteckte, die heute als hervorragende Seltenheiten im Museum für Völkerkunde in Berlin zu sehen sind. Mitten zwischen den Trümmern der Vergangenheit liegt der aus Bambus gebaute moderne Justizpalast, in dessen Innerem zwei sehr kleine eiserne und zwei ebenso große bronzene Kanonen auf Holzlafetten mit Vollrädern aus Teakholz auf-

gestellt sind. Unmittelbar neben diesem Palaste liegt das Gefängnis. Vor demselben auf einer Bank saßen zwei Gefangene; einer derselben war beschuldigt einen Dieb beherbergt zu haben, der andere, ohne Erlaubnis über die Grenze in die Schanstaaten gegangen zu sein. Beide sollten nach Chiengmai zu einem Verhör vor ihren dort weilenden Chow gebracht werden und waren zu diesem Zwecke mit einer 30 Fuß langen Kette aus halbzölligem Rundeisen zusammengefesselt, neben jedem lag außerdem ein gabelförmiges Holzjoch, welches ihnen für den zehntägigen Marsch um den Hals befestigt werden sollte. Uns thaten die armen Kerle, die vorläufig doch lediglich Untersuchungsgefangene waren, herzlich leid, sie aber lachten, spotteten ihrer Ketten und schienen die ganze Sache für einen sehr gelungenen Scherz zu halten.

In der Nähe einer Pagodenruine fanden wir zwischen Bäumen aufgehängt in einem Bambusgeflecht den schon fast zum Skelett von Würmern abgefressenen Kadaver eines Tigers. Anfangs glaubten wir, derselbe sei daselbst zur Fernhaltung anderer Raubtiere oder auch böser Geister angebracht, erfuhren jedoch später, daß es sich hier lediglich um die Gewinnung des Skelettes handelte, da Tigerknochen als beliebtes Medikament in Siam von Apothekern und Ärzten hoch bezahlt werden. Neben den Tigerknochen wird besonders hochgeschätzt das Horn des Rhinoceros, welches mit 20 Rupien für das Pfund bezahlt werden soll, und das Geweih des Hirsches, bevor derselbe gefegt hat. Ich hörte, daß namentlich von Chinesen für solche Geweihe Preise von oft gegen 500 Rupien für das Stück und mehr angelegt werden. Alle diese Mittel sollen der Erhaltung oder Erhöhung der Manneskraft förderlich und dienlich sein, doch kann ich nicht sagen, ob das thatsächlich der Fall ist, da ich

persönliche Erfahrungen nach dieser Richtung hin zu machen unterlassen habe. Da man mir gesagt hatte, ich könne nicht darauf rechnen, nachdem ich die Grenze überschritten haben würde, andere Nahrungsmittel, als Reis zu erhalten, schickte ich einen Boten zum Sohne des Chows und bestellte ein halbes Dutzend Enten, sowie gegen dreißig Eier. Als der Bote nach mehreren Stunden mit nur 4 Enten und 20 Eiern erschien, ging ich, ärgerlich darüber, daß mir, trotzdem Enten zu Hunderten umherwatschelten, nicht die verlangte Zahl, für welche ich nebenbei schon das Geld eingesandt hatte, geliefert wurde, persönlich zum Fürstensohne, berief mich auf einen Brief, den ich durch Vermittelung des siamesischen Kommissars in Chiengmai von seinem Vater erhalten hatte und drohte, mich über ihn beschweren zu wollen, wenn er meinen berechtigten Wünschen nicht Rechnung trage.

Der junge Mann schien sich die Sache sehr zu Herzen zu nehmen, sodaß ich schon bedauerte, ihn ein wenig schroff behandelt zu haben, tief beschämt aber stand ich vor ihm, als er mir nunmehr mitteilte, die gesandten Lebensmittel seien nicht der von mir bestellte Proviant, sondern ein bescheidenes Gastgeschenk seinerseits. Die übrigen gewünschten Enten und Eier müßten erst von der Gemeinde eingefordert werden und könnten infolge dessen nicht vor Abend zur Stelle sein.

Um nur einigermaßen mein Versehen wieder gut zu machen, nahm ich den jungen Mann mit ins Lager, gab ihm von Mr. Stringers Kognak mehr als er in zwei Tagen vertragen konnte und beschenkte ihn mit Brille, Rasiermesser, einem Stück meines Badeschwammes und sonstigen Wertgegenständen, so daß wir bald die besten Freunde wurden. Ich benutzte diese Stunde der Begeisterung, ihm des längeren

und breiteren auseinanderzusetzen, daß er mich unmöglich ohne einen Führer weiter in die Wildnis ziehen lassen könne, da selbst meinen Yunnanesen der Weg von Chieng Sen bis nach Chieng Tung völlig unbekannt sei. Er versprach dann auch endlich, sein Möglichstes thun zu wollen, um einige Leute zu bewegen, mich bis an die Grenze zu begleiten, von wo ich dann freilich schon sehen müsse, allein weiterzukommen.

Als ich mich am Abend zum letzten Male in meine Haudah niedergelegt hatte, lauschte ich noch lange dem Rauschen und Brausen des Stromes und dem vom jenseitigen Ufer herübertönenden Schrei eines wilden Pfauhahnes, während mir allerlei Gedanken durch den Kopf gingen und namentlich die Zweifel, ob meine Leute mir morgen folgen würden oder nicht, mich kein Auge schließen ließen. Ich stand am Vorabend großer Ereignisse und diese warfen ihre Schatten voraus in Gestalt einer schlaflosen Nacht, der ersten von vielen nachfolgenden.

Um mich zu erfrischen, stürzte ich mich trotz Nebel und Kälte schon bei Tagesgrauen in die dampfenden Fluten des Me Kong. Bogiman und Maizalee standen am Ufer, um den Reis zu ihrem Frühmahl zu waschen, und als ich ihnen mitteilte, wir würden heute aufbrechen, schienen sie damit einverstanden zu sein.

Vadiwal dagegen, dem ich später auftrug, unsere Kochtöpfe von denen Mr. Stringers zu sondern und einzupacken, sowie überhaupt sich und Radja reisefertig zu machen, bat mich flehentlich, mit dem Elefanten zurückkehren zu dürfen, was ich ihm — unter gleichzeitiger Androhung aller möglichen Strafen für den Fall, daß er die Flucht ergreifen sollte — rundweg abschlug. Wer etwa glaubt, ein Schwarzer könne nicht erbleichen, der hätte sich jetzt bei Vadiwal von

dem Irrtum, in dem er sich befindet, überzeugen können, denn seine sonst wie gut gewichstes Stiefelleder glänzende Haut wurde fahl, wie ein mit Graphit geschwärzter eiserner Ofen. Zitternd wie Espenlaub, war er kaum im stande, die Töpfe, Kessel und Pfannen zusammenzulesen, und hätte Fritz ihm nicht im rechten Augenblick eine tüchtige Ohrfeige verabfolgt, ich glaube, der Kerl hätte vor Angst seinen Geist inmitten seiner Kochgeschirre aufgegeben.

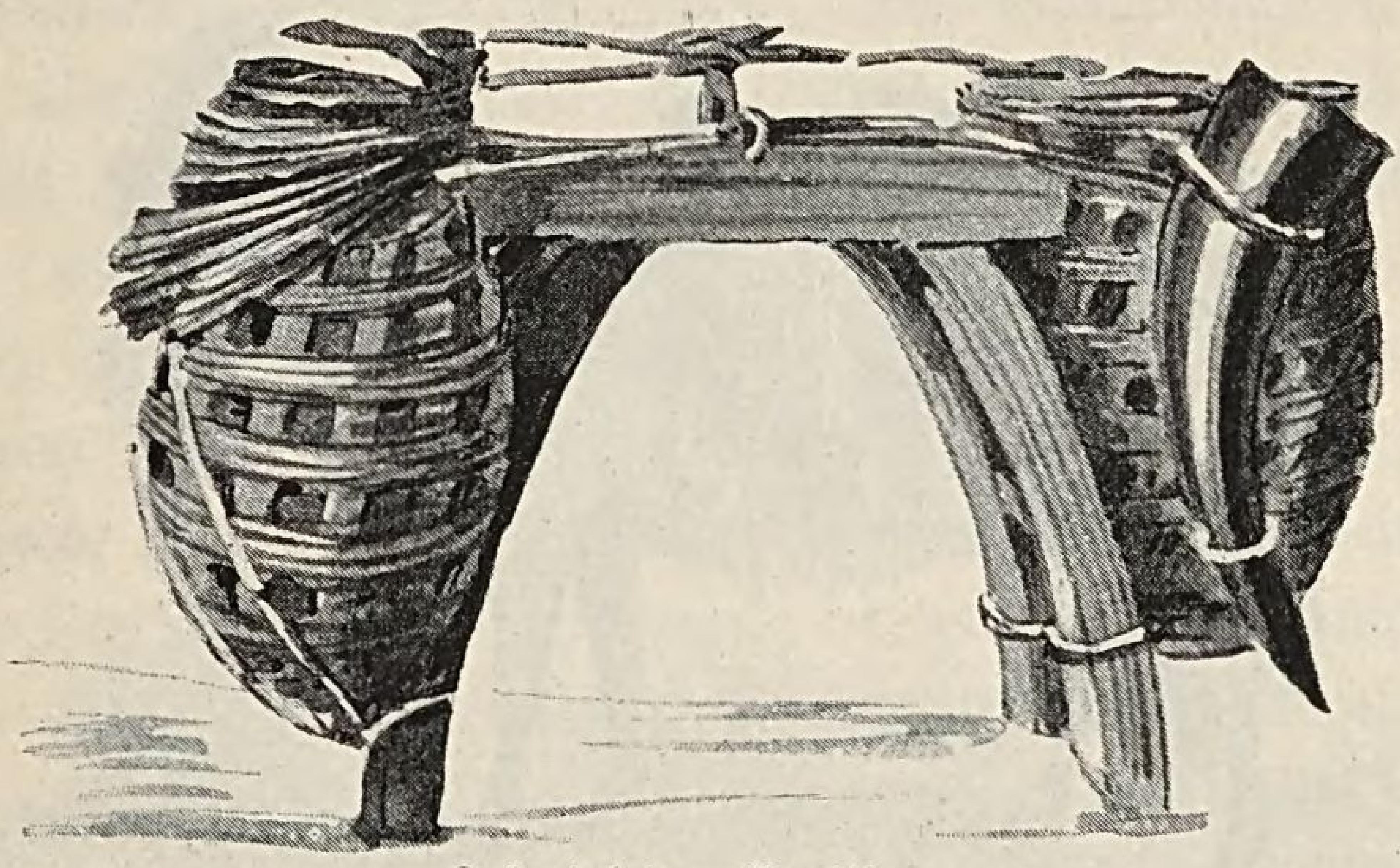
Die Maultiere wurden, da bisher die Elefanten auch meine schweren Lasten geschleppt, zum ersten Male richtig beladen, ein Geschäft, welches eine schier endlose Zeit in Anspruch nahm, da die Lasthälften jedes Tieres genau im Gewichte übereinstimmen müssen, um sich gegenseitig die Balance halten zu können.

Der Packsattel der Yunnan-Maultiere ist aus zähem leichtem Holze verfertigt und zum Schutze des Rückens der Tiere mit Polstern, die mit Reishülsen gestopft sind, versehen. Nach jedem Marsche und vor dem Anschirren werden diese Polster geklopft und aufgelockert. Der Sattel wird durch ein breites, oft kunstvoll gearbeitetes ledernes Vorder- und Hinterzeug ohne Bauchgurt in seiner Lage gehalten.

Vor dem Anschirren der Tiere werden die Lasten an den beiden Seiten eines gabelförmigen Holzjoches, welches genau in den Holzsattel hinein paßt, mit langen, fingerbreiten Streifen aus ungegerbter Büffelhaut festgeschnürt und dann von 2 Leuten mit einem Ruck in den Sattel gehoben. Das Entladen und Belasten der Tiere ist daher im Handumdrehen erledigt, ebenso das An- und Abschirren, da hierzu nur eine am Vorderzeug befindliche Schnalle gelöst resp. geschlossen zu werden braucht.

Ich sah zuweilen das Beladen einer großen Karawane,

bei der in der Regel ein Mann auf je 8 Maultiere kommt, weniger Zeit in Anspruch nehmen als das Satteln meines Ponys. Zeitraubend ist nur das Festschnüren der einzelnen Gepäckstücke an der Gabel, und mehr als einmal war ich nahe daran die Geduld zu verlieren, wenn ich Bogiman und Maizalee mit ihren schier endlos langen Lederstreifen fast eine Stunde lang herumhantieren sah. Schließlich aber hatte diese langweilige zeitraubende Packerei doch ihr Gutes, und trotz aller Hindernisse und Fährnisse, die wir auf

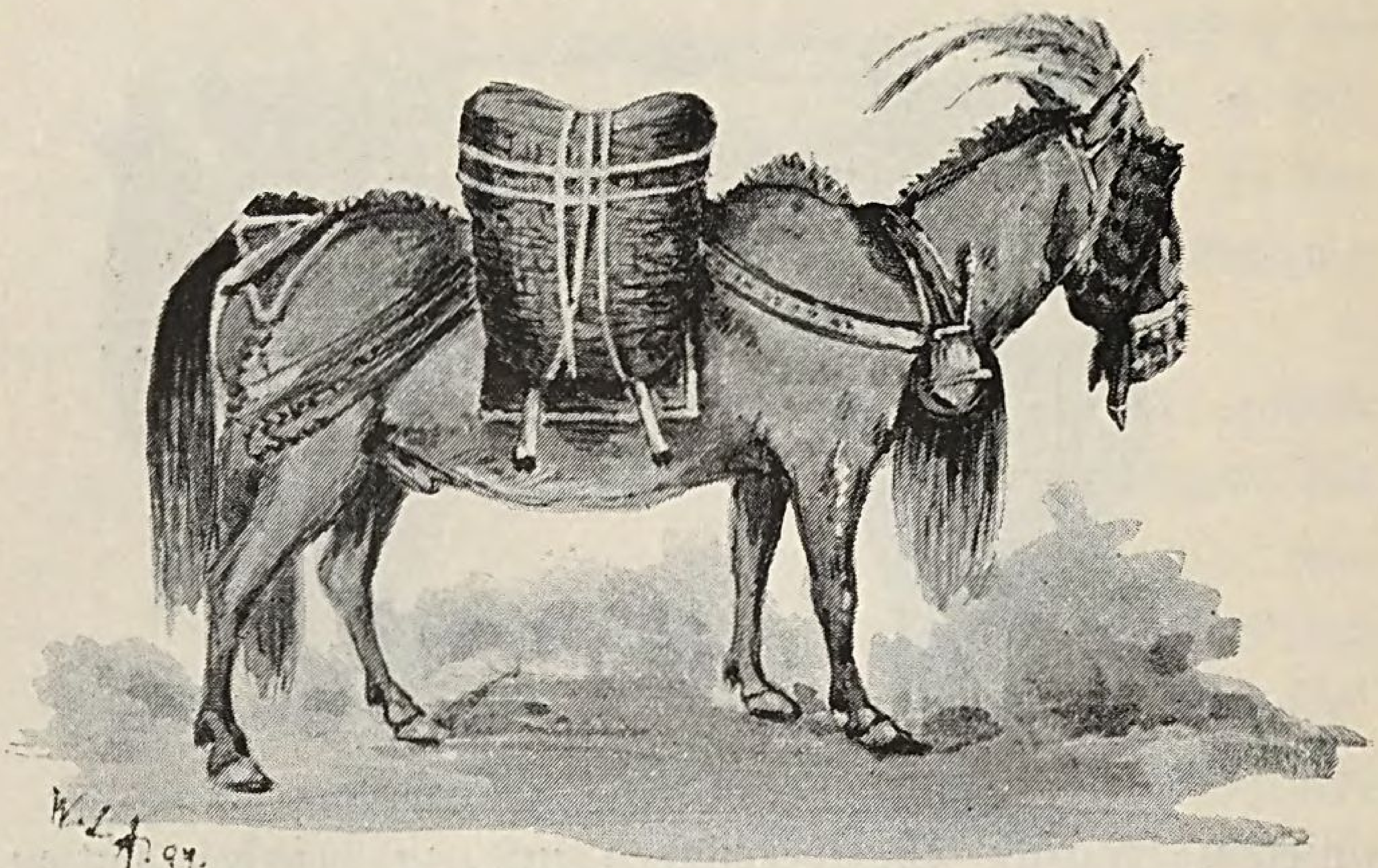


Lastgabel der Maultiere.

unserem Marsche zu überwinden und zu bestehen hatten, trotz mehrfachen Stürzens der Tiere und andere die Lasten auf manche harte Probe stellender Vorfälle ist während der ganzen Reise weder ein Gepäckstück verloren gegangen noch wesentlich beschädigt worden.

Mr. Stringer hatte mir zu meinen übrigen Waffen noch eine, dem Konsulate gehörende Snyderbüchse gegeben, so daß ich dadurch in der Lage war, meine sämtlichen Leute, mit Ausnahme von Vadival, der seine Flinte doch bei der ersten Gelegenheit ins Korn geworfen hätte, zu bewaffnen. Bei Maizalee stieß ich indes mit dieser Bewaffnung auf

Widerstand. Er hielt eine Schußwaffe für eine durchaus überflüssige Belastung, bezeichnete seine Dha als vollkommen für alle Fälle ausreichend und erzählte, er spreche aus Erfahrung, denn er habe schon mehr als einen Strauß mit Räubern ausgefochten. Den Wahrheitsbeweis für seine Behauptung trat er, ohne aufgefordert zu sein, damit an, daß er zwei tiefe Narben vorwies, und zwar mit dem Stolze eines jungen Korpsburschen, der seinen ersten Renommierschmiß



Lastpony eines Yunnan.

erhalten hat. Da sich diese Kampfeserinnerungszeichen aber auf einem Körperteile befanden, den man dem Feinde nur in der äußersten Not zuzuwenden pflegt, so erlitt mein Vertrauen in die Tapferkeit des Herrn Maizalee einen kleinen Stoß, und ich bestand darauf, daß er trotz allem neben seiner Dha auch noch eine Schußwaffe führte, wenn auch nur, um dadurch auf etwaige uns begegnende Räuber einen abschreckenderen Eindruck zu machen.

Gegen Mittag erschien der Sohn des Chow nicht nur

mit dem erbetenen einen Führer, sondern mit deren acht, da eine geringere Zahl sich nicht getraute, den Weg ohne mich von der Grenze bis Chieng Sen zurückzumachen.

Nach einem vortrefflichen Frühstück in Gesellschaft Mr. Stringers und Dr. Mac Gilverys und einem letzten guten Trunk für mehrere Monate — so wenigstens hoffte ich, während meine Freunde mir prophezeiten, daß ich besten Falles in zwei bis drei Tagen wieder in Chieng Sen eintreffen würde und Mr. Stringer sich sogar erbot, auf mich zu warten — bestieg ich Nadja, dann Händeschütteln, noch ein allerletzter Bügeltrunk, ein letztes „good bye“, und vorwärts gings, meiner kleinen Karawane voran in die Wildnis.

Wir hatten bis zu unserem nächsten Quartier nicht mehr als neun Meilen zurückzulegen, aber sie waren auch danach. Kein Weg, kein Steg, überall Wald, halb abgesengtes, aber trotzdem noch haushohes Schilfgras (wenn ich hier von haushoch spreche, denke ich dabei natürlich nicht an eine Berliner Mietskaserne, sondern an ein Schanhaus), Sumpf und Moor, so daß unsere Tiere wiederholt stecken blieben und erst, nachdem ihnen die Lasten abgenommen waren, wieder flott gemacht werden konnten. „Wenn die Sache in dieser Weise weitergeht, so kann die Reise ja recht heiter werden“, dachte ich, während Bogiman und Maizalee zum ersten Male in meiner Gegenwart anfingen zu schimpfen. „Jimane pige!“ das war ihr erstes von mir gehörtes Schimpfwort, und es war, nachdem ich es viele Wochen hindurch täglich Dutzende von Malen zu hören bekommen hatte, das letzte, was ich von Maizalee vernahm, als ich ihn in Tonking verabschiedete. Was es bedeutet, ahne ich nicht, muß aber, da mir bisher kein anderer Chinese begegnet ist, der das Wort kennt, annehmen, daß es spezifisch yunnanesisch ist,

wofür auch die Thatsache spricht, daß Pig sehr genau wußte, daß etwas nicht in Ordnung war, wenn er das „Jimane pige“ hörte.

Kurz vor Einbruch der Nacht kamen wir an ein kleines Dorf, Nio Tan genannt, und machten es uns unter einem Baume so bequem wie möglich. Da wir nunmehr in einer notorisch unsicheren Gegend reisten, vermied ich es meist, mein Zelt aufzustellen. Um bei einer etwaigen nächtlichen Überrumpelung sofort kampfbereit zu sein, zog ich es vor im Freien zu schlafen. Unter meinem Kopfkissen lag der Revolver, neben mir zur Seite das Repetiergewehr, unmittelbar neben dem Bette Fritz mit Lanze und Winchesterbüchse, derweil Pig zu meinen Füßen Wache hielt. Die Yunnanesen wurden Schnarchens halber nur in ganz besonders gefährlichen Gegenden in meiner Nähe geduldet und sonst, wenn irgend möglich, mir zehn Schritt vom Leibe gehalten. Um Vadiwal bekümmerte ich mich nicht weiter; er verkroch sich irgendwo, wie eine Eidechse zum Winterschlaf.

Nach einer wenig behaglichen Nacht ging es weiter durch taufeuchtes, dichtes, hohes Schilfgras, durch Wald und Morast bis nach Tassali, dem letzten Orte an der Grenze zwischen Laos und dem Schanstaate Chieng-Tung, wo wir ein kleines, außerhalb des Dorfes auf freiem Platze gelegenes offenes Rasthäuschen vorfanden und uns in demselben einnisteten. Neben dem Dorfe befand sich ein jämmerliches, mit leichter Pallisade umgebenes, halbverfallenes Fort ohne Besatzung, dasselbe Fort, an dessen Thoren das Todesurteil für alle Siamesen, Burmesen und Europäer, die über die Grenze zu gehen wagen würden, angeschlagen sein sollte.

Ich konnte freilich von irgend einem derartigen Anschlage nichts entdecken, doch meinte der mittlerweile herbei-

geeilte Ortsvorsteher, die Proklamation habe bis vor kurzem an dem Thore gehangen und an eine Fortsetzung meiner Reise sei nicht zu denken, da das Land von Räuberbanden überschwemmt sei, worauf ich ihm bedeutete, ich habe mehr als einmal meine sechszig Räuber in einer Minute mit meinem Repetierkarabiner niedergeschossen und riete niemandem, meiner Karawane zu nahe zu kommen. Der Mann zeigte sich anfangs von einer wenig verbindlichen Seite, schien auch meine verschiedenen Geleitsbriefe von Chiengmai und dem Chow in Chieng Sen keineswegs zu respektieren. „Warte nur“, dachte ich, „Du sollst mich hören stärker beschwören“, und holte meinen Paß vom König von Siam hervor. Die siamesische Schrift konnte er zwar nicht lesen, aber das Königliche Siegel machte ihm einen derartigen Eindruck, daß er sofort „Khorab“ machte, vor mir niedersank und alles für mich zu thun versprach.

Ich forderte nichts von ihm, als einen Führer nach Chieng Tung, da ich mich in Chieng Sen mit Lebensmitteln reichlich versehen hatte, aber ich hätte von ihm eher die Lösung der Quadratur des Zirkels, als einen solchen Führer verlangen können, und mußte schließlich froh sein, als er mir versprach, mir ein Geleit bis zu dem nächsten Schandorfe Hon Lük, dessen Chef ein Freund von ihm sei und mir wohl weiter helfen würde, geben zu wollen. Er brachte im Laufe des Nachmittags in der Sonne gedörrte Bananen, die sich als recht schmackhaft erwiesen, sowie zwei Hühner als Geschenk, und empfing dafür einige Kleinigkeiten als Zeichen meiner Huld. Vor seinem Hause stand ein schwerer Teakholzblock mit sechs neben einander liegenden Beinlöchern zum Einspannen von gleichzeitig drei Verbrechern, von dem er mir sagte, er sei für gefangene Räuber bestimmt. Meine Frage,

ob man denn hie und da einige dieser Gesellen erwische, beantwortete er treuherzig mit „Nein!“

Gegen Abend kamen Bogiman und Maizalee, um mir mitzuteilen, daß sie nach allem, was sie von den Dorfbewohnern vernommen hätten, nicht gewillt seien, mich ferner zu begleiten. Ich lachte sie aus und sagte ihnen, wenn sie Furcht hätten, so sollten sie meinetwegen ohne ihre Maultiere umkehren, ich würde dann mit Fritz und Vadiwal allein die Reise fortsetzen. Als sie sahen, daß ich in meinen Vorsätzen nicht zu erschüttern und guten Mutes war, beruhigten sie sich und versprachen, mich nicht im Stich lassen zu wollen; ich traf jedoch für die Nacht dadurch, daß ich die Maultiergeschirre und ihre Waffen an mich nahm, Vorsichtsmaßregeln gegen etwaige Desertiergelüste.

Recht unsicher mußte übrigens die Gegend thatsächlich sein; denn der Ortsvorsteher ließ mich über Nacht von einigen zwanzig Leuten bewachen, die nebenbei durch ihr Gelärme dafür sorgten, daß auch ich kein Auge schloß.

Überschreitung der Schan-Grenze. Marsch nach Chieng Tung.

An Stelle meiner bisherigen zehn Führer, die ich nach Chieng Sen zurücksandte, erhielt ich nun etwa die doppelte Zahl frischer, die mich nach dem zwei Stunden entfernten Hon Lück bringen sollten.

Wir langten dort gegen 8 Uhr morgens an und befanden uns damit zum ersten Male in einer Ortschaft der sogenannten unabhängigen Schanstaaten, unter welchem Namen man eine Anzahl mehr oder minder selbständiger kleiner, zwischen Burma, China (Yunnan) Tonking und Siam gelegener Fürstentümer zusammenfaßt. Sie standen früher fast sämtlich unter der Herrschaft des Königs von Burma, dem sie auch noch Tribut entrichteten, als im Jahre 1886 die Engländer, nachdem dieselben sich Unter-Burmas bereits im Jahre 1852 bemächtigt hatten, den König Thibaw in Mandalay gefangen nahmen und sein Land annektierten.

Seit jener Zeit entrichten die Schanstaaten ihren Tribut weiter nach Mandalay an die englische Regierung, zum Teil zahlen sie auch, wie beispielsweise der nördlichst gelegene Staat Chieng Hung, mit dem wir uns später noch ein-

gehender zu beschäftigen haben werden, solchen an China. Die Regierungsform ist in den Schanstaaten durchweg die gleiche. Das kleinste Gemeinwesen bildet die Dorfschaft, die von einem Schulzen oder „Kye“ verwaltet wird.

Die Kyes stehen ihrerseits wieder unter den Tamons, Myozas, Heins oder Payas, die etwa mit unseren Landräten verglichen werden könnten und je nachdem eine kleinere oder größere Anzahl von Dörfern unter sich haben. Sie sind direkt dem Tsabwa oder Fürsten verantwortlich, haben in ihrem Bezirk die Jurisdiktion und ziehen die Steuern ein. Der Fürst, gleichzeitig der höchste Richter im Lande, ist von einer Anzahl von Ratgebern oder Ministern, den Amats umgeben, ohne deren Zustimmung er von Rechtswegen keine wichtigen Entscheidungen treffen darf, doch sind heute in vielen Staaten die Amats lediglich Titularminister, Günstlinge des Fürsten, und kümmern sich um die Staatsangelegenheiten nicht mehr, als ihr Herr es gerade wünscht. Die Tamons sind infolge dessen vielfach sich selber überlassen, wirtschaften in ihren Bezirken nach Gutdünken und werden vom Fürsten nicht weiter behelligt, so lange sie nur die Steuern rechtzeitig abliefern.

Die Schans — mit diesem Namen werden sie von den Burmesen bezeichnet — nennen sich selber Thai, während sie von den Chinesen Pa-i und von den Assamesen Sam genannt werden. Ihre Vorfahren sollen die Ureinwohner eines Gebietes südlich vom Jangtse Kiang, etwa der heutigen chinesischen Provinz Kiangsi gewesen sein.

Wer sich dafür interessieren sollte, Näheres über ihre mutmaßliche Herkunft zu erfahren, dem empfehle ich das Werk „China before the Chinese“ von Professor Terrien de Lacouperie zu eingehendem Studium. Was ihre äußere

Erscheinung, Kleidung, Bewaffnung und Tätowierung anbetrifft, so habe ich diese bereits beschrieben. Ihre Charaktereigenschaften und manches andere über sie werden wir noch im weiteren Verlauf der Reise näher kennen zu lernen Gelegenheit haben.


Mädchen
aus den westlichen Schanstaaten.

Da die Schanstaaten der englischen Regierung tributär sind, so hatte ich mir vom Konsul Stringer einen Paß und Empfehlungsbrief, von dem ich mir alle möglichen guten Wirkungen versprach, für die von mir zu durchreisenden Staaten Chieng Tung und Chieng Hung ausstellen lassen.

Ich sandte daher, während ich unter dem Zusammenströmen der neugierigen Bevölkerung auf einem freien Platze inmitten der Ortschaft neben einem hübschen Tempel burmesischen Stils unseren Maultieren die Lasten abnehmen ließ, einige Leute meiner Begleitmannschaft und Fritz an das Ortsoberhaupt, dieses von meiner erfolgten Ankunft zu benachrichtigen und ihm von meiner Absicht, nach Chieng Tung weiterzuziehen, sowie von dem Wunsche, einige Führer dorthin zu erhalten, Kenntnis zu geben. Als mir die Zeit des Wartens zu lang wurde, ließ ich meine beiden Stühle auf-

stellen, zündete mir eine Pfeife an, machte mir's bequem und ließ mich von den mich umlagernden Volksmassen gleich einem siamesischen Zwilling anstaunen.

Eine Stunde mochte ich so gewartet haben, als ein etwa 80jähriger Greis, auf zwei kräftige Männer gestützt, vor mich geführt und mir als der Mann vorgestellt wurde, von dessen gutem Willen nunmehr in erster Linie mein weiteres Fortkommen abhängen sollte. Ich bot dem mit einer ehemals weiß gewesenen weiten Hose, einer schwarzseidenen wattierten kurzen Jacke und schmutzigem weißseidenen Kopftuch bekleideten alten Herrn einen meiner Stühle an und ließ ihn einige Züge aus meiner Pfeife thun, worauf ich ihm auseinandersetzte, wer ich sei, woher ich komme und wohin ich zu gehen beabsichtige, um mich schließlich auf das Schreiben Mr. Stringers zu berufen und um Führer zu bitten.

Er ließ mir zurücksagen, er habe weder mit Mr. Stringer noch mit der englischen Regierung irgend etwas zu thun, sein Herr sei lediglich der Tsabwa von Chieng Tung.

Ob er nicht wisse, daß der Tsabwa den Engländern tributpflichtig sei? Nein! Davon sei ihm nichts bekannt, sein Herr zahle Tribut nach Mandalay an den König Thibaw.

Ob er denn nicht erfahren habe, daß Mandalay seit über sechs Jahren den Engländern gehöre und daß König Thibaw nach Indien transportiert worden sei?

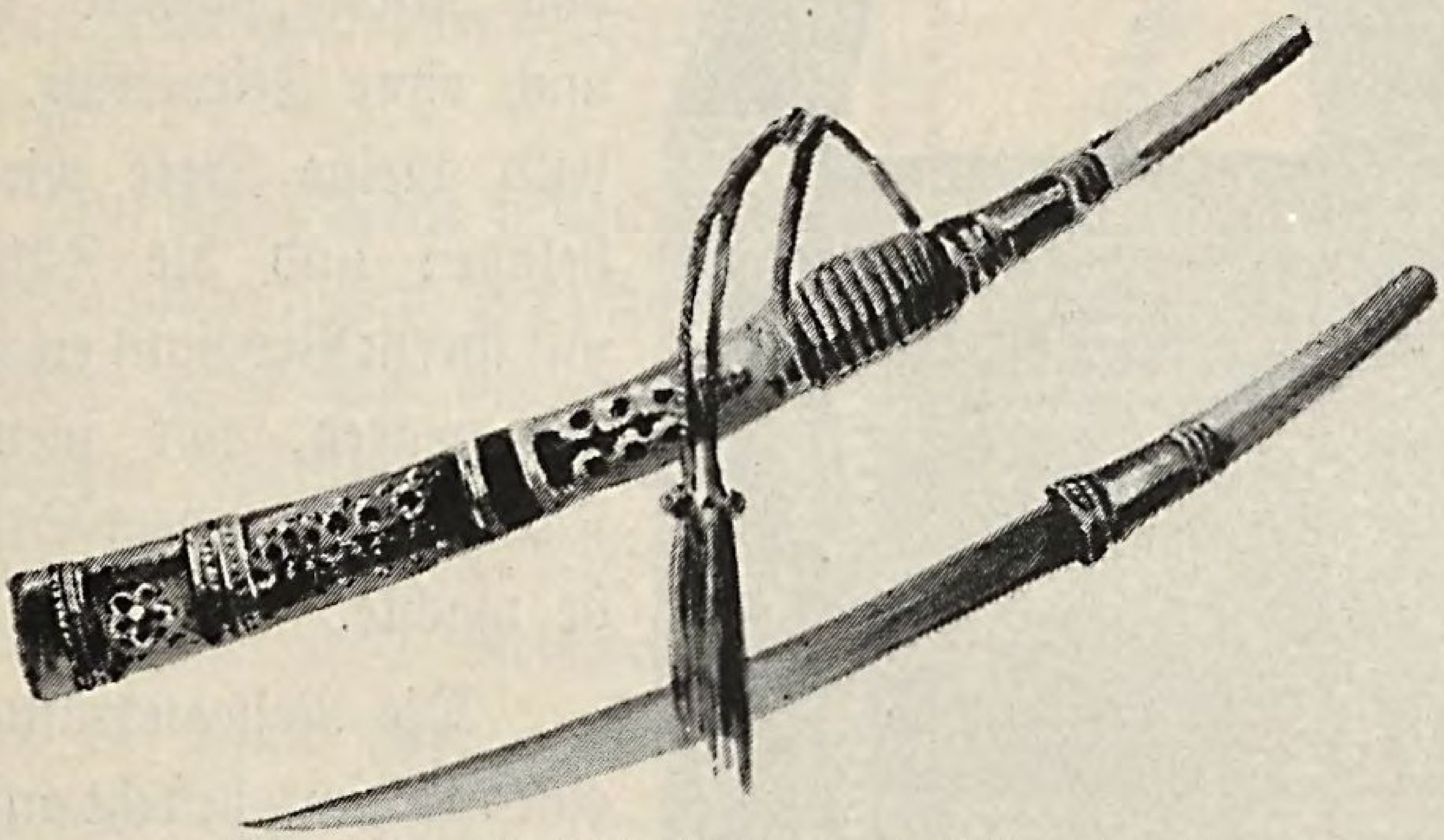
Ja! er habe zwar davon gehört, aber er glaube es nicht.

Ob er sich demnach weigere, mir die gewünschten Führer zu stellen?

Das käme darauf an, welche Geschenke ich ihm mache und wieviel ich den Führern zahlen wolle.

Ich ließ ihm nun mit Hilfe von Fritz, Bogiman und einem der burmesischen Sprache kundigen Schan auseinander-

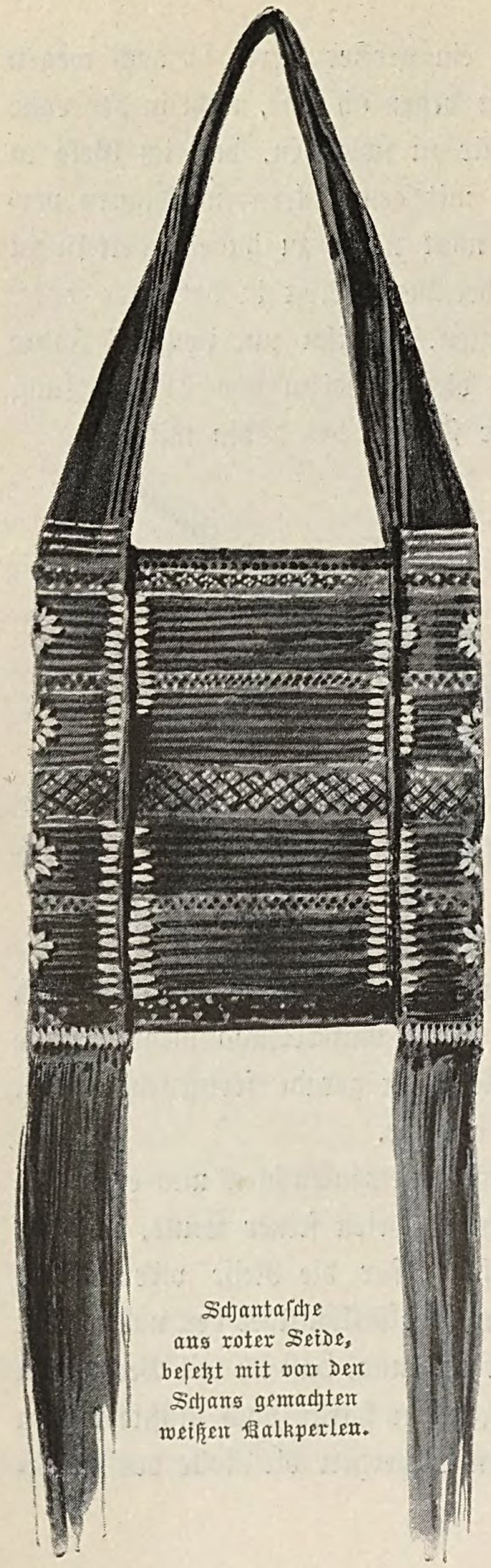
setzen, daß ich, wenn auch ein großer Herr, so doch wegen der wenigen Maultiere, mit denen ich reise, nicht in der Lage sei, viele Geschenke mit mir zu schleppen, daß ich Geld in Yunnan erwarte und nur mit dem Allernotwendigsten versehen sei, um unterwegs nicht nötig zu haben, betteln zu gehen, daß ich jedoch als berühmter Arzt in der Lage wäre, ihm eine Medizin zu bereiten, die ihn um zwanzig Jahre verjüngen könne, und ihm diese Medizin von Chieng Tung schicken wolle, wenn er mir Führer bis dahin mitgebe.



Schan-Dha mit Silberbeschlag und Elfenbeingriff.

Natürlich verlangte er die Medizin im voraus, doch ließ ich ihm mitteilen, daß deren Anfertigung mehrere Tage in Anspruch nehmen und sie somit gerade fertig sein würde, wenn ich in Chieng Tung ankäme.

Das schien dem alten Herrn einzuleuchten und er befahl nun zu meiner großen Freude zweien seiner Leute, mich zu begleiten, jeder derselben sollte für die Reise vier Rupien von mir erhalten. Ich war so glücklich über den unerwartet günstigen Verlauf der Unterhandlung, daß ich mit Vergnügen den Leuten das Doppelte gegeben hätte, doch mußte ich im Interesse meiner persönlichen Sicherheit die Rolle des mittel-



Schantasche aus roter Seide, besetzt mit von den Schans gemachten weißen Kalkperlen.

losen Mannes weiterspielen und daher verlangen, daß der Führerlohn auf die Hälfte der geforderten Summe herabgesetzt werde, was denn auch nach langem Feilschen geschah, worauf ich meinem greisen Gönner noch eine Hand voll Tabak schenkte und mich ohne Zeitverlust, sobald meine Tiere wieder beladen und die Führer mit ihrem Proviant erschienen waren, mit meiner Karawane aus dem Staube machte.

Die Reiseausrüstung eines Schans besteht außer aus seiner luftigen Kleidung, die leider nur dazu da zu sein scheint, seine hübsche Tätowierung zu verdecken, aus dem bereits beschriebenen großen Schlapphut von feinem Strohgeflecht, ferner einer über die Schulter gehängten Tasche aus buntdurchwebtem Baumwollen- oder Seidenstoff, in der Betel-

nüsse, Tabak u. s. w. mitgeführt zu werden pflegen, und einem um den Leib befestigten, mit Reis gefüllten langen Beutel in Form einer Wurst, durch die gleichzeitig die zusammengefaltete Schlafdecke, die nicht selten eine dem schottischen Plaidmuster ähnliche Zeichnung aufweist, über dem Gesäß des Mannes festgehalten wird. Dazu kommen dann noch die Waffen, bestehend in einer zwei bis drei Fuß langen Dha und einem kurzen Dolche.


Schan-Dolch.

Auf diese Weise bekleidet, verproviantiert und bewaffnet, vielleicht auch noch mit einem Stückchen Silber im Rock, macht der Schan die größten Reisen. In seiner Reiswurst trägt er einen zum mindesten auf acht Tage berechneten Mundvorrat mit sich, an Wasser fehlt es ihm in seinem Lande ebenso wenig wie an Bambus. Er schneidet sich, wo immer er rastet, ein grünes Bambusrohr, thut Reis und Wasser hinein und kocht über einem Feuer von trockenem Bambus sein Mahl in dem als Kochtopf benutzten Rohr, dann hüllt er sich, nachdem er zur Abhaltung wilder Tiere verschiedene Feuer um sich herum angezündet hat, in

sein baumwollenes Plaid und schläft, bis ihn am nächsten Morgen der Schrei des Waldhahns weckt.

Nachdem wir das Dorf hinter uns hatten, gelangten wir durch Buschwald in eine sehr fruchtbare Ebene mit zwei großen blühenden Dörfern, durchwateten dann ein hübsches Flüßchen, den Me Tune und bezogen in einer Lichtung am Ufer Lager. Zur großen Freude meiner Leute hatte ich unterwegs einen prächtigen grauen Kranich geschossen. Sie bekamen dadurch erstens ein gutes Stück Fleisch zu ihrem nüchternen Reismahl und zweitens fingen sie an, sich unter Führung eines so vortrefflichen Schützen, für den sie mich nunmehr hielten, sicher zu fühlen.

Wenn ich es einrichten konnte, wählte ich unsere Lagerplätze nicht in der Nähe der Dörfer, sondern irgendwo in einem verborgenen Winkel des Waldes, wohin uns so leicht niemand folgte, sehr zum Verdruß meiner beiden Yunnanesen, die, wie sich herausstellte, allerlei Seidenwaren, namentlich bedruckte Tücher unter mein Gepäck geschmuggelt hatten, um unterwegs Handel damit zu treiben. Auch Vadiwal war wenig über dies Arrangement erbaut, denn mitten im Walde gab es weder Hühner zu stehlen noch Reisschnaps zu kaufen.

Wir lagerten heute zum ersten Male in „Feindesland“ und hatten nach den Gerüchten der letzten Tage alle Ursache, jeden Augenblick einen Überfall zu erwarten. Aber so sehr sich meine Leute gefürchtet hatten, sich mit mir in Gefahr zu begeben, so leichtsinnig sorglos waren sie jetzt, als wir uns mitten in derselben befanden, und ich sah bald ein, daß die Sorge um unsere Sicherheit auf nur vier Augen ruhte, nämlich auf den meinen und denen Pigs. Um aufrichtig zu sein, muß ich bekennen, daß ich mich in der Lage, in der

wir uns befanden, nichts weniger als wohl fühlte und daß ich mich in den ersten Tagen in einer beständigen nervösen Erregung befand, Tag und Nacht bis an die Zähne bewaffnet blieb und stets nur mit einem Auge schlief.

Namentlich während dieser ersten Nacht war ich auf alles gefaßt, trotzdem meine Führer sagten, es seien seit mehreren Wochen keine Räuber gesehen worden. Wer konnte wissen, ob diese Leute nicht selbst zu einer Bande gehörten und sich lediglich mir angeschlossen hatten, um uns ihren Kameraden ans Messer zu liefern. Kurz nachdem wir uns zur Ruhe gelegt hatten, schlug der Hund an, dann vernahm ich Menschenstimmen und Fußtritte und sah den roten Schein brennender Fackeln durch die Büsche leuchten. Im Nu war ich auf den Beinen und hatte die Hand am Karabiner, trotzdem ich mir sofort hätte sagen können, Räuber würden sich wahrscheinlich ohne Fackeltanz an uns heranmachen. Es stellte sich denn auch im nächsten Augenblick heraus, daß wir es mit einer in ihr Dorf heimkehrenden harmlosen Gesellschaft zu thun hatten. Die Leute schienen uns übrigens mit ebenso viel Mißtrauen zu betrachten, wie wir sie, und zogen mit beschleunigten Schritten, gleich furchtsamen Kindern im Dunkeln, laut singend vorüber.

Mitten in der Nacht wurden wir zum zweiten Male alarmiert. Diesesmal durch ein lautes Krachen von Zweigen in nächster Nähe unseres Lagers. Aber mit den Räubern war es wieder nichts, denn der Störenfried entpuppte sich schließlich als ein nachtwandelnder Büffel, der sich irgendwo losgerissen hatte. Immerhin begrüßten wir mit Freuden das hereinbrechende Tageslicht und befanden uns schon kurz nach 5 Uhr wieder auf der Wanderschaft. Bald hatten wir die Reisfelder der Ebene hinter uns und zogen durch

dichten, üppigen Wald mit riesengroßen wilden Bananenstauden und festonartig sich von Baum zu Baum windenden Schlingpflanzen, bergan. Der Weg, wenn man einen planlos sich durch die Wildnis schlängelnden Pfad so nennen will, war miserabel und obendrein durch von den Räubern umgehauene Baumstämme zuweilen derartig versperrt, daß wir gezwungen waren, uns mit Hilfe unserer Dhas eine neue Gasse zu bahnen. Wären wir hier auch nur von einigen Leuten angegriffen worden, wir wären rettungslos verloren gewesen, aber die in der Gegend hauptsächlich ihr Wesen treibende Bande in Stärke von einigen 60 Schans war, wie wir nachträglich erfuhren, weiter gen Westen gezogen, in der löblichen Absicht, uns an der Hauptstraße von Chiengmai nach Chieng Tung, die wir auch anfänglich hatten einschlagen wollen, einen Hinterhalt zu legen. Ich bin heute überzeugt, daß der Ortsvorsteher von Tassali hiervon Kenntnis hatte und uns, nachdem er durch meinen Paß mit dem Siegel des Königs von Siam eingeschüchtert worden war, über Hon Lük dirigierte, um nicht in Ungelegenheiten zu geraten.

Nach 23 Meilen Marschierens und nach mehrfachem Abirren vom Wege kampierten wir an einem kleinen Bache, dem Me Doc Tan. Wenig angenehm überrascht war ich, als ich später während eines Rekognoszierungsganges sah, daß nicht weit von uns eine große Ochsenkarawane lagerte; denn die ochsentreibenden Schans erfreuen sich keineswegs des Rufes harmloser Nachbarn. Ich gewahrte einige zwanzig dieser abenteuerlichen Gesellen in einem von ihnen schnell erbauten Bambusschuppen und glaubte, da sie mich bemerkt haben mußten, am besten zu thun, ihnen einen Besuch abzustatten und so den Wunsch erkennen zu geben, freundnachbarliche Beziehungen anzuknüpfen. Da sie mich jedoch mit der



Lagernde Ochsenkarawane in den Schanstaaten.

Hand an der Waffe empfingen und sich auch sonst wenig freundwillig benahmen, begnügte ich mich damit, ihnen meinen Gruß zuzuwinken. Später versuchte ich, auf einen Pfauhahn zu Schusse zu kommen, gab mich indessen, nachdem er sich meinen Nachstellungen entzogen hatte, mit einigen kleinen Papageien zufrieden.



Laos, Reis im Bambusrohr dämpfend.

Der folgende Marschtag verlief in angenehmster Weise, da unser Weg beständig am linken Ufer des Me Lem im Waldesschatten entlang führte und ein herrliches Landschaftsbild das andere ablöste. Wir nächtigten unter mächtigen Bäumen am Flusse, und zwar gemeinsam mit einer Gesellschaft von Pungis und Tänzerinnen, bei der es ungemein lustig herging. Die Leute dämpften ihren Reis in am Boden

durchlöcherten Bambusrohren, die auf Töpfen mit kochendem Wasser standen. Mein abendliches Bad im Flusse erregte bei den Jüngerinnen Terpsichorens lebhaftes Interesse, und tief errötend mußte ich später eine eingehende Untersuchung meiner weißen Haut über mich ergehen lassen, die nach Fritzens Aussage ein sehr günstiges Urteil von Seiten meiner liebenswürdigen Richterinnen im Gefolge gehabt haben soll.

Wir waren allmählich weniger mißtrauisch gegen die Bewohner des Landes geworden, zumal von irgend welchen kriegerischen Unruhen nichts zu bemerken war, und verbrachten einen fröhlichen Abend mit unseren Lagergenossen. Gegen 8 Uhr ging alles zur Ruhe und bald loderten zwischen uns und den Balleteusen die Flammen der Lagerfeuer. Ob die der Liebe auch? Chi lo sa!

Mönch und Tänzerin hatten sich noch nicht den Schlaf aus den Augen gerieben, als wir bereits wohlgemut weiterzogen. Gegen neun Uhr verließen wir den Wald und betraten die Moung Payak-Ebene mit verschiedenen kleinen Dörfern, deren Bewohner vielfach damit beschäftigt waren, sehr schöne etwa zolldicke Ziegelsteine zum Bau eines neuen Tempels zu streichen. In einem der Dörfer machten wir Rast, und es gelang uns von den Leuten mehrere Hühner und Eier zu erstehen. Auch brauner Zucker aus dem Safte des Zuckerrohres wurde, in Tafeln gepreßt, zum Kaufe angeboten.

Etliche Weiber mit schauerlichen Kröpfen behaftet kamen, während ich gerade frühstückte, zu mir und baten mich, sie von ihren Gebresten zu heilen.

Ich rieb ihnen die Kröpfe mit Vaseline ein und empfahl ihnen dann, schleunigst nach Hause zu gehen, da die Medizin in freier Luft ihre Wirksamkeit verliere. Nach gleichem

Prinzip behandelte ich, wo immer ich mit ihnen in Berührung kam, Leprakranke und andere meinen Appetit störende Patienten.

Nach dem Frühstück hatten wir einen steilen Berg von 3500 Fuß zu überschreiten, auf dessen Höhe ich zum ersten und einzigen Male einem Silberfasan begegnete, und bezogen, da die Dunkelheit heranzubrechen drohte, neben einer kleinen Quelle an hohem Felsabhange ein zwar unbequemes aber wunderbar romantisch gelegenes Lager weit ab von allen menschlichen Wohnungen. Tief unter uns rauschte sanft ein Meer vielhundertjähriger Bäume — soweit das Auge reichte leichtgewelltes bewaldetes Hügelland, — kein Feld, kein Dorf, kein menschliches Wesen — kein menschlicher Laut.

Nur der Schrei der Hirsche, die Rufe verschiedener Waldvögel unterbrachen hier und da die majestätische Ruhe der Wildnis. Die Nacht brach an, sternenklarer Himmel wölbte sich über uns, das Rauschen des Waldes verstummte, leise sang die Quelle ihre monotone einschläfernde Weise, aber sie mußte noch lange singen, bis ich ihr den Gefallen that, dem Bruder des Todes in die Arme zu sinken. Nicht, daß mich diesmal die Furcht vor räuberischen Überfällen wach gehalten hätte, nein! es war lediglich das Gefühl namenlosen Glückes, unendlicher Befriedigung über das, was ich erlebte, ein Gefühl der Befriedigung darüber, daß ich mich nicht hatte abschrecken lassen, die Pfade zu wandeln, denen ich bis hierher gefolgt war, ein Gefühl des Glückes, daß es mir vergönnt war, fern von der ausgetretenen Heerstraße, auf der die große Menge dahintrabt, die großartigsten Schöpfungen Gottes anzubeten. —

Der folgende Morgen war bitterkalt, so daß ich von Fritz ein großes Feuer neben meinem Bette anzünden ließ, bevor ich mich ankleidete. Wunderbar war der Blick auf

die unter uns wallenden milchweiß erscheinenden Nebelmassen, die erst gegen 10 Uhr vor den Strahlen der Sonne den Rückzug antraten. Ich wäre gern einige Stunden vom Bette aus Zeuge dieses Kampfes zwischen Nebel und Sonne geblieben. Da jedoch für den heutigen Tag nach Aussage unserer Führer, die sich übrigens als liebe, harmlose Leute herausgestellt hatten, ein ganz besonders anstrengender und langer Marsch vor uns lag, so durften wir uns nicht länger auf diesem herrlichen Fleckchen Erde aufhalten.

Anstrengend war der Marsch allerdings für Menschen und Tiere, denn wir hatten zwei recht steile Bergrücken von gegen 4000 Fuß Höhe zu überschreiten, aber er war auch in jeder Hinsicht lohnend. Kiefern wechselten mit Laubwald, und überall sah man blühende Bäume in allen möglichen Farben. Ein in der Blüte unserem Apfelbaum nicht unähnlicher Baum, der da, wo er sich frei hatte entwickeln können, eine Höhe von oft gegen 80 Fuß und einen Kronendurchmesser von ca. 50 Fuß erreicht, war es vor allen Dingen, der mein Entzücken wach rief. Die armen Lasttiere, die sich nebenbei durch all diese Schönheiten in keiner Weise für die ihnen zugemuteten Anstrengungen entschädigt sahen, hatten einen gar bösen Tag und leisteten im Auf- und Abklettern ganz Erstaunliches. Wir waren übrigens alle gleichmäßig froh, als wir gegen 6 Uhr abends nach einem Marsche von 23 Meilen an ein Dorf kamen, wo wir Paddy für die erschöpften Tiere und Lebensmittel für uns selber bekommen konnten.

Am folgenden Morgen ging es sofort wiederum über einen Berg von 4200 Fuß und dann durch Waldland abwärts, bis wir gegen Nachmittag, nachdem wir einige kleinere Dorfschaften passiert hatten, ein steiniges, unfruchtbares,

wellenförmiges Plateau erreichten und bald in der Ferne die Mauern von Chieng Tung erblickten.

Je näher wir der Stadt kamen, um so lebhafter wurde der Verkehr auf der Landstraße. Wie wir erfuhren, war Markttag gewesen und die frühmorgens mit ihren Waren in die Stadt gezogenen Landbewohner kehrten nun heim in ihre Dorfschaften. Es war ein hübsches, farbenreiches Bild: all diese bunt gekleideten und geschmückten Menschen, die Mädchen mit ihren seidenen oder baumwollenen Lungis oder ihren grellfarbigen Brusttüchern und ihren großen runden, in der Mitte mit einer kleinen Pyramide versehenen Hüten aus aneinander genähten Schuppenblättern des Bambus, die Männer in ihren weiten, weißen Gewändern mit silberbeschlagener Dha und vielfach langen Gewehren mit Feuersteinschlössern, die ebenso wie das im Lande verwendete Pulver von einem in den umliegenden Bergen wohnenden Stamme, den San Dau, verfertigt werden. Perkussionsgewehre, die am meisten unter den Stämmen im Innern Afrikas verbreitete Schußwaffe, sieht man hier fast gar nicht.



Schanmädchen.

Lunten- und Feuersteinschloßflinten sind die gewöhnlichsten, Hinterlader befinden sich meist nur in den Händen der Vornehmen des Landes. Sehr gut bewaffnet sind auch vielfach die Begleitmannschaften der yunnanesischen Maultierkarawanen, bei denen ich nicht selten sogar Repetiergewehre fand. Da das Einführen aller Schußwaffen nach Indien und Burma untersagt ist, die Yunnanesen sich aber an der Grenze auch nicht von ihren Gewehren trennen wollen, so schmuggeln sie diese hinüber und zwar meist, indem sie über den Lauf ein Bambusrohr stecken und an dem Kolben eine Last solcherweise befestigen, daß nur die Last, nicht aber der Kolben zu sehen ist. Auch Opium wird viel von Yunnan ins Land geschmuggelt, und ich war herzlich froh, nicht dem Rate einiger Moulmeiner Freunde gefolgt zu sein, Opium als Zahlungsmittel mit in die Schanstaaten zu nehmen, denn das wäre thatsächlich „Kohlen nach Newcastle tragen" gewesen. Mit Salz hätte ich freilich noch weniger Glück gehabt, da es in großen Mengen von Yunnan kommt und daher, je mehr man sich der chinesischen Grenze nähert, um so billiger wird.

Kurz nachdem die Stadtmauern von Chieng Tung in Sicht gekommen waren, trabte ich meiner kleinen Truppe voran, um mich irgendwo nach einem passenden Lagerplatz umzusehen. Bogiman hatte mir zwar gesagt, es sei unmöglich außerhalb der Stadt zu lagern, da nur innerhalb der Umwallung Wasser vorhanden sei, aber ich wußte sehr wohl, was die Leute in die Stadt zog und wie wenig erwünscht ihnen meine Absicht kam, dieselbe fürs erste überhaupt nicht zu betreten. Ich fand auch schließlich unmittelbar vor dem Ostthore einen inmitten abgeernteter Reisfelder gelegenen Tempel mit guter Weide ringsum und fließendem

Wasser in der Nähe. Das war gerade, was ich suchte; denn abgesehen von allen sonstigen Nachteilen, die ein Lagerleben innerhalb der Stadt mit sich bringt, hatte ich gar keine Ahnung, wie man mich in Chieng Tung empfangen würde und wollte mich vor allen Dingen nicht der Gefahr aussetzen, ohne viel Federlesens wieder vors Thor befördert zu werden. Die Erfahrungen, die der englische Reisende Kapitän Younghusband, dem es im Jahre 1888 gelungen war, bis Chieng Tung vorzudringen, hier gemacht, waren nicht gerade geeignet, mich einen Empfang mit weißgekleideten Jungfrauen erwarten zu lassen.

Nachdem ich Radja im Tempelhofe abgesattelt hatte, setzte ich mich auf die Veranda eines Rasthäuschens für Pilger und wartete, bis meine Karawane herankam. Dann wurde Fritz zum Oberpungi geschickt und dieser von meiner Absicht, mich bei ihm einquartieren zu wollen, in Kenntnis gesetzt. Der fromme Herr schien jedoch keineswegs gastlich disponiert zu sein und bedeutete uns in unverblümter Weise, wir möchten uns wo anders ein Unterkommen suchen. Als er indessen sah, daß ich trotz seiner Einsprache Befehl erteilte, die Lasten von den Maultieren herunter zu nehmen und alle Vorkehrungen traf, mich einzunisten, machte er gute Miene zum bösen Spiel und ließ sogar das Rasthäuschen für uns öffnen und reinigen. Da wir noch hinreichenden Proviant vom gestrigen Tage besaßen, konnten wir jetzt in aller Ruhe dem kommenden Morgen entgegensehen. Jedenfalls hatten wir wohlbegründete Ursache, mit dem bisherigen Verlaufe der Reise zufrieden zu sein, und das wären wir auch alle im vollsten Maße gewesen, hätte sich nicht plötzlich herausgestellt, daß Pig, unser braver Wächter, der Liebling der ganzen Karawane und eines der wichtigsten Mitglieder

derselben, fehlte. Pig war verschwunden und zwar, wie sich zeigte, bereits verschwunden, seit wir das Frühstückslager verlassen hatten.

Die Yunnanesen hatten geglaubt, er sei mit mir vorausgegangen, und ich hatte mich nicht um ihn bekümmert, da ich ihn bei den Maultieren wähnte. Es war klar, Pig hatte nach einem sehr reichlichen Frühstück, übermüdet von dem vorangegangenen anstrengenden Marsche, sich zum Mittagsschläfchen niedergelegt und war von niemandem beim Aufbruche zum Weitermarsche geweckt worden.

Ich war unglücklich über den Verlust des treuen Tieres, von dem kaum anzunehmen war, daß es im stande sein würde, unseren Spuren zu folgen, denn ich hatte mehrfach bemerkt, daß der Hund auffallend wenig Nase hatte. In der ersten Erregung hatte ich Radja wieder satteln lassen und sprengte nun davon, in der Absicht, das vermißte Tier aufzusuchen. Nachdem ich aber etwa eine Meile weit geritten war, sah ich ein, daß ich in der Dunkelheit nicht nur nichts würde ausrichten können, sondern im Gegenteil alle Aussicht hätte, mich zu verirren und irgendwo allein auf freiem Felde oder im Walde zu kampieren. Ich ritt darum zum Tempel zurück, ärgerte mich über alle möglichen Kleinigkeiten und machte den Leuten und mir selber das Leben sauer.

Tags darauf sandte ich sofort meine beiden Führer zurück zum gestrigen Frühstücksplatze mit der Weisung, unterwegs in allen Dorfschaften nach dem Verbleib von Pig zu forschen und stellte jedem eine Belohnung von einer Rupie in Aussicht, falls der Hund wieder zur Stelle geschafft würde. Nachdem diese Angelegenheit soweit erledigt war, machte ich mich daran, die nähere Umgebung unseres Quartiers kennen zu lernen, mir Chieng Tung von außen

anzusehen und die notwendigen Schritte zu thun, um auszukundschaften, wie es eigentlich in der Stadt aussehe, welche Stimmung bei Hofe gegen Europäer herrsche, welchen Empfang ich zu erwarten habe und ob man beabsichtige, meinem Weitermarsche Schwierigkeiten irgend welcher Art in den Weg zu legen.

Die von uns im Laufe des letzten Marschtages bei verschiedenen von Chieng Tung kommenden Reisenden eingezogenen Erkundigungen widersprachen sich derartig, daß wir keine Ahnung hatten, woran wir waren. Ich bin mir nicht klar darüber, was eigentlich die Schans veranlaßte, uns überall, wo wir sie über dieses oder jenes ausforschten, die fabelhaftesten Bären aufzubinden. War es die Freude an der Lüge, war es das Bestreben, uns gerade die Antwort zu geben, von der man vermutete, sie würde uns am willkommensten sein, oder wollte man uns zum Narren halten und irre führen?

Wir begegnen z. B. einem des Weges kommenden Kaufmann, begrüßen ihn und fragen, woher er komme.

Aus Chieng Tung.

Ob alles in der Stadt ruhig sei?

Ja wohl.

Also sei der Fürst nicht in die Berge gegangen?

Doch, der Fürst sei in die Berge gegangen.

Ob zur Zeit Europäer in der Stadt seien?

Ja wohl.

Wie viele?

Sehr viele.

Ob sie bewaffnet seien?

Ja wohl, alle seien bewaffnet.

Ob der Fürst in die Berge gegangen sei, bevor die Europäer die Stadt betreten hätten?

Ja wohl.

Wir ziehen weiter und schließen auf eine englische Expedition mit europäischen Soldaten, die wahrscheinlich von Mandalay gekommen ist, um die Chieng Tung-Leute für irgend eine Ausschreitung zu züchtigen, da kommt ein Trupp Bewaffneter uns entgegen, und wir wenden uns an den Führer derselben.

Woher des Weges?

Aus Chieng Tung.

Ist alles ruhig in Chieng Tung?

Ja wohl, alles ist in bester Ordnung.

Ob der Fürst in der Stadt sei?

Ja wohl, der Fürst sei in der Stadt und habe dieselbe auch nie verlassen gehabt.

Ob denn keine Europäer in Chieng Tung seien?

Nicht ein einziger.

Wir verabschieden uns von dem sehr selbstbewußt und vornehm auftretenden Manne und wissen nicht, was wir aus diesen sich widersprechenden Aussagen zu machen haben. Endlich begegnen wir einer kleinen Karawane unter Führung eines Burmesen, der, wie sich auf Fritzens Befragen herausstellt, in Chieng Tung beim Fürsten den Posten eines Hof-Balletmeisters bekleidet. Gott sei Dank, der Mann kann sich wenigstens als Burmese mit Fritz vortrefflich verständigen, von ihm werden wir wohl die Wahrheit hören. Seine Aussage geht nun dahin, daß der Fürst z. Z. in der Stadt weile, aber für einige Tage auf einer Wallfahrt zu einem Tempel abwesend gewesen sei, daß in der Stadt Ruhe herrsche, daß man jedoch erregt sei über die Ankunft dreier

Europäer mit einer großen Karawane von Maultieren, Elefanten und Pferden.

Jedenfalls eine Grenzregulierungskommission, denke ich und schwelge schon in Gedanken im Genusse eines guten Trunkes, ohne den — ich kenne meine Engländer! — Grenzregulierungskommissionen nicht in die Wildnis zu ziehen pflegen.

Mit diesem Chaos von Auskünften beladen standen wir nun vor den Thoren Chieng Tungs.

Unser Wirt wider Willen, der Oberpungi des Tempelchens, in dem wir uns zu Gaste geladen, hatte unsere Bemühungen, von ihm etwas über die letzten Vorkommnisse im Lande zu erfahren, passiven Widerstand entgegengesetzt, und ich hatte daher Fritz und Bogiman mit meinem Geleitsbrief in die Stadt geschickt, um meine Ankunft den Europäern sowohl wie dem Fürsten zu melden und zu erkunden, wann ich den einen wie dem andern meine Aufwartung machen könne.

Währenddessen machte ich einen kleinen Spaziergang entlang der Stadtmauer, die an einzelnen Stellen so stark verfallen war, daß ich sie erklettern und einen Blick über die weitläufig angelegte, größtenteils unter Bäumen versteckte Stadt werfen konnte. Auf dem Rückwege zum Lager entdeckte ich, daß wir in allernächster Nähe des Richtplatzes wohnten, wenigstens schloß ich auf einen solchen — und wie sich später zeigte, mit Recht — aus den massenhaft umherliegenden Menschenknochen und Schädeln. Professor Virchow wäre beim Anblick der letzteren wahrscheinlich das Wasser im Munde zusammengelaufen. Ich kann nicht behaupten, daß mir ein Gleiches geschehen wäre, aber ein erfreulicher Anblick waren mir diese bleichenden Gebeine den-

noch, wußte ich doch, daß wir in einer solchen Nachbarschaft, bei einem Volke, in dem die Geisterscheu eine so hervorragende Rolle spielt, vor unliebsamen zweibeinigen nächtlichen Besuchern vollkommen sicher waren.

Nachträglich erfuhr ich, daß an dieser Stätte in den letzten zehn Monaten acht Verbrecher, teils wegen Diebstahls, teils wegen Mordes oder Totschlages enthauptet waren. Die Leichname der Hingerichteten bleiben unbeerdigt auf dem Richtplatze liegen, ein Fraß der Tiger, Leoparden, Hunde, Aasgeier und Raben.

Nach etwa zwei Stunden kamen Fritz und Bogiman zurück mit der Meldung, daß eine Expedition mit drei Europäern allerdings in Chieng Tung gewesen sei, aber vor länger als einem Jahre (Expedition Scott-Archer), daß sich hingegen zur Zeit kein weißer Mann im Lande befinde. Mit meinem Geleitsbrief waren sie erst von Pontius zu Pilatus geschickt worden und endlich zum Premierminister gelangt, der jedoch ebensowenig wie die übrigen Herren Minister zu lesen verstand und nur gefragt hatte, wo die Geschenke für den Fürsten seien. Ohne solche in der Hand könne er dem hohen Herrn, nebenbei bemerkt dem einzigen Manne im Lande, der außer seinem Sekretär sich auf die Entzifferung von Schriftzeichen verstände, den Brief nicht vorlegen. Sie waren dann zu dem genannten Sekretär gegangen und von diesem zwar freundlich empfangen, aber gleichfalls dahin beschieden worden, daß vor Ablieferung der Geschenke für Seine Hoheit an eine Eröffnung irgend welcher Verhandlungen nicht gedacht werden könne. Den Brief hatte der Herr Sekretär zurückbehalten.

Nach dem Frühstück sandte ich meine beiden Geschäftsträger wiederum zum Palaste und ließ dem Herrn Premier-

minister mitteilen, ich sei ein Mann, gewohnt, Geschenke zu empfangen, aber nicht solche auszuteilen, namentlich nicht an Leute, von denen ich noch gar nicht einmal wisse, ob sie meine Freunde oder Feinde wären. Dagegen sei ich ein großer Arzt und gern bereit, falls der Fürst seinen Unterthanen den Befehl erteilen wolle, mir Lebensmittel zu verkaufen, und sich selber geneigt zeige, mir einen Geleitsbrief bis an die Grenze seines Landes auszustellen, mich mit meiner Kunst unentgeltlich für die Dauer meines Aufenthaltes in Chieng Tung in seinen Dienst zu stellen.

Nachdem diese Botschaft ausgerichtet war, wartete ich ruhig die weitere Entwicklung der Angelegenheit ab, lag gemächlich ausgestreckt auf meinen Stühlen, las in der reizend geschriebenen Reiseschilderung des Kapitäns Younghusband „Eighteen hundred miles on a Burmese Tat“ und unterhielt mich mit den von unserem Pungi im Lesen und Schreiben unterrichteten Schülern, sowie den mit ihm im Tempel lebenden Moung Yin, die sich hauptsächlich damit befaßten, vom Tempelhofe aus große Papierdrachen, an deren unterem Ende aus Bambus und Bindfaden eine Art Aeolsharfe angebracht war, steigen zu lassen. Diese musikalischen Drachen erfreuen sich großer Beliebtheit, nicht nur bei der Schanjugend, sondern auch bei Erwachsenen, und selbst ergraute Mönche habe ich mehrfach mit diesem Spielzeuge sich stundenlang beschäftigen sehen.

Die Schuljugend, die hier nicht nur in den Pausen, sondern auch während der Unterrichtsstunden, in denen alle Schüler gleichzeitig, auf dem Bauche liegend, mit lauter Stimme ihre Lektionen auswendig lernen, einen Heidenlärm vollführt, hatte mich bald zu ihrem Freunde erklärt, nach-

dem ich sie mit Schreiballons beschenkt und mich als Papierpuppenschneider etabliert hatte.

Manchmal wurde mir das Gelärme aber doch zu bunt, und da ich die Geister, die ich bannte, nicht wieder los werden konnte, mußte ich schon, um Ruhe zu haben, mir meine Stühle auf die Richtstätte tragen lassen; denn nur dahin folgten mir die Rangen nicht. Irgend welche Besuche von Leuten aus der Stadt erhielt ich im Laufe der ersten zwei Tage nicht, ja es schien fast, als sei ich in Acht und Bann gethan worden; denn selbst die des Morgens ihre Opfergaben in Gestalt von Reis, Früchten und Blumen zum Tempel bringenden Frauen und Mädchen würdigten mich kaum eines Blickes.

Als mir die Zeit schließlich zu lang wurde, ritt ich in die Stadt und ließ mich von Fritz zu dem lese- und schreibkundigen Sekretär führen, um mit diesem Mann einmal Rücksprache zu nehmen. Er empfing mich in seinem kleinen Bambushäuschen sehr höflich, teilte mir mit, er sei selbst eine Persönlichkeit ohne jeden Einfluß, erklärte sich aber auf meinen Wunsch bereit, mich zum Premierminister zu begleiten. Leider fanden wir denselben, Kyaw Mukat mit Namen, nicht zu Hause, da er irgendwo mit dem Zusammenleimen oder Bemalen von Theaterrequisiten beschäftigt war. Denn er bekleidete neben dem hohen Posten des Premierministers auch denjenigen des Hoftheaterintendanten, und da an dem betreffenden Abend bei seiner Hoheit eine „Poyee“ angesagt war, so hatte er alle Hände voll zu thun und keine Zeit für wichtige Staatsgeschäfte.

Der Sekretär machte uns am Nachmittag in meinem Tempelchen seinen Gegenbesuch und überbrachte mir die Botschaft, der Bruder des Fürsten, Prinz Jamein, wünsche

meine Bekanntschaft zu machen und bäte mich, ihn am folgenden Tage aufzusuchen, zu welchem Zwecke er — der Sekretär — mich zur geeigneten Stunde abholen wolle. Heißt es bei uns bei ähnlichen Einladungen „mit Ordenszeichen", „im Überrock", so wurde hier befohlen „ohne Waffen".

Ich ließ dem Prinzen meinen Gruß entbieten und melden, ich würde seinem Wunsche mit Vergnügen Folge leisten, doch möge er sich unter keinen Umständen trügerischen Hoffnungen hingeben, Geschenke würden meinerseits nicht verabfolgt aus dem sehr triftigen Grunde, weil ich nichts Schenkenswertes mit mir führe.

Von dem Sekretär, den ich mit Thee und Tabak bewirtete, erfuhr ich, daß Chieng Tung, die Hauptstadt, gegen 500 Häuser und etwa 2500 Einwohner zähle, sowie daß ausschließlich die verheirateten Männer zur Steuerzahlung und zwar in Höhe von 2 Rupien für das Jahr herangezogen würden, daß aber der größte Teil der Steuerfähigen in ihrer Eigenschaft als Beamte oder Diener des Fürsten überhaupt von allen Abgaben befreit seien.

Auf meine Frage, wovon unter solchen Umständen der Fürst die Kosten für die Verwaltung des Landes sowie diejenigen seines Haushaltes bestreite, erklärte er, die Verwaltung koste weiter nichts, da jeder Beamte sich selbst bezahlt mache, und die Unkosten des Hofes würden durch Geschenke, die der Fürst von seinen Unterthanen erhalte, um bei besonderen Anlässen ein Auge oder auch beide Augen zuzudrücken, sowie durch Landsteuern und die Einkünfte aus einer Hazardspielsteuer und allerlei Gerichtsgebühren bestritten. So werden z. B. Chinesen, die im Lande Raubmorde und Diebstähle begehen, nicht gleich den Schans hin-

gerichtet, sondern zu einer Geldbuße von 300 bis 2000 Rupien verurteilt.

Die Frage, ob der Fürst nicht aus den Wäldern, in denen sich, wie ich erfahren hatte, neben Teak- auch viele Kampherbäume befänden, irgend welche Einnahmen erzielte, konnte er mir nicht beantworten, doch meinte er, Kampher würde in der Umgegend gewonnen und nach Moulmein gebracht.

Als umwohnende Stämme in den Bergen nannte er mir die Kakuis, Kakuas, Kohs, San Daus und Mussoes.

Er bestritt an diesem Abend, daß Chieng Tung den Engländern tributär sei und meinte, mein Geleitsbrief vom Konsul in Chiengmai habe für den Fürsten von Chieng Tung gar keine Bedeutung. Später gab er allerdings zu, daß den Engländern Tribut entrichtet würde. Vor dem Abschiede warnte er mich vor unnötigem Betreten der Stadt, da in derselben die Blattern herrschten, was, wie ich am folgenden Tage sah, in der That der Fall war.

Gegen Abend wurde Pig zurückgebracht und mit Hurrah sowie allen von den letzten Mahlzeiten aufgehobenen Knochen empfangen. Die beiden Führer aus Hon Lük aber erhielten außer ihrem Lohn je eine Rupie ausgezahlt und für ihr 80jähriges Ortsoberhaupt eine Düte mit harmlosen Pillen, eine Brille und Rasiermesser, womit sie hochgradig befriedigt die Rückreise antraten.

Am nächsten Mittag wurde ich vom Sekretär zu der Audienz abgeholt. Fritz mußte mich als Dolmetscher begleiten, Bogiman als Oberbefehlshaber im Lager zurückbleiben.

Das Palais des Prinzen Jamein ist das bestgebaute, geräumigste Schanhaus, welches ich im Laufe meiner Reise

betreten habe, es ist durchweg aus Teakholz aufgeführt und vorzüglich im Stande. Ich wurde über eine weitläufige Veranda in einen großen Raum mit quadratischer Grundfläche geführt, in dessen Mitte mich der Prinz, umgeben von einigen Dutzend Würdenträgern, unter denen sich auch der Premierminister befand, und seinem gesamten Hausgesinde, begrüßte. Er ist ein elegant gebauter Jüngling von etwa 16 Jahren (der Fürst selbst ist 18 Jahre alt) mit ein wenig abgespannten, aber nicht unsympathischen Gesichtszügen, schwarzbraunen Augen und einem Teint von so wunderbarer Zartheit, daß ihn jedes junge Mädchen in Europa darum beneiden könnte. Seine Kleidung bestand aus weiten schwarzseidenen Hosen, schwarzseidener geblümter Jacke und weißem Turban resp. Kopftuch aus gleichem Stoff, die Füße waren nackt, dabei zart und zierlich, wie die einer Odaliske. Wir trugen beide keine Waffen, wenigstens keine sichtbaren; mein geladener Revolver befand sich indessen wohlverborgen in der Hosentasche, denn da die Schans nicht mit Unrecht als falsch und verräterisch gelten, konnte man nicht wissen, ob mir mit dieser Audienz nicht eine Falle gestellt worden war, und für diese Eventualität war ich gesonnen, meine Haut so teuer wie möglich zu verkaufen.

Der Prinz reichte mir die Hand und schien hochgradig verlegen, so daß ich sogleich das Schweigen brach und ihm durch Fritz einige ermutigende Komplimente sagen ließ. Er bot mir darauf einen Stuhl zu seiner Rechten an, während er auf einem thronähnlichen Sessel Platz nahm und Gefolge und Dienerschaft sich ringsum auf dem Boden niederließen. Auf einen Wink des Prinzen rutschten dann eine Anzahl Diener auf den Knieen heran und setzten große silberne Schalen und Lackgefäße mit Orangen, Bananen, Ananas,

süßem Backwerk und Burris zu meinen Füßen als Geschenke nieder, wofür ich mich bei dem sich abwechselnd mit seinen rosigen Fuß- und Fingernägeln beschäftigenden Spender höflichst bedanken ließ. Wir steckten uns darauf jeder eine der acht Zoll langen Burris an, nebenbei bemerkt mit „schwedischen", in Japan fabrizierten Streichhölzern.

Dann wurde ich gefragt, ob es sehr kalt in England sei. Ich bejahte und erklärte gleichzeitig, daß ich kein Engländer, sondern ein Deutscher sei, was scheinbar allgemeine Befriedigung erregte, trotzdem man natürlich keine Ahnung hatte, daß ein Deutschland existierte.

Warum ich nach Chieng Tung gekommen sei.

Ich ließ durch Fritz nun eine sehr hübsch erfundene Geschichte erzählen, wonach ich einen Bruder in Talifu besitze, der daselbst Missionar sei, daß dieser an einer schweren Krankheit leide, und ich als berühmter Arzt und guter Bruder die gefahrvolle weite Reise mache, um ihm meine Hilfe angedeihen zu lassen, kurzum eine Geschichte, wie sie rührender gar nicht gedacht werden kann.

Der wachsbleiche Jüngling schien trotzdem von der Sache wenig ergriffen und meinte nur, es müsse sehr interessant sein, eine derartige Reise zu machen, er selber sehne sich danach, einmal fremde Länder zu sehen — was ich von einem Prinzen, der sein ganzes Leben in Chieng Tung zuzubringen verurteilt ist, sehr wohl begreife, — daß sein Bruder und die Minister ihm jedoch — was ich noch begreiflicher finde — die Mittel zu einem solchen Unternehmen nicht bewilligen wollten.

Er zeigte mir verschiedene, zwischen aufgespannten Pfauenschweifen an den Wänden hängende Revolverbüchsen, Pistolen und einige ringsum im Raume aufgestellte und -ge-

hängte silberne Gefäße, Beteldosen, Spucknäpfe, Elefantenketten und Speere, deren Schäfte mit Silberpapier überklebt waren.

Während dieser ganzen Zeit blieb der Prinz gleichmäßig verlegen und hatte etwas in seinem Wesen, was mich an dasjenige erinnerte, welches ich als Student zur Schau zu tragen pflegte, wenn ich meinem Vater Schulden beichten wollte. Es war mir klar, er mußte irgend etwas auf dem Herzen haben.

Ich glaubte seine Gedanken zu erraten und ließ ihm sagen, es thäte mir unendlich leid, ihm jetzt keinerlei Geschenk machen zu können, daß ich ihm jedoch verspreche, ihm, wenn mich auf meiner Rückreise der Weg wieder nach Chieng Tung führe, meinen Repitierkarabiner zu verehren.

Er schien zwar hoch erfreut über diese Absicht, zupfte aber an seinen Nägeln weiter und fragte endlich errötend, ob ich Medizin bei mir habe.

Das also war des Pudels Kern! Medizin wollte der Junge haben? Jetzt wußte ich genau, woran ich war; denn um was für eine Medizin es sich in diesem Falle handelte, darüber war ich keinen Augenblick im Zweifel, denn jeder Mann im Orient wünscht sich dasselbe Mittel.

„Es ist ihr ewig Weh und Ach, so tausendfach aus einem Punkte zu kurieren."

Ich machte daher das Zeichen der Bejahung und ließ den Prinzen fragen, ob er sehr viele Frauen besitze.

Sofort sah er sich erkannt, der Bann war gebrochen, und indem er selbst aus vollem Halse lachte, gab er damit seinem bisher lautlos dasitzenden Gefolge das Zeichen, ebenfalls in ein homerisches Gelächter auszubrechen, daß der ganze Palast zitterte und bebte.

Jetzt war ich sein Mann, und nicht nur sein Mann, sondern auch der aller Anwesenden, unter denen sich kaum einer befand, der nicht schwer unter den Anforderungen, die das vielseitige Familienleben an den Orientalen stellt, zu leiden hatte. Unter allerhand schlechten Witzen, Gelächter und Gelärme mußte ich versprechen, dem jungen Prinzen nach Kräften helfen zu wollen und wurde endlich unter allgemeiner Begeisterung vor den Palast geleitet. Meine Bitte, ihn photographieren zu dürfen, lehnte Prinz Jamein ab, er hatte indessen nichts dagegen einzuwenden, daß ich eine Aufnahme von den Damen seines Harems mache, die auch sofort herbeigerufen wurden. Als sie aber erfuhren, was für eine Zauberei mit ihnen vorgenommen werden sollte, stoben sie kreischend auseinander, verkrochen sich in allen Ecken des Hauses und waren nicht zu bewegen, wieder zum Vorschein zu kommen, so daß ich unverrichteter Sache meinen Kodak wieder einstecken mußte. Der Sekretär führte mich später auf Wunsch des Prinzen durch die Straßen der Stadt, zeigte mir verschiedene aus Ziegelsteinen aufgeführte Tempel, die im innern wie äußern Teil sehr reich dekoriert sind, sowie das Eingangsthor zum fürstlichen Palaste, der an einem mit Wasservögeln aller Art bevölkerten See gelegen ist, um mich endlich in mein Quartier zurück zu bringen.

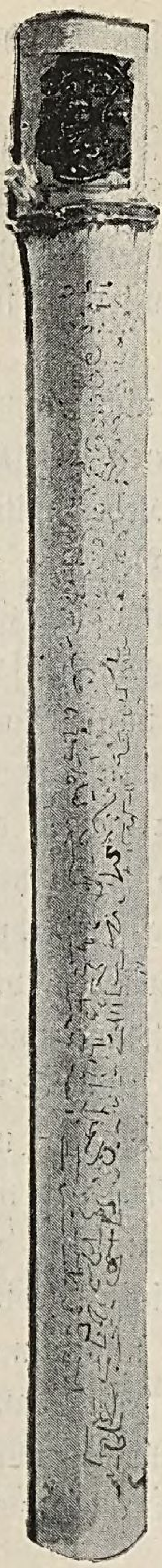
Ich erklärte ihm hier, mit der Anfertigung der gewünschten Medizin beginnen zu wollen, sobald man mir den verlangten Paß bis an die Grenze des Staates Chieng Tung zugestellt haben würde, wobei ich gleichzeitig durchblicken ließ, daß, falls man mir irgendwelche Schwierigkeiten wegen der Weiterreise bereiten würde, man sich auf Unan-

nehmlichkeiten mit der englischen Regierung gefaßt machen könne.

Schon im Laufe des Nachmittags machte sich ein auffallender Umschwung in dem Verhalten der Bevölkerung gegen mich bemerkbar. Ich war kein geächteter Fremdling mehr, sondern eine Persönlichkeit, um deren Gunst man sich bemühte.

Zwar brachte man mir keine Geschenke — nicht einmal diejenigen, die ich bei der „Audienz" vom Prinzen erhalten hatte — aber man verkaufte mir allerhand Lebensmittel und schleppte Blinde, Lahme, Aussätzige und Besessene zu Dutzenden herbei, so daß des Pflasterschmierens und Medizinbrauens kein Ende war und ich mich schließlich genötigt sah, um für die Folge nicht von morgens früh bis in die Nacht hinein in Anspruch genommen zu werden, bestimmte Sprechstunden anzusetzen. Welcher Art die Medizinen waren, die ich zusammenbraute, und die Pflaster, die ich zusammenstrich, will ich hier nicht näher erörtern, da sie sonst ihres Charakters als „Geheimmittel" verlustig gehen würden, verraten sei aber, daß sich, als ich von Chieng Tung schied, merkwürdige Lücken in meinen Mehl-, Salz- und Senfvorräten bemerkbar machten und daß die Flasche mit Worcester-Sauce fast zur Hälfte geleert war. Es that mir oft in tiefster Seele weh, nicht in der Lage zu sein, den Leuten wirklich helfen zu können, aber die wenigen Medikamente, die ich besaß, konnte ich nicht entbehren, und so muß ich mich mit meinen Herren Kollegen vom Fach damit trösten, daß der Glaube an die Kunst des Arztes allein schon oft gesund macht, freilich ebenso häufig auch wohl — selig macht.

Abends erschien der Sekretär wieder, um mir im Auf-



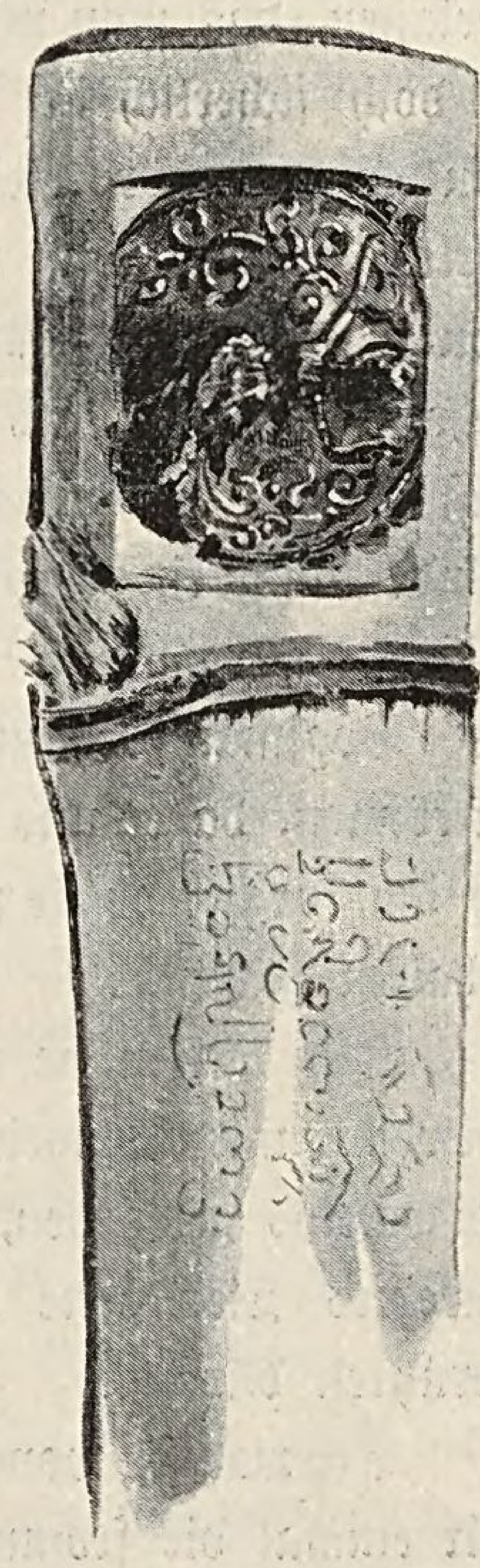
Geleitsbrief vom Tsabwa von Chieng Tung.

trage des Fürsten zu eröffnen, daß man nicht die Absicht hege, mich am Weitermarsch zu hindern, daß mir Seine Hoheit dagegen dringend davon abrate, die Grenze des nördlichen Nachbarstaates Chieng Hung zu überschreiten, da in jenem Lande zur Zeit Krieg und Anarchie herrsche. Der Tsabwa von Chieng Hung sei von seinem Volke entthront worden, außer Landes geflohen und allerorten herrsche daher Mord und Totschlag. Der Fürst hielt es, nachdem er gehört, wie viel Gutes ich seinen Unterthanen erwiesen habe, für seine Pflicht, mich zu warnen. Wolle ich trotzdem weiterreisen, so sei ich selbst für die Folgen verantwortlich. In seinem Lande, hoffe er, würde mir nichts geschehen, und damit seine Unterthanen sähen, daß ich sein Freund sei, übersende er mir den beifolgenden Geleitsbrief.

Mit diesen Worten überreichte mir der Sekretär die Hälfte eines der Länge nach gespaltenen, etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß langen frischen Bambusrohres, in dessen grüne Rinde mit einem Griffel Schanschriftzeichen eingeritzt waren. An einem Ende dieses eigentümlichen Briefes war die Rinde entfernt und auf das flachgeschnittene Rohr in schwarzem Lack das fürstliche Siegel eingedrückt, einen fechtenden Riesen (von den Burmesen Bilu genannt) darstellend. In der Übersetzung lautet dieser Geleitsbrief folgendermaßen:

„5. Tag des Monats Dongha des Jahres 1253.

Brief geschrieben und gesiegelt vom Fürsten und den Richtern von Chieng Tung. Ein Gelehrter aus Europa, Otto Ela, mit fünf Tieren und sechs Menschen, ist auf dem Marsch nach China. Die Ältesten aller Ortschaften im Staate Chieng Tung, die derselbe passiert, werden angewiesen, den Reisenden zu beschützen und nachts sein Lager zu bewachen. Sie sind verantwortlich, daß ihm nichts gestohlen wird und daß keine Räuber ihn überfallen. Handeln sie nicht diesem Befehle gemäß, so wird ihnen der Kopf abgeschlagen."



Siegel des Geleitsbriefes vom Tsabwa von Chieng Tung.

Mehr konnte ich ja eigentlich nicht verlangen, und da ich aus Erfahrung wußte, wieviel ich von den im Lande kolportierten Räubergeschichten zu halten hatte, hätte meinem Aufbruche zum Weitermarsche nunmehr nichts weiter im Wege gestanden, wenn mir nicht plötzlich von einer Seite Schwierigkeiten bereitet worden wären, von der ich das nicht mehr erwartet hatte. Die Yunnanesen, die, solange zu erwarten stand, daß der Fürst von Chieng Tung mir den Weitermarsch verbieten würde, das große Wort geführt und erklärt hatten, mir selbst in die Hölle folgen zu wollen, waren nun, da der Weg frei war, nicht nur ebenso kleinlaut geworden, sondern weigerten sich sogar weiter nach Chieng

Hung zu ziehen. Um mich einzuschüchtern, führten sie mehrere ihnen befreundete, gerade aus Talifu angekommene Karawanenführer zu mir, die allerlei Gefechte unterwegs erlebt hatten und mir die Versicherung gaben, ich könne mich darauf verlassen, daß man mir, wenn nicht bereits in Chieng Hung, so doch sicherlich in Yunnan den Kopf abschneiden würde, von edleren Körperteilen gar nicht zu reden. Trotz allem verlor ich den Kopf vor der Hand noch nicht, erklärte den Leuten vielmehr, schon mit ganz anderen Gesellen zu thun gehabt zu haben, als mit Schans und chinesischen Räubern, daß ich mit afrikanischen Menschenfressern auf Du und Du stände und ein Zaubermittel besäße, selbst die wildesten Männer zu zähmen.

Bogiman behauptete darauf, nicht weiter marschieren zu können, da er und Maizalee nicht bewaffnet seien, worauf ich ihn fragte, ob sie nicht beide von mir vorzügliche Gewehre erhalten hätten.

Das hätten sie wohl, aber nachdem Fritz gestern ihre Gewehre mit Schweinefett geputzt habe, seien dieselben für sie wertlos geworden, da nach dem Koran das Schwein als unreines Tier gelte und sie somit die Waffen nicht mehr berühren dürften.

Sie waren, wovon ich bisher noch nichts bemerkt hatte, mit einmal die frommsten Muselmänner geworden.

Aber wartet nur, Ihr Halunken, ich werde Euch jetzt mit Eurer Frömmigkeit ad absurdum führen, daß es eine wahre Freude sein wird!

In längerer Rede setzte ich ihnen auseinander, welch hohe Achtung ich persönlich vor den Satzungen des Koran habe und wie sehr ich ihre religiösen Gefühle respektiere. Es sei mir jedoch keineswegs entgangen, daß sie hier und

da ein Schanmädchen zärtlich umarmt hätten, und von dem Haare der Schönen des Landes sei nach meinen persönlichen Erfahrungen Schweinefett unzertrennlich; ich sähe daher nicht ein, warum sie sich nunmehr weigerten, die Gewehre in die Hand zu nehmen, denn was den Schanmädchen recht sei, das sei meiner Ansicht nach auch den Flinten billig.

Dieser Auseinandersetzung folgte allgemeine Heiterkeit, und ich hatte gewonnenes Spiel, die eingefetteten Waffen waren kein Hinderungsgrund mehr, wohl aber sollte es jetzt unmöglich sein, Hufeisen für die Lasttiere zu beschaffen und obendrein sollte das Geld, welches der Yunnanese, von dem in Chiengmai die Tiere gemietet worden waren, den Leuten mitgegeben hatte und welches verabredetermaßen bis Talifu für Menschen- und Maultierfutter reichen sollte, schon bis auf den letzten Heller aufgezehrt sein. Ich erklärte darauf, in Zukunft die Verpflegung der Leute und Tiere selbst in die Hand nehmen und auch für die nötigen Hufeisen sorgen zu wollen, dagegen beauftragte ich Bogiman, noch einen zweiten Maultiertreiber anzuwerben.

Der Karawanenverkehr von Chieng Tung war während der Dauer unseres Aufenthaltes ein recht lebhafter, und kein Tag verging, ohne daß nicht eine oder mehrere Karawanen anlangten oder durchzogen. Sie waren meist auf dem Wege von Talifu nach Chiengmai oder umgekehrt, doch langten auch einige Züge von Mandalay an, die den Marsch von dort bis Chieng Tung in 22—24 Tagen gemacht hatten. Ich erfuhr von den Karawanenführern — sie kamen alle aus Yunnan und waren meist Mohamedaner, wie man an den von ihnen mitgeführten Fähnchen mit Koransprüchen und an ihren Turbanen erkennen konnte — daß sie für eine Maultierlast Salz, etwa 130 Pfund, in Moung Hla an der

yunnanesischen Grenze 8 Rupien zahlten und dieselbe in Chieng Tung, d. i. nach 17 Tagemärschen, wieder für 15 Rupien verkauften, daß ihr Hauptgeschäft dagegen in dem Handel mit roher Baumwolle liege, für die sie in Chieng Tung 11 Rupien für 130 Pfund anlegten, um sie später in Yunnan mit 80 Rupien wieder abzusetzen.



Koh Frau.

Am Tage vor unserem Aufbruche hatten wir Gelegenheit, das Leben und Treiben der Stadt an einem Markttage — ein solcher findet überall in den Schanstaaten alle fünf Tage statt — zu beobachten. Schon am Abend vorher waren große Scharen von Landbewohnern mit ihren Waren in die Thore Chieng Tungs gezogen, und in der Frühe des Markttages wurde der Verkehr auf den zur Stadt führenden Wegen mit jeder Minute lebhafter. Da kamen die Schan-Chinesen, ein Halbblut zwischen aus Yunnan eingewanderten Mohamedanern und Schans, hübsche Leute von hohem Wuchs und selbstbewußtem Auftreten, in dunkelblauen Hosen und Jacken mit silbernen Knöpfen, mit runden flachen chinesischen Hüten aus feinem Bambusgeflecht oder dunkelblauem Turban; die Weiber der Koh in sehr kleidsamer Tracht, mit dunkelblauem Tamein oder Lungi,



Kakua.

um den Leib einen Wulst außerordentlich feiner, geflochtener, schwarz gefärbter Rohrringe, langen blauen Jacken mit bunt durchwirkter Borte, blauen Kopftüchern und 2—3 Zoll breiten schweren silbernen Armbändern, mit blauer oder grüner Emaillearbeit oder getriebenen Figuren versehen; dann die Kakua in dunkelblauen Anzügen und roten Turbanen, an der Seite eine kurze Dha in Scheide aus Rohrgeflecht, und ihre Weiber in blauem Lungi mit weißer buntdurchwirkter Borte, gleichfarbiger kurzer Jacke, die fast gänzlich unter einem Schmuck aus chinesischen Kupfermünzen und Kaurimuscheln verborgen ist, sowie mit einem hohen aus Bambusrohr, haselnußgroßen silbernen Perlen und allerlei Samen von Bäumen des Waldes in kunstvoller Weise gefertigten Kopfputz, den sie, nachdem sie das Alter der Mannbarkeit erreicht haben, von ihren Eltern erhalten und der nach ihrem Tode mit ihnen begraben wird, ferner die bereits erwähnten Mussoes und andere mehr.

Es war ein Volksgetümmel, wie es anziehender nicht gedacht werden kann, und wenn ich annehme, daß nahezu 3000 Menschen an diesem Tage in Chieng Tung zusammenströmten, so glaube ich damit eher zu niedrig, als zu hoch gegriffen zu haben. Die meisten Leute trugen ihre Lasten an den Enden eines über die Schulter gelegten Bambusrohres, nur die Kakuaweiber sah ich mit Körben auf dem Rücken, die an einem über das Genick gelegten Holzjoch hingen, dagegen bemerkte ich nirgends, daß Lasten auf dem Kopfe getragen wurden.

Auf dem Marktplatze sind ständige Buden errichtet, in denen die Verkäufer gegen ein Entgelt ihre Waren ausstellen können, die meisten aber — so namentlich die Landweiber — ziehen es vor, unter freiem Himmel ihre Schätze auszubreiten.

An Feldfrüchten und Gemüsen waren hauptsächlich zur Stelle: Reis, Bohnen, Erbsen, weiße und rote Rüben, Zwiebeln, süße Kartoffeln, Wassernüsse, gepreßtes grünes Wassermoos, welches zum Curry gegessen wird, Baumwolle, Tabak, Zucker und Thee; an Obst: Orangen, Ananas, Bananen, sowie saure hellrote kleine Pflaumen. Rind- und Schweinefleisch waren im Überfluß vorhanden, Geflügel und Eier selten und Wild überhaupt nicht zu sehen.

Die Gilde der Topfmacher fand ich derartig stark vertreten, daß ich annehmen muß, die Dienstmädchen in den Schanstaaten gehen mit ihren Koch- und Speisegeschirren nicht vorsichtiger um, als ihre deutschen Kolleginnen. Trommeln in allen Größen für Tempel und Hausbedarf wurden zu Hunderten feil geboten, doch schien das Angebot ungleich stärker zu sein, als die Nachfrage. Bei einem Schwertfeger erstand ich eine prächtige Dha für 3 Rupien. Das Eisen zu den Dhas kommt, so behauptete der Mann, von Moulmein, stammt also wohl aus England.

Besonders interessierten mich die Herren Doktoren, die die unglaublichsten Dinge vor sich ausgebreitet hatten, als da sind: Tigerkrallen, Hirschhörner, Schweins- und Hundezähne, Katzenpfoten, Schlangenhäute, Schädel von Vögeln und Säugetieren, sowie allerlei Feld-, Wald- und Wiesenwurzeln, Pillen, Pulver und widerlich duftende Flüssigkeiten, darunter das Blut des Nashorns und Tigergalle. Es kam mir vor, als würde ich von meinen Herren Kollegen mit scheelen Blicken angesehen, denn zweifellos ging ihr Geschäft heute weniger gut, als an anderen Markttagen, da viele ihrer Kranken es vorzogen, den weißen Medizinmann zu konsultieren, zumal von diesem die kostbarsten Mittel unentgeltlich verabfolgt wurden. Als einer der Herren Doktoren

mich höhnisch aufforderte, ihm etwas abzukaufen, ließ ich ihm ebenso höhnisch sagen, ich sei selber Bauernfänger und ging meines Weges.

Das Einfuhrgeschäft liegt hauptsächlich in den Händen von Schans und eingewanderten Burmesen, auch traf ich einige indische Mohamedaner. An deutschen Waren fehlte es nicht. Da waren in erster Linie Blechdosen, kleine Spiegel, neusilberne Löffel, Messer, Beteldosen aus Nickel und Nähnadeln, daneben billige und bunte Tuche, bedruckte Tapeten, Seifen und Glasperlen in großer Menge, endlich Anilinfarben von Meister, Lucius & Brüning, Wm. Noetzel u. Co., Griesheim am Main, sowie aus dem Farbwerk Friedrichsfeld i. Baden.

England war in erster Linie mit Garnen und Baumwollenstoffen, von denen freilich ein großer Teil aus Indien stammte, Frankreich mit buntem Papier, Österreich mit bunten feinen baumwollenen Litzen für die Quasten der Schanhüte, die Schweiz mit kondensierter Milch und Trikotjacken und Japan mit „schwedischen" Streichhölzern vertreten. Schon an anderer Stelle (Rubinminen Ober-Burmas) habe ich mich über den Massenverbrauch kondensierter Milch in Burma und den Schanstaaten ausgelassen. Steinschloßgewehre von den San Daus gefertigt, wurden auf dem Markte mit 10 Rupien das Stück bezahlt.

Da sich der Transport von Federvieh auf den Lasttieren als wenig empfehlenswert herausgestellt hatte, wir jedoch genötigt waren, uns für den Marsch bis Chieng Hung in der Hauptsache mit Enten und Hühnern zu verproviantieren, engagierte ich einen 17jährigen Jungen, Halbblut zwischen einem Schan und einer Burmesin, für 10 Rupien den Monat als Geflügelträger, nebenbei aber auch —

er verstand burmesisch — als Dolmetscher, denn weder Fritz noch Boginan konnten sich mit den Schans hinreichend verständigen. Er hieß Hpo-win und war seines Zeichens Ballettänzer des Fürsten von Chieng Tung, wofür er eine Monatsgage von $2^1/_2$ Rupien aus der Privatschatulle des hohen Herrn erhielt. Seine Gattin, die mir eines Abends ihre Aufwartung machte, war die Prima Ballerina Seiner Hoheit, ein allerliebstes Weibchen mit frischem, freundlichem Gesichtchen, die sich sehr um ihren Gatten besorgt zeigte und zu fürchten schien, er würde ihr entführt werden, was für sie freilich ein um so herberer Verlust gewesen wäre, als sie ihren Hpo-win nicht nur zärtlich liebte, sondern ihn sich — er war vorher Sklave gewesen — für 70 Rupien gekauft hatte. Ich beruhigte sie nach Möglichkeit, schenkte ihr eine Talmikette und erwies ihr auch sonst allerhand kleine Aufmerksamkeiten, so daß sie ihren Mann in Gottes Namen ziehen zu lassen versprach.

Am Vorabende unserer Abreise erschien der Sekretär, um die inzwischen fertig gewordene Medizin für den Prinzen Jamein zu holen und mir für seine Person ein einer vierkantigen Schlummerrolle gleichendes gesticktes Kopfkissen, sowie einige mit bunten Figuren durchwebte baumwollene Handtücher, die seine Frau für mich angefertigt hatte, als Geschenke zu überreichen. Auch Fritz und Boginan erhielten solche Handtücher, und ich war über diese unerwartete Liebenswürdigkeit des Mannes so ergriffen, daß ich ihm eine Brille zu eigenem Gebrauch und eine Halskette für seine Frau verehrte.

Von dem Prinzen brachte er mir Grüße und bat auf Wunsch desselben um eine Bescheinigung in englischer Sprache,

daß er — der Prinz — mein Freund sei und sich in jeder Hinsicht als solcher gegen mich benommen hatte.

Bereitwilligst stellte ich ihm auf einem großen Bogen Konzeptpapier das gewünschte Zeugnis aus, drückte mein Siegel darunter und beklebte den Bogen, um mir selbst und gleichzeitig dem Dokumente den Anstrich besonderer Wichtigkeit zu geben, mit einigen abgestempelten indischen Briefmarken, denen das Bildnis der Königin von England aufgedruckt ist. Dem Sekretär gab ich dann noch Verhaltungsmaßregeln wegen der Medizin, die vom Prinzen genau um Mitternacht, nachdem der neue Mond gesehen worden sei, genommen werden sollte, überreichte dem Pungi und meinen Freunden, den Moung Yin, einige große Körbe mit Orangen — hundert Stück kosteten etwa 1,20 Mark — als Abschiedsgabe und konnte mich somit beruhigt zum letzten Male in Chieng Tung aufs Faulbett legen. Bei allen Wundertränken, mit denen ich die Großen des Landes beglückte, ließ ich es niemals an möglichst komplicierten Vorschriften wegen der Zeit und Örtlichkeit fehlen, zu der, resp. an welcher das Einnehmen zu erfolgen habe. War z. B. in den nächsten Tagen Vollmond zu erwarten, so gab ich eine ganz bestimmte Stunde in der Nacht des Neumondes als die geeignete an und umgekehrt. Ich war dann bereits über alle Berge, wenn das Einnehmen erfolgte und es sich hinterher herausstellte, daß die erwünschte Wirkung umsonst auf sich warten ließ. Auf der anderen Seite blieb mir, für den Fall, daß ich gezwungen werden würde, auf dem gleichen Wege zurückzukehren, immer die Ausrede, man habe die Medizin jedenfalls nicht genau nach Vorschrift oder zur festgesetzten Stunde genommen, so daß ich stets gedeckt war.

Von Chieng Tung nach Chieng Hung.

Der Morgen des 6. März war bitterkalt, und zähneklappernd schlüpfte ich in meine Kleider. Da Hpo-win, der Geflügelträger, Hof-Ballettänzer und Dolmetscher, trotz seines gestern erhaltenen Vorschusses nicht antrat, wurde Fritz ausgesandt, ihn zu holen. Aus den Armen seiner schluchzenden Gattin gerissen, wurde das kleine, vor Frost zitternde Männchen angebracht und bat flehentlichst, von seinen eingegangenen Verpflichtungen wieder entbunden zu werden, da seine Frau ohne ihn sterben müsse. Ich war indessen hartherzig wie ein Schweineschlächter und befahl ihm, ohne Murren seine Hühner und Enten in die für dieselben beschafften Körbe zu packen und seine Last fertig zu machen. Inzwischen war Radja von der Weide gekommen, und zu meiner schmerzlichen Überraschung zeigte sich's, daß er am rechten Hinterschenkel verwundet war. Ich hielt die Verletzung anfangs für eine ihm von einem der Maultiere beigebrachte Bißwunde von nur oberflächlichem Charakter, bis sich später während der Reise herausstellte, daß sie etwa acht Zoll tief ins Fleisch ging und daher nur von dem Horne eines wilden Büffels herrühren konnte.

Jedenfalls lahmte der Wallach zur Genüge, um unser gewohntes Marschtempo nicht unwesentlich zu verlangsamen.

Auf eine Heilung der Wunde warten wollte ich unter keinen Umständen, da ich mit jedem Tage fürchten mußte, daß mir die Yunnanesen neue Schwierigkeiten bereiten würden. Auf den verwundeten Schecken konnte daher, so leid es mir that, keine Rücksicht genommen werden.

Mit dem neu angenommenen Maultiertreiber, einem schmutzig und verlumpt aussehenden Individuum Namens Lali, und Hpo-win zählte unsere kleine Karawane nunmehr im ganzen sieben Köpfe. Wir zogen durch die Stadt hindurch und zum Nordthore hinaus, um hier in eine weite fruchtbare Ebene mit Reisfeldern und saftigen Weiden zu gelangen, auf denen Rinderherden und Ponys grasten. Schon gegen Mittag bezogen wir an einem Flusse inmitten reizender Landschaft mit blühenden Pflaumenbäumen im Schatten einer Bambusgruppe Lager, da die Maultiertreiber, die von nun ab den Weg in ihre Heimat genau kannten, behaupteten, wir würden erst nach weiteren sechs Stunden wieder Wasser antreffen.

Auf leidlichen Wegen ging es am nächsten Tage bergan durch Kiefern- und Laubwald, in dem hie und da eingesprengte Taungya-Kulturen, sowie einzelne Theegärten, die ersten, die wir sahen, auf umwohnende Menschen schließen ließen. Wir passierten indes nur eine kleine verlassene Ansiedelung und begegneten außer einer mit Salz und Rohseide beladenen Maultierkarawane, deren Treiber uns mitteilten, daß sie in den letzten Nächten drei Tiere durch Tiger verloren hätten, keinem menschlichen Wesen. Im Walde fand ich neben wildwachsendem Thee auch viele Exemplare der Ficus elastica, so namentlich solche in hervorragender Größe

auf unserem Frühstücksrastplatze in einer Höhe von 4000 Fuß. Nach achtzehn Meilen ermüdenden Marsches lagerten wir an den Ufern eines fischreichen, in einer Breite von etwa hundert Fuß zwischen waldigen Ufern dahinströmenden Flusses, des Checha Yang, in dem Menschen und Tiere sich zum ersten Male, seit wir das letzte Lager von Chieng Tung verlassen hatten, wieder an einem Bade erfrischten.

Für diejenigen Leser, die annehmen, daß ein Reisender in der Wildnis notgedrungen mit unsäglichen Entbehrungen zu kämpfen habe, dürfte eine kurze Schilderung meiner Lebensweise in den Schanstaaten lehrreich sein und sie gleichzeitig über das Los des armen Forschers beruhigen.

In aller Frühe zwischen 4 und 5 Uhr brachte Fritz mir eine mit Ei und Zucker abgerührte große Tasse Kakao, die vollkommen genügte, Leib und Seele bis zum Frühstück, welches in der Regel zwischen 12 und 2 Uhr, je nachdem sich früher oder später ein günstiger Rastplatz fand, zusammenzuhalten. Mehr zum Zeitvertreib, als zur Stillung des Hungers wurden unterwegs, falls solche zufällig hatten eingekauft werden können, Orangen oder Bananen genascht.

Das Frühstück bestand aus kaltem Huhn oder kalter Ente, gekochten Bohnen, Chupatties d. h. flachen stets frisch aus Weizenmehl und Wasser bereiteten Kuchen, Spiegel- oder Rühreiern, Thee und Obst. Sobald wir ins Lager kamen, kochte Fritz mir eine Tasse Thee, und um sechs Uhr wurde die Hauptmahlzeit eingenommen, nämlich ein Teller kräftiger Erbsen- oder Bohnensuppe, gebratenes Huhn, bezw. mit Bananen gefüllte gebratene Ente, die Vadiwal unter meiner Anleitung in einer wahren Vollkommenheit zuzubereiten gelernt hatte, geröstete süße Kartoffeln oder gekochte Bohnen, dann irgend ein Currygericht aus Papageien,

Tauben oder Eiern und endlich als süße Speise gebackene Bananen.

Gelegentlich brachte ein erlegter Kranich, Hornvogel oder anderes Wild einige Abwechslung in den Speisezettel. Ausnahmsweise war freilich auch, namentlich später, bevor wir Tonking erreichten, Schmalhans Küchenmeister, aber im allgemeinen wurde von der eben angegebenen Lebensweise wenig abgewichen.

Hausfrauen und solche, die es werden wollen, ebenso Reisende wird es, glaube ich, interessieren zu erfahren, wie man sich mit einem eisernen Kochtopf einen vorzüglichen Backofen herstellen kann. Der Boden des Topfes wird etwa zwei Zoll hoch mit trockenem Sand bedeckt und darauf ein Blechteller oder eine Schüssel mit dem betreffenden Vogel oder Fleischstücke gestellt, der Deckel des Topfes geschlossen und das Ganze mit glühender Holzasche bedeckt. Die Sanddecke des Bodens verhindert ein Anbrennen, die Hitze ist auf allen Seiten eine gleichmäßige und daher das Resultat fast immer ein goldig-brauner saftiger Braten. Mein Tisch war, gleichviel ob in Afrika oder Asien, stets auf das sauberste mit weißem Linnen und gut geputztem Silberzeug gedeckt, dem einzigen, was vielleicht mit meiner sonst so ostentativ zur Schau getragenen Armut nicht harmonierte; auch fehlte es, wo es irgend möglich war, solche zu erhalten, nie an frischem Blumen- oder Farnkräuterschmuck, alles Dinge, auf die ich um so größeren Wert lege, je weiter ich mich von aller Civilisation entfernt fühle.

Die Yunnanesen lebten nicht viel schlechter als ich, denn sie pflegten das Geld, welches ich ihnen für ihre eigene und der Maultiere Verpflegung gab, größtenteils für sich allein auszugeben, was natürlich vielfach Anlaß zu

Ärgernissen gab. Fritz, Vadiwal und Hpo-win waren dagegen von rührender Genügsamkeit, nährten sich fast ausschließlich von Reis, Thee und Zucker, den sie — er war sehr billig und kostete etwa 5 Pfennige das Pfund — ebenso wie Zuckerrohr in großen Mengen verbrauchten.

Zuweilen machte ich jedem von ihnen ein Huhn zum Geschenk, und nirgend traten dann die verschiedenen Charaktereigenschaften von Fritz und Vadiwal besser hervor, als in der Art und Weise, wie sie diese Geschenke verwerteten. Während Fritz sein gebratenes Huhn mit jedermann im Lager teilte und den geringsten Teil für sich selbst nahm, ging Vadiwal, nachdem er seinen Dienst gethan hatte, irgendwo an einen versteckten Ort, um sich dort seinen Braten zu bereiten und denselben bis auf den letzten Rest allein zu verspeisen. Nicht selten aber trug Fritz das ihm geschenkte Huhn tagelang mit sich, um es für schlechte Zeiten aufzuheben und dann auf meine Tafel zu bringen. Er war überhaupt ein Prachtjunge, dieser Fritz, und ein Mensch, in dem die edelsten Eigenschaften des Europäers mit denen des Burmesen in wunderbarster Weise vereint waren.

Wo immer wir im Lager Besuch von Eingeborenen erhielten, erregten bei denselben die Illustrationen der von mir mitgenommenen Reisewerke, besonders diejenigen in Colquhouns „Amongst the Shans“, das lebhafteste Interesse. Für Landschaftsbilder hatten die Leute wenig Verständnis, um so mehr gefielen ihnen die Abbildungen aller möglichen ihnen bekannten Stämme und vor allen Dingen die Darstellungen der verschiedenen Ackergeräte, Gebrauchsgegenstände und Waffen. Für die abgebildeten Stämme gaben sie fast in jedem Dorfe andere Namen an, ein Beweis dafür, wie schwierig es für einen Reisenden ist, sich mit seinen Kollegen

stets in Übereinstimmung zu befinden. Auch einen und denselben Fluß lernten wir zuweilen unter vier, fünf und mehr verschiedenen Bezeichnungen kennen.

Am vierten Tage, nachdem wir von Chieng Tung aufgebrochen und abwechselnd durch Wald und fruchtbares, reichbebautes Ackerland gezogen waren, auf dem neben Reis, Tabak und Zuckerrohr auch Mohn zur Opiumgewinnung gebaut wird, überschritten wir bei dem großen Dorfe Moung Talo die Grenze zwischen Chieng Tung und Chieng Hung und bezogen unser erstes Lager in letztgenanntem Staate in einem Walde, unweit der kleinen Dorfschaft Jin Lai. Wir erfuhren hier, was uns bekanntlich auch schon in Chieng Tung berichtet worden war, daß nämlich der Tsabwa (Fürst) von Chieng Hung entthront sei und Krieg im Lande herrsche, so daß wir unmöglich weiter marschieren könnten, wovon ich wiederum kein Wort glaubte, da ich die Schans zur Genüge als gewohnheitsmäßige Lügner zu kennen glaubte. Die Schans von Chieng Hung, von den südlicher wohnenden Schans wie von den Burmesen „Lu" genannt, tragen blaue Gewänder mit hellfarbiger Borte, dazu chinesische Schuhe und vielfach auch chinesische Hüte. Die meisten von ihnen sind tätowiert gleich den übrigen Schans, zeichnen sich aber durch eine hellere Hautfarbe aus. Ob sie hier bereits mit den chinesischen Stäbchen essen, weiß ich nicht, fand jedoch später, daß sie sich in der Hauptstadt Chieng Hung derselben fast ausschließlich bedienen. Die Weiber tragen, zum Unterschiede von den südlichen Schans und den Burmesinnen, an den Seiten geschlossene, in allen möglichen Farben quer gestreifte und mit breitem schwarzem Saum versehene Lungis, mit deren oberen Enden sie auch die Brüste zu bedecken pflegen. Als Kopfbedeckung sieht man bei ihnen meist

schwarze, über der Stirn kreuzweise gewundene Turbane. Silberne Reifen am Ober- und Unterarm trifft man vielfach als Schmuckgegenstände.

Ich schoß nicht weit vom Lager einen grauen Kranich mit roter Haube (Grus Antigone), der von Flügelspitze zu Flügelspitze 2,32 Meter maß. Das Fleisch verteilte ich unter die Leute der Karawane und ließ nur die Leber, die sich als zart und wohlschmeckend herausstellte, für mich braten.

Gegen Abend unterzog ich die Wunde des immer noch arg verstimmten Radja einer eingehenden Untersuchung, bei der sich zeigte, daß dieselbe acht Zoll tief und völlig in Eiterung übergegangen war. Wir machten nun ein hübsches Spritzchen aus Bambusrohr — aus Bambus kann man eben alles machen — und reinigten mit Hilfe dieser Spritze den Eiterkanal gründlich mit Karbolwasser, was von nun ab, bis nach etwa vierzehn Tagen Heilung eintrat, täglich morgens, mittags und abends wiederholt wurde. Um den Kanal offen zu halten, wurde er auf Bogimans Rat mit vorher sorgsam gewaschenen Kräutern vollgestopft.

Am nächsten Tage ging es weiter. Wir begegneten keinem Menschen und erreichten um 11 Uhr das große, aber gänzlich verlassene Dorf Moung Pan. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß die Bewohner erst vor wenigen Tagen die Flucht ergriffen hatten, es mußte also doch etwas Wahres an den Gerüchten von Krieg und Anarchie im Lande sein, und ich machte mich daher jeden Augenblick darauf gefaßt, die kleinen Herzen der Yunnanesen in ihre weiten Hosen fallen zu sehen; auch von Vadiwals Herzen wäre das Gleiche zu erwarten gewesen, wenn er Hosen gehabt hätte, aber er hatte keine, sondern bedeckte seine Blößen in der Hauptsache mit einem burmesischen Lungi, welches er irgendwo gemaust

haben mußte, dazu trug er eine alte engliche Soldatenjacke und seinen feuerroten Madrassi-Turban, denn mit dem Versuche, denselben durch eines meiner Tellertücher zu ersetzen, hatte er tags zuvor recht schmerzhafte Erfahrungen gemacht.

Das verlassene Dorf schien jedoch im Gegenteil all diesen schwachen Seelen Mut zu verleihen. Etwas rauben und plündern, ohne einen Feind zu sehen, das paßte ihnen gerade, und ich ließ sie denn auch nach Herzenslust unter dem zurückgelassenen Gerümpel herumstöbern. Freilich, als sie am nächsten Morgen allen möglichen Trödelkram als Kriegsbeute auf die Maultiere laden wollten, legte ich ein energisches Veto ein und sämtliche mühsam zusammengetragenen alten Hüte, Schemel, Töpfe und Körbe mußten zurückgelassen werden. Begreiflicherweise wollten meine Leute in dem verlassenen Dorfe die günstige Gelegenheit benutzen, einmal wieder unter Dach und Fach zu nächtigen. Da mir das indessen wegen eines vielleicht zu erwartenden nächtlichen Überfalles nicht geraten schien, verließen wir gegen Abend das Dorf und schlugen unser Lager außerhalb auf freiem Felde auf. Wir trafen hier mit einer sich auf dem Wege nach Talifu befindenden Karawane zusammen, die nicht wagte weiterzuziehen und vorläufig auf nähere Nachrichten über die Zustände in der Hauptstadt wartete. Bei derartigen Begegnungen gab es regelmäßig Ärgernisse mit Bogiman, der seine Pflicht als Dolmetscher zwischen mir und seinen Landsleuten keineswegs in zufriedenstellender Weise auffaßte und erfüllte.

Trafen wir eine Karawane, die von nicht zum Islam sich bekennenden Chinesen geführt war, so weigerte er sich überhaupt, mit diesen, von ihm wie die Sünde gehaßten Menschen, — in der letzten Revolution der Mohamedaner

in Yunnan waren seine Eltern und sämtlichen Geschwister von den chinesischen Truppen niedergemacht worden, — in irgend welchen Verkehr zu treten, und seinen eigenen Glaubens- und Stammesgenossen gegenüber schien er sich wieder entweder seiner Stellung als Dolmetscher eines Europäers zu schämen, oder es schickte sich seiner Ansicht nach nicht, gerade die Fragen zu stellen, die ich beantwortet zu sehen wünschte. Kurzum er unterhielt sich mit den Leuten nur über Gegenstände und Begebenheiten, die ihn persönlich interessierten und beantwortete mir meine Fragen ganz wie es ihm beliebte. Als Diener leistete er absolut gar nichts und mit den beiden Maultiertreibern Maizalee und Lali lag er sich, da er sie als seine Untergebenen ansah, beständig in den Haaren, so daß er sich im allgemeinen recht entbehrlich machte. Aber er war eine so komische Erscheinung, eine so drollige Persönlichkeit, daß ich mich weit mehr über ihn amüsierte als ärgerte, und außerdem war ein Mann mehr, namentlich ein Mann wie Bogiman, der einen Pony besaß und stets ritt, für das Ansehen der Karawane von Bedeutung. Ich mußte mich nebenbei auch mit der Hoffnung trösten, daß er mir in seinem Vaterlande später vielleicht von unberechenbarem Nutzen werden konnte.

Während des folgenden Marschtages passierten wir wiederum mehrere verlassene Ortschaften, überschritten einen bewaldeten Höhenzug und kamen gegen Abend in die Nähe eines kleinen Dorfes, Moung Hung mit Namen, dessen Bewohner nicht geflohen waren und uns, als wir unser Lager aufgeschlagen hatten, besuchten. Wir erfuhren von ihnen, daß die meisten Bewohner der Ebene mit Hab und Gut in die Berge geflüchtet wären, um den Steuereintreibern des jetzigen Regenten zu entgehen. Der Fürst sei zwar von

seinen über Gebühr geschundenen Unterthanen vor kurzem vom Throne und außer Landes gejagt, aber die Taxen seien trotzdem nicht niedriger geworden, so daß die Leute oft Haus und Hof im Stiche ließen, um irgendwo im Walde verborgen ein kümmerliches aber ungestörtes Dasein zu führen. Unsere Besucher machten einen ebenso friedlichen wie einfältigen Eindruck (ich meine einfältig im biblischen Sinne) und bekundeten lebhaftes Interesse für alle meine Toilettengegenstände, namentlich die Zahn-, Nagel- und Haarbürsten. Die mehrfache Anwendung eines Schnupftuches, eines bisher bei ihnen nie gesehenen Gegenstandes, erregte jedesmal stürmische Heiterkeit. Man schien mich übrigeus nebenbei für ein mit ganz besonderen Gaben ausgestattetes Wesen zu halten; denn abgesehen davon, daß ich Besessene durch Berührung mit dem Zeigefinger heilen sollte, verlangte man auch von mir, im Dorfe denjenigen ausfindig zu machen, der vor etwa einem Monat der Tochter des Ortsvorstehers ein seidenes Tuch gestohlen hatte. Ich schützte indessen Müdigkeit vor und ließ mich für diesen Abend auf irgend welchen Hokuspokus nicht weiter ein.

Als wir gegen Mittag des nächsten Tages noch nicht an einen zur Rast geeigneten Platz gelangt waren, trabte ich vorauf, um mich nach einem kühlen Winkel mit Wasser und Weide in der Nähe umzusehen. Es wurde jedoch ein Uhr, bevor ich solchen an fröhlich plätscherndem Bächlein mit überhängenden Baumkronen gefunden hatte. Bald darauf erschienen Fritz, Vadiwal und der Ballettänzer mit Pig, der sich mit seiner lang heraushängenden schwarzen Zunge sofort ins Wasser stürzte. Von den Maultieren und Yunnanesen war dagegen nichts zu sehen. Sie waren, wie ich erfuhr, auf Bogimans Befehl zurückgeblieben, um zu

rasten und ihr Frühstück einzunehmen, und wir saßen infolge dessen da ohne Proviant und Kochgeschirre. Wir warteten eine Stunde, kein Maultier kam. Endlich — es mochte gegen 3 Uhr sein, und ich war gerade dabei, etwas abseits vom Wege ein Bad im Bache zu nehmen — hörte ich das Schellengeläute unserer Karawane und schickte mich daher sofort an, wieder in meine Kleider zu fahren, um Bogiman einen tüchtigen Rüffel zu erteilen und in der Hoffnung, mich dann über ein kaltes Huhn hermachen zu können, denn ich hatte einen Bärenhunger. Zu meiner Überraschung entfernte sich jedoch das Schellengeläute mehr und mehr, um schließlich ganz zu verstummen.

Als ich Fritz fragte, was das zu bedeuten habe, erzählte er, er habe den Leuten befohlen, anzuhalten. Bogiman habe aber erklärt, die Zeit des Haltens sei vorüber, man habe keine Lust, sich nach meinen Launen zu richten, sondern mache Rast, wenn man hungrig sei, und marschiere, wenn man sich gesättigt habe. Na, da hörte aber denn doch alles auf, und man braucht wahrlich keine so herrschsüchtig angelegte Natur zu sein, wie ich es bin, um dennoch über eine solch bodenlose Unverschämtheit aus der Haut zu fahren. Das geschah auch, soweit meine Haut es irgend gestattete, und die Yunnanesen konnten ihrem Schöpfer danken, daß sie sich bereits außer Schußweite befanden, sonst hätte ich in der Hitze der Erregung wahrscheinlich Bogimans „Tschoë" über den Haufen geschossen, um die Karawane zum Stehen zu bringen, wenn nicht selbst Schlimmeres passiert wäre.

Nachdem Radja wieder gesattelt war, ritt ich, eine lustige Weise pfeifend — was ich, wenn ich innerlich erregt bin, stets zu thun pflege — den Ausreißern in erzwungener Ruhe nach. Wir trafen den kleinen Trupp unter Bogimans Führung

nach kurzer Zeit in einer Waldlichtung damit beschäftigt, die Lasten abzuladen, scheinbar in der Absicht, Nachtlager zu beziehen. Als die Leute indessen sahen, daß ich, ohne von ihnen Notiz zu nehmen, weiter ritt, hielten sie es doch für ratsam, mir zu folgen.

In der Nähe des Dorfes Tong Tam fand ich unter mächtigen Bäumen, neben einer üppig grünenden Wiese einen der schönsten Lagerplätze, die ich überhaupt auf meinen Reisen getroffen habe, und erwartete hier die Missethäter, um ein fürchterliches Gericht über sie abzuhalten.

Als sie angelangt waren, ließ ich ihnen vorerst Zeit, das Lager herzurichten, und mir selber in aller Ruhe mein Frühstück, — wenn man eine Mahlzeit um fünf Uhr nachmittags so nennen kann — einzunehmen.

Erst als ich mir nach Beendigung desselben eine Pfeife angezündet hatte, rief ich Bogiman und seine Landsleute zum Gewehrappell, wie ich ihn häufig abends abzuhalten pflegte, und nahm ihnen bei dieser Gelegenheit die Waffen ab. Dann eröffnete ich ihnen, daß nur einer und zwar ich Herr sei in der Karawane, daß ich einen anderen Willen neben dem meinen nicht kenne und jeden Menschen, der sich mir nicht füge, als meinen Feind betrachte. Man habe sich heute nicht nur meinem Willen nicht gefügt, sondern sich gegen denselben aufgelehnt, dafür werde jeder Schuldige in eine Strafe von zwei Rupien genommen, mit Ausnahme von Bogiman, der außerdem an Fritz, Badiwal und den Ballettänzer noch je zwei Rupien Entschädigung zu zahlen habe dafür, daß sie ihr Frühstück zu spät erhalten hätten, gleichzeitig sei er auf der Stelle entlassen. Fritz hatte meinem Befehle gemäß während dieser Rede die Maultiergeschirre an sich genommen und stand mit geladenem Karabiner da,

als wolle er eher sein Leben lassen, als seine Beute herausgeben.

Bogiman erklärte, er nehme seine Entlassung an, mit ihm zugleich aber würden Maizalee und Lali ihren Dienst kündigen. Als ich diese daraufhin fragte, ob sie vorzögen, ohne Geld und Maultiere heimzukehren, oder mich ferner zu begleiten, entschlossen sie sich, im Innern über den Sturz des sie schindenden Bogiman hoch erfreut, für letzteres, und dieser mußte seinen Rückzug allein mit seinem kleinen „Tschoë" antreten.

Die Dorfbewohner hatten von unserer Ankunft noch nichts erfahren, und wir verbrachten somit einen ruhigen Abend, ohne irgendwelche Besucher. Am andern Morgen strömten dieselben aber in Scharen herbei und brachten allerlei Lebensmittel, für die sie ganz exorbitante Preise forderten, wie z. B. eine Rupie für ein Huhn und das Doppelte für eine Ente. Als wir sie mit ihren Waren infolge dessen abfallen ließen, wurden sie unverschämt und vollführten derartigen Unfug, daß ich Fritz zum Ortsvorsteher schickte und diesen ersuchte, Ruhe zu schaffen.

Er erschien, vollkommen wie ein Chinese gekleidet, mit Zopf und seidener runder Kappe, um mich zu bitten, bei seinen Leuten heute fünf gerade sein zu lassen, da im Dorfe das Fest der „Grundsteinlegung" zu einem neuen Tempel begangen würde. Außerdem verlangte er Geschenke. Mit solchen war er scheinbar nicht sonderlich verwöhnt, denn er freute sich wie ein Kind über einen Schreiballon, einige Angelhaken und Nähnadeln. Seine Einladung, ihn zum Festplatze zu begleiten, nahm ich ohne Bedenken an, zumal wir ohnehin gezwungen waren, einen Rasttag zu machen, um Reis und Paddi einzukaufen, zu welchem Zwecke Lali,

der behauptete, die billigsten Bezugsquellen im Lande zu kennen, mit zwei Rupien in die umliegenden Berge gesandt worden war.

Auf dem Festplatze wurden wir mit allgemeinem Jubel empfangen, man umringte und umarmte mich, wobei ich eine derartige Anziehungskraft meiner Uhr zu bemerken glaubte, daß ich es für geraten hielt, sie in die Hosentasche zu stecken. Der für den neuen Tempel bestimmte Platz lag auf einem Hügel mit hübschem Blick über Dorf und Umgegend. Ein in der Mitte desselben stehender, mit bunten Bändern und Fähnchen geschmückter Pfahl bezeichnete die Stelle, wo sich das geplante Bauwerk erheben sollte, daneben lagen Teakholzbalken und Bambusrohre als Baumaterialien. In der Nähe des Bauplatzes war eine niedrige Tribüne errichtet, besetzt mit Betel kauenden und Burri rauchenden festlich gekleideten Damen, die plaudernd dem Tanze der Männer und den bei den Klängen einer Musikbande aufgeführten Scheingefechten zusahen.

Das lebhafteste Interesse bei jung und alt erregte jedoch das Aufsteigen einiger Dutzend großer Bambusraketen. Wer mir früher von einem Lande erzählt haben würde, in dem man Feuerwerke grundsätzlich am hellichten Tage und niemals bei Nacht abzubrennen pflegt, den würde ich für einen Spaßvogel allerersten Ranges gehalten haben; seit meiner Reise durch die Schanstaaten und den Erfahrungen, die ich später in Japan gemacht, erzähle ich solche Sachen aber selber.

Man denke sich ein gegen 20 Fuß langes trockenes Bambusrohr und an dessen Spitze neben einem etwa 5 Fuß langen, mit Pulver gefüllten Rohr ein ganzes Bündel einfacher Bambusflöten in allen möglichen Größen befestigt.

Diese Riesenrakete wird in einem Winkel von etwa 45° gegen ein Gerüst gelehnt und von dem auf letzterem stehenden Oberfeuerwerker, nicht selten einem Pungi, vermittelst einer Fackel, gleich jeder anderen Rakete, in Brand gesetzt. Mit enormem Getöse, Gezische und Gepfeife in allen Tonarten, auf welche die Flöten gerade abgestimmt sind, saust das Untier in hohem Bogen durch die Luft, um in größerer oder geringerer Entfernung wieder zu Boden zu fallen. Die Schans sind nun aber praktische Leute, die ihr Geld nicht nutzlos in Feuerwerken verpuffen, sondern das Angenehme mit dem Nützlichen, d. h. in diesem Falle das Raketensteigenlassen mit dem Hazardspiel verbinden, indem sie auf die verschiedenen Raketen wetten, wie etwa auf Distanzreiter und Rennpferde. Wessen Rakete am weitesten von dem Gerüst zu Boden fällt, der gewinnt die auf die übrigen gemachten Einsätze. Aus dieser Beschreibung wird erhellen, daß ein solches Distanz-Feuerwerk im Dunkeln nicht wohl abgebrannt werden kann.

Wie bei allen anderen Spielen der Schans, gingen auch hier die Wogen der Leidenschaft hoch, und da zugleich dem Schamschu (Reisschnaps) eifrigst zugesprochen wurde, so machte sich bald eine solche Erregung unter den Versammelten geltend, daß ich es für geraten hielt, mich so schnell wie möglich unbemerkt zu entfernen und in mein Lager zurückzukehren, wo ich auch bis zum Nachmittag in jeder Weise unbehelligt blieb.

Als aber das Fest beendet war, die Tänzer sich nicht mehr auf den Beinen zu halten vermocht hatten und alle Raketen verschossen waren, erschien die ganze betrunkene Gesellschaft, allerdings nur die Männer, um mir ihren Besuch zu machen, Geschenke zu verlangen, sich allerlei kleine Späße

gegen mich herauszunehmen, verschiedene herumliegende Gegenstände zu ergreifen und einen Heidenlärm zu vollführen. Unsere Waffen und was sonst irgendwie in der Geschwindigkeit zusammengerafft werden konnte, hatte ich unter mein Bett bringen lassen und saß jetzt auf demselben, wie eine ihre Küchlein gegen eine Schar Krähen beschützende Henne. Irgendwelche Macht konnte ich gegen die wüste Bande nicht zur Anwendung bringen, jede Gewaltmaßregel unsererseits würde sofort die sämtlichen sehr lose sitzenden Dhas aus den Scheiden gebracht haben und der Festtag höchstwahrscheinlich mit einer Niedermetzelung des weißen Mannes und seines Gefolges beschlossen worden sein. Ich suchte daher die wüsten Gesellen durch Aufführung kleiner Zauberkunststückchen, durch Bewegen meiner Ohren u. s. w., möglichst in meine Nähe zu bannen, um damit Fritz, Vadiwal und den Maultiertreibern Zeit zu geben, ihre Habseligkeiten zusammenzulesen und auf einen Haufen zu bringen, um sie so besser bewachen zu können. Dann sandte ich Fritz zum Ortsvorsteher, ließ denselben von der Gefahr, in der wir uns befanden, benachrichtigen und ihn bitten, ohne Zeitverlust zu meinem Beistande herbeizueilen.

Derselbe erschien nach etwa einer halben Stunde, aber ebenfalls in einer Weise bezecht, daß er nur mit Fritzens Hilfe ein Bein vor das andere setzen konnte. Seine Genossen empfingen ihn mit lautem Gejohle und wie mir schien ohne den geringsten Respekt, so daß ich schon glaubte, die Schar meiner Plagegeister lediglich um einen Kopf vermehrt zu haben. Um so mehr erstaunte ich, als auf gütiges Zureden des lallenden alten Herrn die ganze Gesellschaft nicht nur alle uns fortgenommenen Gegenstände wieder ablieferte, sondern sich allmählich ins Dorf zurückzog, bis ich schließlich

mit meinem bezopften Retter allein zurückblieb, der mittlerweile von dem sogenannten „betrunkenen Elend" befallen worden war und wie ein Schloßhund heulte. Als Ursache seiner tiefen Ergriffenheit stellte sich das Platzen des ihm von mir am Vormittag geschenkten Schreiballons heraus, in den er zu kräftig hineingeblasen hatte. Mit einem neuen beschenkt, wurde er später von Maizalee in seine Wohnung heimgeleitet.

Der nach Paddy ausgesandte Lali kam nicht vor Einbruch der Nacht zurück und zwar ohne das erwünschte Futter, dafür aber, trotzdem er ein frommer Muselmann zu sein behauptete, in total betrunkener Verfassung. Er erzählte lachend, mit schwerer Zunge, da man ihm für den Paddy zu viel Geld abgefordert, habe er die ihm mitgegebenen zwei Rupien lieber für Schamschu angelegt und sich einen vergnügten Abend gemacht. Unwahrscheinlich erschien mir indessen, daß er das ganze Geld vertrunken haben sollte, und ich ließ daher von Fritz seine Taschen eingehend untersuchen, wobei eine Kugel Opium gefunden wurde. Infolge dieses Fundes stellte sich nun heraus, daß Lali gewohnheitsmäßiger Opiumraucher war, sich zur Zeit nicht im Besitze einer Opiumpfeife befand, um rauchen zu können und daher Opium zu essen genötigt war, da er ohne dieses Gift überhaupt nicht zu existieren vermochte.

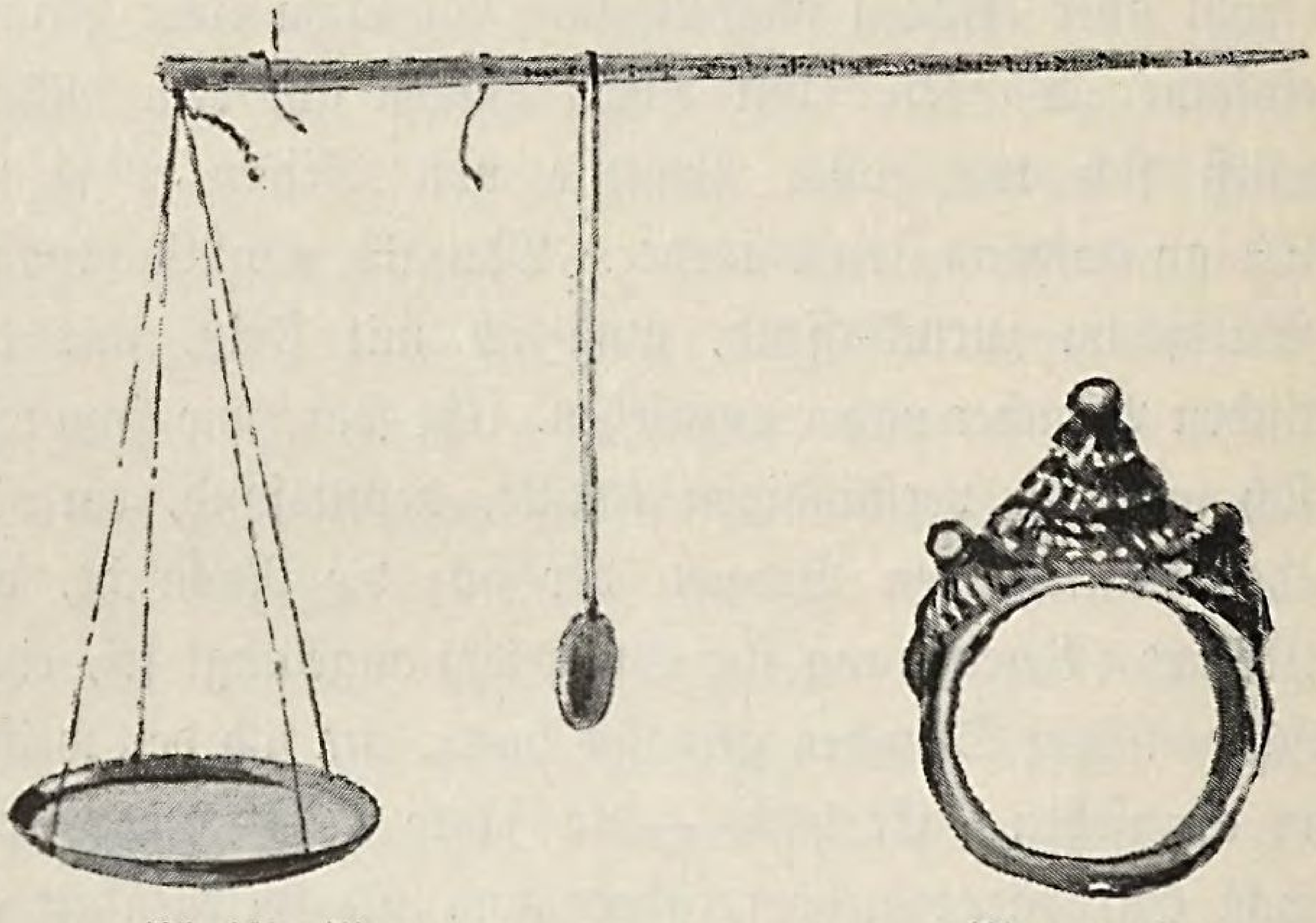
Ich war gerade dabei, mit Fritz zu überlegen, was wir mit dem betrunkenen Opiumesser anfangen sollten, als in der Nähe des Dorfes ein Schuß fiel und gleich darauf Vadiwal mit von Angst und Schrecken beflügelten Schritten angekeucht kam, um bebend zu berichten, man habe auf ihn geschossen, als er Bambusblätter für Radja habe schneiden wollen, auch habe er am Eingange zum Dorfe einen ganzen

Haufen bewaffneter Leute gesehen, die höchstwahrscheinlich von Bogiman gegen uns aufgehetzt worden seien.

Mit Ausnahme von Lali erhielten infolge dieser Nachricht schleunigst alle Leute ihre Sachen zugeteilt, und, jeden Augenblick einen Angriff erwartend, faßten wir Posto am Saume des Waldes. Es war Vollmond bei wolkenlosem Himmel, so daß wir einen herannahenden Feind sofort hätten bemerken müssen, aber es kam nichts, was einem Feinde gleich sah, wohl aber erschien nach Verlauf von etwa einer Stunde ein einsamer Wanderer mit einem Ballen auf dem Rücken und ließ sich trotz aller Proteste von Seiten Pigs zutraulich an unserem Feuer nieder. Maizalee als Wachtposten am Waldsaum zurücklassend, ging ich mit Fritz, mir den nächtlichen Besucher näher anzusehen. Es war, wie Hpo-win, der sich mit ihm verständigen konnte, herausfand, ein Koh aus den umliegenden Bergen, der auf die Nachricht, daß ein „Kolar" (Bezeichnung für Europäer) angelangt sei, einen Marsch von fünf Stunden gemacht hatte, um sich den weißen Mann anzusehen. Er habe — so sagte er — zwar schon viel von Europäern gehört, aber noch nie Gelegenheit gehabt, einem solchen Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen.

Der Mann gefiel mir, und da es mir außerdem schmeichelte, daß ein Mensch lediglich, um mich in Augenschein zu nehmen, den weiten Marsch gemacht hatte, ließ ich ihn mit Reis und Thee bewirten und ihm sagen, er möge sich im übrigen nach Herzenslust satt an mir sehen. Das ließ er sich nicht zweimal sagen, und nachdem er die Schüchternheit überwunden hatte, betastete er mich von oben bis unten, prüfte mein Haar auf Länge, Weichheit und Farbe, zeigte sich wenig befriedigt über meine nach seinen

Begriffen raubtierartigen Nägel und war unstreitig weit mehr erbaut von meinen Kleidern und Waffen, als von meinen körperlichen Reizen. Es war ein lieber Mensch mit offenem, bartlosem Antlitz, feingeschwungenen Lippen und wunderbar melancholischen Augen und hatte, um mich zu besuchen, seine besten Gewänder angelegt. Sehr kleidsam fand ich seinen Turban, der von schwarzem Baumwollstoffe und mit silbernen, aus aufeinander gereihten Ringen ge-

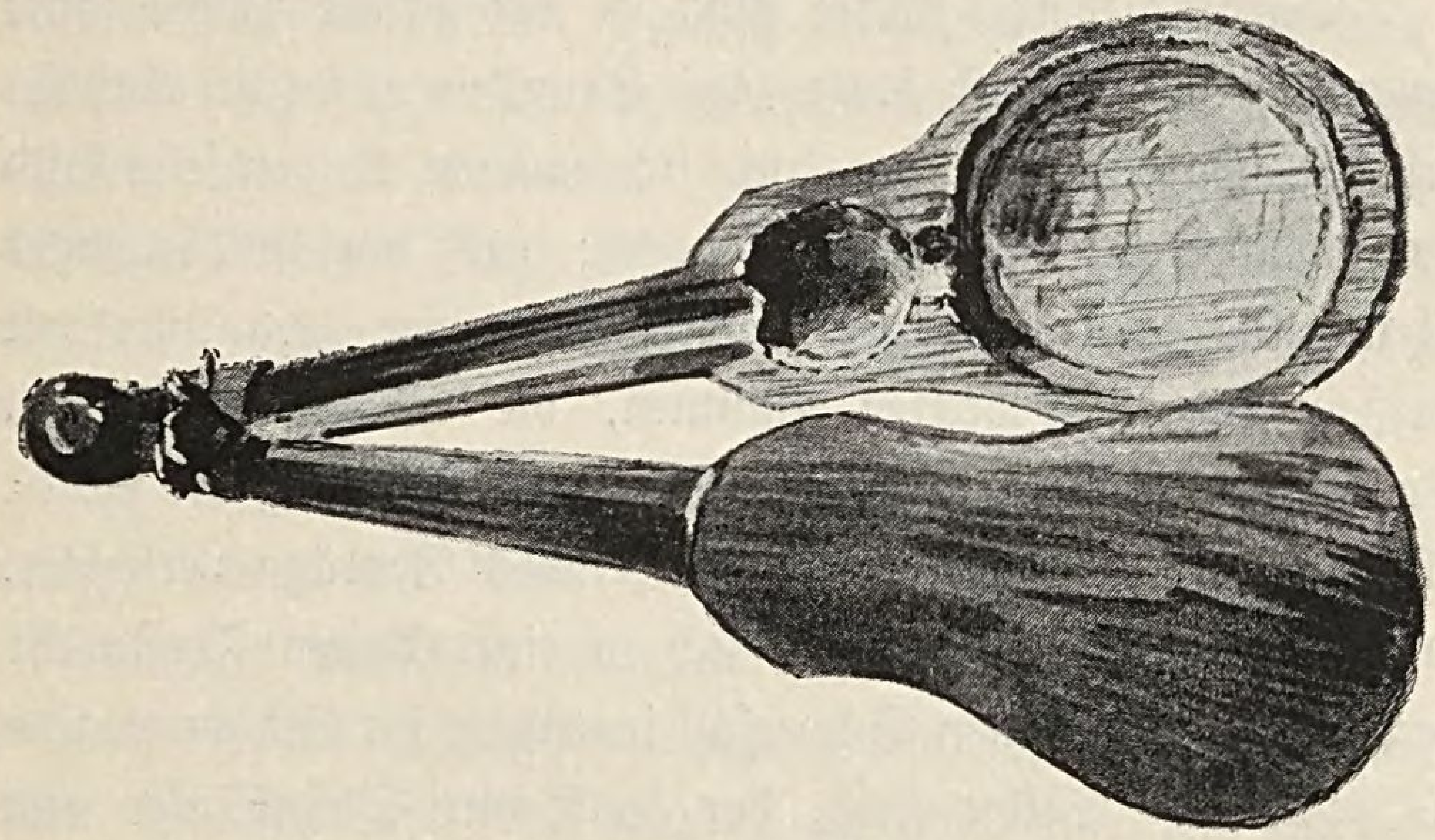


Römische Wage.
Stab 18 cm lang.

Ring aus den
Schanstaaten.

bildeten Wulsten durchflochten war. Um den Hals trug er einen schweren Silberreifen und an den Händen so viele Ringe, wie eine reichgewordene Schlächterfrau. Ich bat ihn, mir einen derselben, der mir wegen seiner geschmackvollen Form besonders gefiel und zierlich aus Silberdraht gearbeitet war, zu verkaufen, worauf er sofort ein kleines Holzfutteral aus der Tasche nahm, und demselben eine sogenannte „römische" Wage entnahm, um das Gewicht des Ringes festzustellen. Das gleiche Gewicht erbat er sich dann in Silbermünzen und obendrein für die Arbeit eine Schachtel Streichhölzer.

Nachdem dieses Geschäft zu beiderseitiger Befriedigung erledigt war, löste er den Ballen von seiner Schulter und brachte ein großes Stück rotgefärbter Seide zum Vorschein, welches in seinem Dorfe gewebt und von ganz vorzüglicher Qualität war. Er bot es mir zu billigem Preise an. Doch was sollte ich mit Seidenstoffen anfangen, und wie außerdem einen solchen Einkauf mit meinem täglich von neuem laut hervorgehobenen Geldmangel in Einklang bringen?



Hölzernes Futteral zur römischen Wage.
20,5 cm lang. (Schanstaaten.)

Mit allerhand kleinen Geschenken beladen, verließ uns unser Gast gegen neun Uhr abends, um ins Dorf zu gehen und dort zu nächtigen. Ich trug ihm auf, den Bewohnern mitzuteilen, daß niemand sich über Nacht unserem Lager nähern möge, da wir unmöglich Freund und Feind unterscheiden könnten und auf jede verdächtige Erscheinung schießen würden,

Wäre Lali nüchtern gewesen, ich würde ohne einen Augenblick zu verlieren, Befehl zum Packen erteilt haben und noch in selbiger Stunde aufgebrochen sein, um, die mond-

helle Nacht benutzend, weiter gen Chieng Hung zu ziehen und möglichst schnell aus der Nähe der unheimlichen Bevölkerung von Tong Tam fortzukommen, so aber waren wir genötigt, ihn vorerst seinen Rausch ausschlafen zu lassen. Um drei Uhr machte ich jedoch alles mobil, geräuschlos wurden die Lasten gepackt und die Maultiere beladen, dann zogen wir, Verbrechern gleich, ohne Laut von dannen, hinaus in die Nacht.

Durch niederen Busch ging es auf gutem Pfade sanft bergan, bis wir nach etwa zwei Stunden auf eine Anhöhe gelangt waren, von der aus sich meinen Augen ein Bild bot, welches ich nie vergessen werde; denn vor uns in enger Thalmulde lag ein dichter Wald von über und über mit weißen Blüten bedeckten Bäumen, die im Zwielichte des Vollmondes und der nahenden Morgendämmerung der Landschaft ein durch und durch winterliches Gepräge verliehen, so daß man glauben konnte, sich in einer klaren Frostnacht nach vorangegangenem Schneefall irgendwo im Schwarzwalde zu befinden. Selbst Fritz, der sonst nur Steinhäuser und Dampfschiffe als bewundernswerte Schöpfungen anerkannte, konnte sich dem Eindrucke, den diese merkwürdige Landschaft bot, nicht entziehen und meinte, um das zu sehen, würde sogar mancher Burmese eine Rupie opfern.

Wir rasteten an einem Bache in romantischer Waldschlucht und zogen dann bis zum Nachmittage weiter, um mitten auf einem Reisstoppelfelde einen friedlichen Abend und insofern eine ungestörte Nacht zu verbringen, als wir durch umwohnende Menschen nicht beunruhigt wurden. Im übrigen sorgte ein scheinbar an Magenbeschwerden leidender Tiger und mehrere in den rauhen Wäldern trompetende Elefanten dafür, daß wir uns nicht einer gar zu sorglosen

Ruhe hingaben. Wir mußten uns nach den Berechnungen von Maizalee und Lali etwa eine halbe Tagereise von Chieng Hung befinden, und da wir erfahren hatten, daß daselbst am folgenden Tage Markt abgehalten werde, dieser in der Regel gegen 10 Uhr bereits beendet sei, so entschlossen wir uns, wiederum die Mondnacht zu benutzen und gegen 4 Uhr aufzubrechen, um möglichst frühzeitig in Chieng Hung einzutreffen und dadurch in der Lage zu sein, unsere stark erschöpften Proviantvorräte sogleich zu ergänzen. Wir standen auch zur festgesetzten Stunde marschbereit, als kurz vor dem Beladen eines der Maultiere sich losriß, davonlief und erst nach zweistündiger Jagd wieder eingebracht wurde, so daß der Tag dämmerte, bevor wir endlich des Weges ziehen konnten.

Je weiter wir uns Chieng Hung näherten, um so häufiger sahen wir kleine Ansiedelungen und Dörfer, um so schwieriger wurde es dagegen auch uns unter den vielen über die Felder führenden Pfaden den richtigen herauszufinden, so daß wir froh waren, als wir eine, das gleiche Ziel wie wir verfolgende Ochsenkarawane einholten, der wir uns anschließen konnten, bis der Weg nicht mehr zu verfehlen war. Unmittelbar vor der Stadt zeigte die Landschaft einen auffallend verwilderten Charakter, große Bäume waren verhältnismäßig selten, und anstatt wohlbebauter Halden, wie wir sie in der Nähe anderer Ortschaften getroffen hatten, sah man häßliches Gestrüpp, Sümpfe und Elefantengras. Schon gegen 9 Uhr standen wir auf dem vor der Stadt gelegenen Marktplatz und waren peinlich berührt von dem Unterschiede zwischen dem hiesigen Markte und demjenigen, den wir zehn Tage zuvor in Chieng Tung besucht hatten. Käufer und Verkäufer mochten zusammen

kaum die Zahl 150 ergeben; am schmerzlichsten aber war für uns das gänzliche Fehlen von Geflügel, Eiern, gutem Gemüse und Obst. Die Leute schienen nach den feilgebotenen Waren überhaupt nur von Wassermoos, welches in Form runder Fladen von etwa 14 Zoll Durchmesser in großen Mengen vorhanden war, Betelnüssen, Wassernüssen, Opium, Tabak und Zuckerrohr zu leben. Zum Glück fand Fritz bei dem einzigen Schweineschlächter des Ortes, einem Chinesen, noch einige Pfunde Fleisch, sonst gab es aber auch garnichts, was unsere Begehrlichkeit zu wecken geeignet gewesen wäre.

Von ausländischen Waren entdeckte ich nichts als einige Stücke englischer oder indischer Baumwollstoffe und Garne, deutsche Blechdosen mit Spiegeln auf den Deckeln, billige deutsche Nickelwaren, Nähnadeln und Anilinfarben. Seife und Streichhölzer bilden hier scheinbar keine Handelsartikel mehr. Zum Reinigen ihrer Gewänder — falls solche wirklich je gewaschen werden — verwenden die Leute eine aus Holzasche gewonnene Lauge. Fast bei jedem Gehöfte sieht man einen zwischen Bambuspfählen hängenden, mit Asche gefüllten trichterförmigen Korb und unter diesem einen Topf zum Auffangen der nach voraufgegangener Begießung der Asche durchsickernden Lauge. Zum Feuermachen bedient man sich teils des Feuersteines, Stahles und Zunders, teils zweier Stücke Bambusholzes, die zusammengerieben werden, oder auch wohl eines von China eingeführten Brennglases. In den Häusern läßt man die Feuer aber überhaupt selten ausgehen. Tag und Nacht findet man solches auf den als Herd dienenden etwa vier Fuß hohen und drei Fuß im Geviert messenden, mit Erde gefüllten, leicht transportablen Holzkästen, und im Notfalle geht man zum nächsten Nachbarn, um ein glimmendes Scheit zu holen.

Während in Chieng Tung die indische Rupie in erster Linie als Zahlungsmittel gilt und unbeanstandet angenommen wird, sieht man sie in Chieng Hung verhältnismäßig selten. Die Marktgeschäfte wickeln sich entweder durch direkten Warenaustausch ab, oder aber der Käufer zahlt in Silber, nicht in Silbermünzen, sondern in geschmolzenen Stücken resp. Stäben, ja selbst Armbändern und andern Schmuckgegenständen, von denen er bei kleinen Einkäufen die verlangte Gewichtmenge abhackt. Auf dem Marktplatze sieht man zu diesem Zwecke überall in Holzrahmen eingeschlossene, längliche, flache Steine mit danebenliegendem Hammer und Meißel herumstehen. Es stellte sich hier heraus, daß ich sehr weise daran gethan hatte, in der Hauptsache kleine Silbermünzen mitzunehmen, denn während von diesen in Indien acht auf die Rupie gehen, rechnete man hier deren bereits sieben, zuweilen sogar schon sechs als einer Rupie gleichwertig, da dieselben nicht eingeschmolzen, wohl aber als Schmuckgegenstände, namentlich Knöpfe benutzt werden und daher nicht lediglich nach ihrem Silbergewicht, sondern gewissermaßen als Kunstprodukte geschätzt werden.

Rupien dagegen werden nach ihrem Gewichte und zwar meist als reines Silber angenommen. Nur mit älteren Rupien, die noch das Bildnis der Königin von England als solche und nicht, wie die neueren, ihr Bild als Kaiserin von Indien zeigen, stößt man auf Annahme-Schwierigkeiten. Auffallend ist, daß man siamesische Silbermünzen so gut wie nirgends weder in den Laos- noch in den Schanstaaten trifft; auch Gold habe ich im Laufe der ganzen Reise weder zu Gesicht bekommen, noch verwerten können.

Sowohl in Chieng Tung wie in Chieng Hung findet man neben den Verkaufsbuden Silberschmelzer, die gegen

eine geringe Bezahlung Händlern, welche ihre aus kleinen Abschnitten bestehende Tageseinnahme vereint zu sehen wünschen, solche in einem Thontiegel über Holzkohlenfeuer zusammenschmelzen. Jedermann im Staate Chieng Hung wie auch in dem benachbarten Tonking führt eine römische Taschenwage bei sich, die bei jedem Geschäfte, in dem Silber gegeben beziehungsweise empfangen wird, in Thätigkeit tritt.


Opiumpfeife.

Die größten Silbermengen sah ich an den beiden Markttagen, welche ich in Chieng Hung erlebte, in die Kassen der Opiumhändler fließen, die ihre Ware in Gestalt von in Blätter gehüllten Kugeln, von etwa vier Zoll Durchmesser, und zwar zum Preise von 5 Rup. für ein Pfund feil hielten. Das Opium hier in den Schanstaaten ist eine schwarze wachsweiche Masse, wogegen ich es in China, wenn fertig zum Gebrauch, meist dickflüssig wie Holzteer gefunden habe. Übrigens ist das Opiumrauchen gar keine so einfache Sache, wie man denken sollte. Ich habe in Europa viel die Ansicht vertreten gefunden, daß der Opiumraucher sich eines „Tschibuks" bedient, diesen mit Tabak füllt und auf den glimmenden Tabak ein Opiumkügelchen legt, um die dann sich entwickelnden Opiumdämpfe mit dem Tabakrauch zusammen einzusaugen. Das ist nicht der Fall, vielmehr hat das Opiumrauchen mit dem Tabakrauchen nichts zu thun; man raucht entweder Opium oder Tabak, und kann ebenso wenig letzteren aus einer Opium-, wie ersteres aus einer Tabakpfeife rauchen.

Die Opiumpfeife, sei sie nun aus Bambus, Ebenholz, Elfenbein oder irgend einem andern Material, gleicht in Form und Größe ungefähr einer preußischen Querpfeife. Drei bis vier Zoll vom unteren Ende in das Pfeifenrohr eingelassen befindet sich der senkrecht zu demselben stehende



Opiumraucher.

Pfeifenkopf aus mehr oder minder feinem Thon, der sich seiner Form nach am besten vergleichen ließe mit einer kleinen 1 ½—2 Zoll im Durchmesser aufweisenden Gießkannenbrause. In der Mitte dieses Thonkopfes gewahrt man ein Loch, nicht weiter, als um einer feinen Nadel den Eingang zu gestatten. Der Opiumraucher formt sich nun an dem Ende einer solchen Nadel ein winzig kleines Opiumkügelchen, er-

hitzt dasselbe langsam unter verschiedenen Vorsichtsmaßregeln über einem zu den notwendigen Requisiten des Rauchers gehörenden Lämpchen in Form und Größe der in Europa als Tafelschmuck verwendeten Illuminationslämpchen, und legt die erhitzte, dickflüssige Masse auf die Öffnung seines Pfeifenkopfes, um denselben nunmehr dicht über die Flamme des Lämpchens zu halten, bis sich ein blaugrauer Rauch entwickelt, der vom Raucher nicht eingeatmet, sondern verschluckt wird. Da sich die enge Öffnung des Pfeifenkopfes fast bei jedem Zuge zu verstopfen pflegt, so hat man mit einer heißen Nadel unausgesetzt einen neuen Luftkanal zu schaffen. Nach wenigen Zügen ist das Kügelchen in Rauch aufgegangen, und die Arbeit beginnt von neuem.

Hieraus erhellt, daß das Opiumrauchen nicht nur Aufmerksamkeit, sondern auch eine gewisse Geschicklichkeit und Übung, vor allen Dingen aber Pfeife, Lampe, Nadel, Opium und Zeit erfordert. Viele Raucher ziehen es daher vor, nicht bei sich zu Hause, sondern in einer Opiumbude zu rauchen, wo sie alles Notwendige und nebenbei Bedienung vorfinden, die ihnen die Mühe des Kügelchenformens, Pfeifenreinigens u. s. w. abnimmt.

Über den schädlichen Einfluß des Opiumrauchens auf den menschlichen Organismus ist unendlich viel und sehr viel Unrichtiges geschrieben worden. Ich habe Leute kennen gelernt, die zwanzig und dreißig Jahre hindurch täglich ihre 10—20 Kügelchen geraucht haben und dabei völlig gesund geblieben sind, habe Karawanenführer getroffen, die mittags und abends regelmäßig rauchten und trotzdem täglich ihre zwanzig Meilen marschierten. Das Opiumrauchen ist thatsächlich nicht viel gesundheitsschädlicher, als das Trinken alkoholischer Flüssigkeiten oder das Rauchen starken Tabaks, da

es nie in einer ähnlich gefährlichen Weise übertrieben werden kann, wie z. B. das Morphiumspritzen, schon aus dem einfachen Grunde, weil der eifrigste Raucher nicht im stande ist, an einem ganzen Tage, so viel Gift aufzunehmen, wie der gewohhneitsmäßige hartgesottene Morphinist sich mit einer einzigen Einspritzung zuzuführen pflegt. Eine ganz hervorragende Gefahr aber liegt darin, daß der Raucher einen großen Teil besser zu verwendender Zeit mit seiner Raucherei verzettelt, infolge dessen oft sein Geschäft vernachlässigt, verarmt, herunterkommt und schließlich, da er nicht im stande ist, den Opiumteufel zu bekämpfen, zum Verbrecher wird, um sich das begehrte Gift verschaffen zu können. Niemand wird die demoralisierenden Folgen des Opiumrauchens in Abrede stellen können; denn sie machen sich dem Reisenden im Orient auf Schritt und Tritt bemerkbar, auch läßt sich nicht bestreiten, daß das Rauchen oft genug insofern mittelbar den körperlichen Ruin eines Menschen herbeiführt, als den ärmeren Klassen angehörende Raucher lieber auf Nahrung, denn auf ihre Pfeife verzichten und dann ebenso herunterkommen, wie ein passionierter Tabakraucher es unter gleichen Umstände auch thun würde.

Leider gehörte zu dieser heruntergekommenen Kategorie von Rauchern unser Lali, der in der Regel nur das an Nahrung zu sich nahm, was ihm sein Kollege Maizalee übrig ließ, da er selbst alles Geld, welches er erhielt, für Opium verausgabte.

Nachdem wir den Marktplatz hinter uns gelassen hatten, zogen wir wieder etwa eine halbe Meile durch Busch- und Grasland und erklommen schließlich eine Anhöhe auf der wir schon von weitem einen nach allen vier Seiten offenen Schuppen hatten liegen sehen, der uns als Justizpalast und

gleichzeitig Absteigequartier für „distinguished foreigners“ bezeichnet wurde.

Wir machten es uns in der Gerichtshalle, in der an einem Pfeiler verschiedene auf Bretter geheftete Bekanntmachungen in Schanschrift sowohl wie in chinesischen Schriftzeichen hingen, unaufgefordert sofort bequem, säuberten die nächste Umgebung von hohem Gras und Buschwerk, um eine bessere Übersicht zu gewinnen und diebeslustigem Gesindel das Handwerk zu erschweren und wendeten dann der hochwichtigen Verpflegungsfrage unsere volle Aufmerksamkeit zu. Einige zu unserer Beaugenscheinigung herbeigekommene Leute, die mit Hpowins Hilfe als Hühnerbesitzer ermittelt worden waren, wurden gebeten, Eier und Federvieh herbeizuholen, andere mit Eimern zum Flusse hinuntergesandt, uns mit Wasser zu versorgen, und der Rest, mit Graswischen bewaffnet, zur Reinigung unseres geräumigen Quartiers herangezogen.

Kaum hatte ich mich auf meinen Feldstühlen ausgestreckt, um einige Notizen in mein Tagebuch einzutragen, als ein junger Schan, auf allen Vieren die ganze Länge der Halle durchmessend, zu mir herangekrochen kam, um mich in demütigster Weise im Auftrage des Regenten, Selona Qua, nach meinem Begehr zu fragen. Ich ließ ihm sagen, ich lasse seinem Herrn meinen huldvollen Gruß entbieten und bäte, ihm kundzuthun, daß ich als friedlicher Reisender, als Freund des Landes komme und mir erlauben würde, dem Regenten in etwa einer Stunde meine Aufwartung zu machen, worauf der Bote sich in derselben Weise, wie er gekommen war, zurückzog.

Sobald ich mich mit einem Schweinskotelett und einigen Eiern gestärkt hatte, machte ich mich, von Fritz und

dem Hof-Balletttänzer begleitet, auf den Weg zum Hause des Regenten, welches wir nach wenigen Minuten hinter einem Bergvorsprunge ohne Mühe fanden, denn im Hofe desselben hatte sich eine zahlreiche Menschenmenge versammelt, um den „Kolar“ zu sehen und zu erfahren, welche Veranlassung denselben ins Land geführt haben könne.

Mit Hilfe einer Leiter gelangte ich auf eine Veranda und von dieser durch einen schmalen Gang, zu dessen beiden Seiten in schmutzigen niederen Verschlägen opiumrauchende Diener auf Matten ausgestreckt lagen, in einen rauchgefüllten finsteren Raum, in dem ich nur mit Mühe am äußersten Ende eine größere Gruppe hockender Männer erkennen konnte. Bei meiner Annäherung erhob sich ein kleines ältliches, schäbig gekleidetes Männchen, welches meine Frage: „Selona Qua?“ mit unartikuliertem Grunzen beantwortete und nicht recht wußte, was er mit meiner ihm entgegengestreckten Rechten anfangen sollte, bis ich die seine ergriff und unter allseitigem Gelächter kräftig schüttelte.

Ich wurde nunmehr durch eine Handbewegung eingeladen, neben ihm auf einer Matte Platz zu nehmen, ein schmieriges vierkantiges Kopfkissen wurde hinter meinen Rücken geschoben und ich durch Hpo-win, der sich als Dolmetscher vorgestellt hatte, gefragt, ob ich Opium rauche oder Betel kaue. Nachdem beide Fragen verneint worden waren und ich mir meine kurze Holzpfeife angesteckt hatte, ließ ich berichten, woher ich komme, wohin ich zu gehen beabsichtige und welches der Zweck meiner Reise nach Talifu sei. Gleichzeitig überreichte ich meinen Empfehlungsbrief vom englischen Konsul in Chiengmai und sprach die Hoffnung aus, alle mögliche Förderung von Seiten des Regenten eines Staates zu finden, der, soviel mir bekannt sei, in

bester Freundschaft mit der englischen Regierung in Mandalay lebe.

Einer der anwesenden Würdenträger mußte nun auf einen Wink des Regenten sein Opiumrauchen unterbrechen, um den Wortlaut des Briefes zu verlesen, worauf sich eine allgemeine lebhafte Debatte entspann, nach deren Beendigung Selona Qua mir sagen ließ, über meine Weiterreise könne er vorläufig keine Entscheidung treffen, da mit jedem Tage die Ankunft des chinesischen Gouverneurs aus Ssumao (Yunnan) erwartet würde und er mit diesem über meine Angelegenheit zuvörderst beraten müsse.

Als ich ihn bat, seinen Unterthanen bekannt zu geben, daß ich Lebensmittel zu kaufen wünsche und ihn gleichzeitig ersuchte, für die Nacht einige Wächter in die Nähe meines Lagers stellen zu lassen, ließ er mir sagen, ich könne Wächter bekommen, wenn ich sie bezahlen wolle. Dieses Anerbieten lehnte ich jedoch mit der Begründung ab, daß ich die Wächter mehr zum Schutze seiner Leute, als meiner selbst beanspruche, da ich in der Nacht keinen Spaß verstände und die Gewohnheit hätte, auf alle in der Nähe meines Lagers herumschleichende Gestalten zu schießen. Er bezeichnete diese Maßregel als eine sehr weise, da nur böse Menschen nachts herumzuschleichen pflegten und versprach, jedermann zu warnen, mir nach Dunkelwerden einen Besuch abzustatten. Meine Frage, wie Diebe im Lande bestraft würden, beantwortete er dahin, daß man ihnen den Kopf abschlüge — aber nur, wenn man ihrer habhaft werde, was höchst selten vorkomme.

Der alte Herr gefiel mir, und da er großes Wohlgefallen an meinem weiß und rot gestreiften Flanellhemde zu finden schien, auch, was mir bisher in den Schanstaaten noch nie vorgekommen war, nicht um Geschenke gebeten

hatte, ließ ich ihm sagen, ich würde ihm, um ihm zu zeigen, daß ich sein Freund sei, den Gegenstand seiner Bewunderung später zuschicken, worüber er ganz außer sich vor Freude geriet und mir seinerseits das königliche Geschenk von zwei Enteneiern und einer Burri überreichte.

Nachdem auf diese Weise unsere Freundschaft besiegelt worden war, bat ich ihn, mir mitzuteilen, was sich eigentlich im Lande zugetragen habe und erfuhr, daß der Tsabwa, Namens Samon Kanli, nachdem er sich bei seinen Unterthanen hochgradig mißliebig gemacht habe, im November vorigen Jahres von den Bewohnern der umliegenden Berge, den Kohs, welche die Stadt angegriffen und den Palast niedergebrannt hätten, vertrieben worden und nach Ssumao geflohen sei, um die Hilfe des dortigen chinesischen Gouverneurs anzurufen. Dieser sei zur Zeit mit Truppen unterwegs nach Chieng Hung, in welcher Absicht wisse man nicht, doch hoffe man, daß er im Interesse des Landes nicht versuchen werde, den vertriebenen Fürsten wieder in seine Rechte einzusetzen.

Ich richtete schließlich dann an ihn die Frage, ob er gegebenen Falles Aussicht habe, auf den Thron zu kommen, und erfuhr, dies sei ausgeschlossen, da er nicht von fürstlichem Geblüt, auch zur Zeit nicht eigentlich Regent sei, sondern nur der Vorsitzende eines zur Wiederherstellung der Ruhe zusammengetretenen Regentschaftsrates.

Verschiedene Pausen in unserer Unterredung hatte das scheinbar sehr gutmütige kleine Männchen mit einer ergiebigen Jagd auf die in Scharen herumspringenden Flöhe sowie mit Betelkauen und Spucken ausgefüllt.

Mir war in dem mit Küchen- und Opiumrauch fast zum Ersticken angefüllten Raum zwischen all den schmutz-

starrenden Regentschaftsratsmitgliedern mittlerweile ganz übel zu Mute geworden, so daß ich mich nunmehr schleunigst empfahl, um ohne Zeitverlust zum Flusse hinunterzugehen, ein Bad zu nehmen und nach Beendigung desselben in die inzwischen von Fritz herbeigebrachten frischen Kleider zu schlüpfen, das abgelegte Hemd Herrn Selona Qua zuzuschicken und die übrigen Kleidungsstücke einer gründlichen Reinigung unterziehen zu lassen.

Während des Bades erfreute ich mich der angenehmen Gesellschaft zweier niedlicher junger Damen, die um mich herum nach Wassermoos fischten und allerlei Allotria trieben. Das Wassermoos wird nachher in Fladen geformt und auf den Dächern der Häuser in der Sonne getrocknet, um später zum Curry gegessen zu werden.

Gegen Abend machte ich einen Rundgang durch die Hauptstadt, die sich als ein elendes, aber höchst malerisch auf steiler Anhöhe hart am Flusse gelegenes Nest von höchstens 500 Einwohnern herausstellte. Nur die Überreste einer alten Mauer oberhalb des jetzigen Chieng Hung und alte Tempelfundamente erinnern an die einstmalige Größe dieser nach aufgefundenen Chroniken auf eine Geschichte von mehr denn zwei Jahrtausenden zurückblickenden Stadt. In einem verlassenen Tempel fand ich Hunderte alter Schanbibeln, von denen ich mir wegen Mangels an Raum in meinem Koffer nur zwei Exemplare aneignete.

Kaum in mein Quartier zurückgekehrt, empfing ich den Gegenbesuch Selona Quas, der mit großem Gefolge kam, sich für das prächtige Hemd zu bedanken und mich zu bitten, ihm zu gestatten, meinem Diner, für welches der Tisch bereits gedeckt war, als Zuschauer beiwohnen zu dürfen, da er noch nie einen Europäer habe essen sehen. Ich gab nun eine

äußerst beifällig aufgenommene Eßvorstellung, bei der namentlich das Zerlegen eines Huhnes mit Hilfe von Messer und Gabel ungeteilte Bewunderung erregte, und beschenkte nach Aufhebung der Tafel meine Gäste mit Angelhaken, Schreiballons und Ringen, Selona Qua sogar mit einem Hirschfänger deutschen Fabrikates, über den er überglücklich war.

Ich fragte ihn, wie es käme, daß man der Regierung in Mandalay keine Nachricht von den Vorgängen und Unruhen im Lande habe zukommen lassen, ob etwa Chieng Hung den Engländern nicht tributpflichtig sei?

Tributpflichtig, meinte er, sei man schon, habe aber in den letzten Jahren von dieser Pflicht keinen Gebrauch gemacht, überhaupt wolle man mit den Europäern nichts zu thun haben, da sie schlechte Menschen seien, die, wenn sie ins Land kämen, den Leuten alles wegnähmen, was ihnen just begehrlich erscheine, ohne je dafür eine Entschädigung zu geben.

Ob er selbst Erfahrungen solcher Art gemacht habe?

Das nicht, aber er habe über die Europäer von anderen Leuten nur Schlechtes gehört.

Ob er demnach auch mich für einen schlechten Menschen halte?

Nein, er wisse, daß ich ein guter Mensch sei.

Meine Frage, wie er zu dieser Annahme komme, beantwortete er dahin, ich müsse ein guter Mensch sein, da ich mit nur drei Maultieren und ohne Soldaten die weite Reise bis Chieng Hung gemacht habe; denn andernfalls würde man mich längst totgeschlagen haben. Den früher nach Mandalay entrichteten Tribut gab er folgendermaßen an: Alle zwei Jahre zwölf goldene Schalen, zwölf silberne desgleichen, vier Ponys

und eine große Wachskerze. An China seien jährlich etwa 600 Rupien zu zahlen.

Beim Abschiede versprach mir der Regent, mich am folgenden Tage wieder zu besuchen und mir Mitteilung zugehen zu lassen, sobald Bestimmtes über die Ankunft des chinesischen Gouverneurs bekannt werde.

Die Nacht verlief ohne jede Störung, und schon am frühen Morgen erhielt ich Besuch von verschiedenen Weibern, die mir Feld- und Gartenfrüchte zum Kauf anboten. Einige brachten kleine Körbchen mit gekochten grünen Bohnen und schienen überrascht, als ich ihnen sagen ließ, sie möchten solche in ungekochtem Zustande liefern, andere kamen mit Schnittlauch, Zwiebeln und Eierfrüchten, braunem Zucker in Form kleiner Ziegelsteine gepreßt, oder auch in Bananenblätter eingewickeltem Tabak, den ich probierte, gut fand und, da mein amerikanischer Tabak auf die Neige ging, zum Preise von etwa 20 Pfg. für das Pfund einkaufte, während ich verschiedene Gemüse gegen Nähnadeln erstand. Für Hühner wurden sechs bis sieben kleine Silbermünzen = 1 M. 20 Pfg. bis 1 M. 40 Pfg. gefordert. Enteneier kosteten 10 Pfg. das Stück, Enten selbst aber waren weder für Geld noch gute Worte zu haben. Die Leute behaupteten, daß viel Silber in den Bergen des Landes verborgen sei, daß man jedoch nicht nach demselben grabe, aus Furcht, sich mit den „Nats" zu überwerfen. Der mir zum Kauf angebotene, in der Umgebung von Chieng Hung gebaute Thee war grobblätterig und schlecht von Geschmack, was mich nicht weiter Wunder nimmt, nachdem ich später gesehen habe, daß man die Blätter nahezu auswachsen läßt und sie, nachdem sie gepflückt sind, auf flachen Tellern aus Bambusgeflecht einfach in der Sonne trocknet.

Alle Besucher, die ich empfing, Männer, Weiber und Kinder benahmen sich, sobald sie gesehen hatten, daß ich sie freundlich behandelte, ungemein zutraulich und sehr viel bescheidener als die Bewohner von Chieng Tung und verschiedenen anderen von uns berührten Ortschaften. Lästig, wenn auch durchaus verständlich, war mir nur ihre nicht leicht zu befriedigende Neugierde. Hatte ich einem Menschen irgend einen Gegenstand gezeigt und ihm dessen Nutzanwendung ad oculos dargethan, so erzählte er jedermann im Orte, welch ein Wunderding er gesehen habe, und jedermann kam dann, mich zu bitten, auch ihm die gleiche Gunst zu erweisen.

Nun ist es ja ganz belustigend, ein oder zweimal einen populär-wissenschaftlichen Vortrag über den Zweck und die Anwendung von Haar-, Nagel- und Zahnbürste, Schwamm, Nagelfeile und Rasierpinsel zu halten, aber solch eine rhetorische Leistung ad infinitum zu wiederholen, wie Mr. Stanley seinen Vortrag über die Emin-Pascha-Expedition, ist, weiß Gott, kein Vergnügen. Und dennoch that ich es, weil ich es nicht fertig brachte, die Leute abzuweisen.

Auch ein großes Öldruckbild, welches ich bei Moung Shway Hlay in Mainlungyi als Weihnachtsbeilage einer englischen illustrierten Zeitung gefunden hatte und welches drei bildhübsche, mit einem im Kahne stehenden Fischer schäkernde Italienerinnen darstellte, mußte immer und immer wieder hervorgeholt werden. Da die Leute von Perspektive in der Malerei keine Ahnung haben, so konnten sie sich absolut nicht vorstellen, daß der Arm einer der drei Schönen, mit dem sie dem Fischer ein Glas Wein reicht, nicht thatsächlich aus dem Bilde herausragte, und keiner unterließ es, sich mit seinem Finger davon zu überzeugen, ob das

Bild wirklich vollkommen flach und der Arm nur gemalt sei. Sie alle — namentlich die Männer — fanden großes Wohlgefallen an den Gesichtern der drei Europäerinnen und erklärten sie für anziehender als die Weiber ihres Landes.

Im Laufe des Vormittages schickte Selona Qua und ließ um eine Medizin gegen rheumatische Schmerzen in der Schulter bitten.

Dem Manne kann geholfen werden! dachte ich, präparierte eine köstliche Salbe aus zerquetschten Bananen und Senfmehl und schickte Fritz damit fort, den Patienten einzureiben.

Der Erfolg war ein großartiger: denn unser Rheumatiker erschien am Abend und gab an, sich wesentlich besser zu fühlen, ob aus Höflichkeit, Einbildung oder ob die Schmerzen wirklich nachgelassen hatten, lasse ich dahin gestellt. Thatsache ist, daß er gleichzeitig einen ganzen Troß von Krüppeln, Blinden und Lahmen mitbrachte, denen ich mit meiner Kunst zu Hilfe kommen sollte. Was thun? In irgend einer Weise helfen konnte ich den armen Kerlen natürlich nicht, aber warum ihnen nicht wenigstens meinen guten Willen zeigen? Ich sah mir also den Blinden an, erklärte sein Leiden für ein veraltetes, mit wenig Aussicht auf Heilung, bestrich aber seine Lider mit Kakaobrei und empfahl ihm Geduld; dem Lahmen gab ich von derselben Salbe, die Selona Qua so vorzüglich geholfen hatte, und einen Brustkranken ließ ich einen Löffel voll Vaseline schlucken, indessen der Rest sich mit dem Riechen an einer Flasche mit Salmiakgeist begnügen mußte.

Meine zwischen zwei Pfeilern des Schuppens ausgespannte Hängematte bildete beständig den Gegenstand allseitiger Bewunderung, und wenn ich in derselben lag, so drängten sich vornehm und gering, Laie und Mönch um

das kindliche Vergnügen, mich in dem Netze hin und her schwingen zu dürfen. Die Klosterschüler, hier nicht Moung Yin sondern Phas genannt, schienen zur Feier meiner Anwesenheit von allen Studien und Betübungen entbunden zu sein,



Moung Yin (Klosterschüler). Chieng Hung.

denn sie verließen mich nur mittags auf eine halbe Stunde, um ihre Mahlzeit einzunehmen. Sie tragen nicht, wie ihre Kollegen in Burma, Laos und Chieng Tung gelbe Togen und kahlrasierte Köpfe gleich den Pungis, sondern weiße

weite Hosen, von buntgesticktem, oft mit silbernem Schloß versehenem Gürtel zusammengehalten, über die Schultern einen gelben Shwal geworfen, das Haar gleich den übrigen Schans über dem Ohre in einen Knoten geschlagen und mit weißem Turban umwunden, auch führen sie, wie ich sonst bei Moung Yins nie wieder gesehen habe, Waffen mit sich. Sie bekundeten ein hervorragendes Interesse für meine Bücher, rissen sich sämtlich um die Seiten einer von mir beendeten und daher fortgeworfenen englischen Novelle und schienen die mit europäischen Lettern bedruckten Blätter für eine Art von Talisman zu halten: denn sie rollten sie auf und steckten sie in die Bohrlöcher ihrer Ohrläppchen, wo sie auch sonst mit frommen Sprüchen beschriebene Papier- und Blattrollen zu tragen pflegen.

Papier, als solches, war hier sonst keine Seltenheit, denn Chieng Hung erfreut sich unter den übrigen Schanstaaten eines großen Rufes wegen seiner Papierindustrie, die zweifellos von China aus eingeführt worden ist. Das aus derselben hervorgehende Produkt gleicht dem bekannten faserigen, weichen chinesischen Papier. Es wird aus der Rinde eines von den Burmesen „talajè“, von den Schans „phalä“ genannten Baumes bereitet. Den ganzen Tag über kamen Kinder mit kleinen Fetzen dieses Papiers, um mich zu bitten, ihnen mit Rot- oder Blaustift einen Tiger, eine Ente oder einen Drachen darauf zu malen.

Tags darauf in der Frühe verbreitete sich das Gerücht, der Gouverneur von Ssumao sei in dem etwa 4 Meilen stromauf am jenseitigen Ufer des Mekong gelegenen Orte Talo angelangt, und bald sah ich alle männlichen Bewohner Chieng Hungs unterhalb meines Lagers durch den Nam Ha, einem kleinen Nebenfluß des Mekong waten und



Papierfabrik in Chieng Hung.

in dem trockenen sandigen Bette des letzteren weiter gen Talo ziehen, um dort den Gouverneur zu begrüßen. Beritten war nur Selona Qua, alle anderen marschierten zu Fuß. Nach mehreren Stunden kamen sie den gleichen Weg zurück, und kurz nachher erschien mein alter Freund, der Regent, bei mir, um mir sein Herz auszuschütten. Der Gouverneur war noch nicht angelangt, wohl aber ein Teil seiner Truppen sowie einige Räte und Sekretäre, mit denen Selona Qua eine längere Unterredung gehabt hatte, die ihn wenig zu befriedigen und mit schwerer Sorge zu erfüllen schien. Soviel ich verstehen konnte, sollte der Gouverneur die Absicht geäußert haben, den vertriebenen Fürsten wieder einzusetzen, denn der bekümmerte alte Herr ließ mir mitteilen, daß er und alle seine Getreuen gewillt seien, Chieng Hung zu verlassen und mir in ein anderes Land zu folgen, wenn es nicht gelänge, mit dem Gouverneur ein befriedigendes Abkommen zu treffen.

Ich suchte ihm natürlich nach Möglichkeit von solch verzweifelten Schritten abzuraten, erklärte, mich keineswegs zum Führer einer Gesellschaftsreise oder Völkerwanderung zu eignen und entschlossen zu sein, mich jeglicher Einmischung in die Angelegenheiten von Staat und Volk zu enthalten, da mich kein anderer Wunsch beseele, als möglichst schnell zu meinem erkrankten Bruder nach Talifu zu gelangen.

Begreiflicher Weise drängte es mich, ohne weiteren Aufenthalt meine Reise fortzusetzen, und als am nächsten Morgen die Nachricht kam, der Gouverneur sei nunmehr in Talo eingetroffen, machte ich mich mit meinen Lasten ohne Verzug auf den Marsch, um ihn aufzusuchen und gegebenen Falles noch selbigen Tages weiterziehen zu können.

Wir schlugen denselben Weg ein, den wir gestern

Selona Qua hatten wählen sehen und erreichten nach anderthalbstündigem Marsche ein kleines Dorf, Chin Hla, dem gegenüber am anderen Ufer die Ortschaft Talo gelegen ist. Beide Orte haben insofern eine Bedeutung, als sie an der großen, hier den Mekong kreuzenden Karawanenstraße zwischen Chieng Tung und Talifu gelegen sind. (Chieng Hung selbst liegt etwas abseits vom Wege.) Fährboote vermitteln den Verkehr zwischen beiden Ufern und dienen zum Übersetzen von Menschen und Lasten, wohingegen die Lasttiere meist den Strom zu durchschwimmen pflegen. Da eine große nach Yunnan mit Baumwolle heimkehrende Karawane soeben mit Übersetzen begonnen hatte, glaubten wir noch einige Stunden warten zu müssen, bis die Reihe an uns käme und schirrten infolgedessen die Maultiere ab, um sie grasen zu lassen. Der Führer der Karawane erklärte indessen, uns den Vorrang lassen zu wollen, und da uns ein auffallend großes Fährboot zur Verfügung stand, schifften wir uns alle mitsamt unseren Vierfüßlern ein und ruderten hinüber.

Hier herrschte lautes und lebhaftes Treiben, Truppen lagerten am Ufer, Ordonnanzen kamen und gingen, Signale wurden geblasen, Last- und Maultiere aufgeschirrt, Sänften und Fahnen hin und her getragen und scheinbar sehr viel mehr Lärm gemacht, als nötig war. Selbstverständlich wurden wir beim Landen sogleich von einer neugierigen Menge umringt, und zum ersten Male wurde ich an mir selbst gewahr, wie wenig Sympathie die Söhne des Reiches der Mitte dem Europäer entgegenbringen. Ich wurde laut verhöhnt, wahrscheinlich auch beschimpft, und ich weiß nicht, welchen Ausgang diese ganze Scene genommen haben würde, wenn nicht plötzlich ein elegant gekleideter Chinese in hellblauseidenem Gewande und schwarzer Kappe, dem al-

seitig ehrerbietigst Platz gemacht wurde, erschienen wäre, um mich zu begrüßen und zwar in chinesischer Sprache, worauf ich mit „Guten Morgen“ antwortete. Fritz hatte inzwischen meine beiden Stühle von den Lasten losgelöst, und ich nahm nun mit dem himmelblauen Sohne des himmlischen Reiches auf denselben unter einem schattenspendenden Baume Platz. Ich ließ seine Excellenz — denn daß ich es mit dem Gouverneur zu thun hatte, stand für mich außer Zweifel — durch Hpo-win fragen, ob er der Schansprache mächtig sei. Nein! aber er werde einen seiner Leute, der schan und chinesisch spreche, herbeirufen lassen.

Zur Ausfüllung der hierdurch entstehenden Pause gab ich ihm meinen in chinesischer Sprache abgefaßten Empfehlungsbrief vom Konsul Stringer zu lesen, doch schien ihn der Inhalt desselben weit weniger zu interessieren, als der Inhalt meiner Taschen, und vor allem war es meine Uhr, die unter den zu Tage geförderten Gegenständen sein besonderes Wohlgefallen erregte. Nun hattte ich in Chiengmai und auch sonstwo in der Welt bereits erfahren, daß in China mit Geschenken und Bestechungen alles, ohne dieselben aber überhaupt nichts zu erreichen ist, und faßte daher schnell den Entschluß, dem Manne, von dem meiner Ansicht nach jetzt allein meine Weiterreise abhing, die bewunderte Uhr in einem passenden Momente zu verehren.

Dieser passende Moment ließ nicht lange auf sich warten; denn als der verlangte Dolmetscher nicht antrat, ersuchte mich Seine Excellenz, ihm in sein im Dorfe gelegenes Quartier zu folgen, und als er auf dem Wege dorthin wieder Uhr und Kette beliebäugelte, überreichte ich ihm, getreu meinem Grundsatze „nur nicht kleinlich“ beides zur gefälligen Ansicht auf unbestimmmte Zeit.

Ich wurde von meinem hohen Gönner — als solchen glaubte ich ihn wenigstens nunmehr ansehen zu dürfen — in einen Tempel geführt und mußte mich mit ihm auf einen erhöhten Sitz niederlassen. Etwa hundert Soldaten, die uns gefolgt waren, benahmen sich überaus lärmend, schnitten mir Gesichter und machten verschiedentlich das Zeichen des Kopfabschlagens, so daß ich mit Hilfe des endlich herbeigekommenen Dolmetschers Seine Excellenz bitten ließ, mich gegen derartige Unverschämtheiten in Schutz zu nehmen und die undisziplinierte Bande zur Ruhe zu verweisen. Das geschah, und für mehrere Minuten konnte ich ungestört mit dem Gouverneur verhandeln. Schließlich stellte ich den Antrag, man sollte mich noch in selbiger Stunde nach Talifu weiterziehen lassen. Darauf wiederum lautes Hohngelächter der Soldaten, malitiöses Lächeln meines Wirtes und die Erklärung, man bedaure, nicht in der Lage zu sein, diesem meinem Wunsche zu willfahren, da ich unter allen Umständen vorerst — die Ankunft des Gouverneurs abwarten müsse. Es stellte sich nun heraus, daß der Mann, dem ich meine Uhr und Kette geschenkt hatte, eine ganz unwichtige Persönlichkeit, ein Sekretär des Gouverneurs oder so etwas dergleichen war, und daß der Gouverneur selbst erst in zwei bis drei Tagen eintreffen würde. Unter lautem Gejohle der Soldaten wurde ich darauf von dem Pseudo-Gouverneur zum Flusse begleitet und höflichst ersucht, mich wieder mit Sack und Pack auf die Fähre zu begeben, um mich ans andere Ufer übersetzen zu lassen und bis auf weiteres nach Chieng Hung zurückzuverfügen.

Ich kann nicht gerade behaupten, daß ich in Chin Hla in besonders rosiger Laune wieder ans Ufer getreten wäre, aber als ich gewahrte, daß ein Teil der chinesischen Truppen

sich anschickte, ebenfalls über den Mekong zu setzen, vergaß ich über den Reiz des sich mir bietenden malerischen Bildes alle soeben erfahrene Unbill und setzte mich unter einen Baum, um zu sehen, was sich weiter entwickeln würde.

Etwa zweihundert Soldaten mit mindestens zwanzig Fahnen von enormer Größe und in allen möglichen Farbenzusammenstellungen, wie blau und rot, gelb-blau-rot, rot-weiß-grün gestreift, oder schwarz mit rotem rundem Felde wurden unter dem Geläute von Gongs und Posaunengeblase in Fährbooten über den Fluß geschafft. Die Soldaten selbst, scheinbar irreguläre Truppen, trugen die gewöhnliche chinesische Kleidung, blaue weite baumwollene Hosen und Kittel, darüber ein äußerst kleidsames ärmelloses Wams aus rotem Tuch mit schwarzem Besatz und mit aufgenähten schwarzen Schriftzeichen (Bezeichnung des Regiments) in runder Umrahmung. Ihre Kopfbedeckung bestand in flachen Hüten aus Bambusgeflecht mit gelbem Öltuch-Überzug. Unter ihren Gewehren sah ich Chassepots, Zündnadel-, Mauser-, Winchester-, Remington-, Snyder- und Feuersteinschloßgewehre. Wie ich erfuhr, zogen sie aus, um den sich in einem Nachbarstaate verborgen haltenden Fürsten aufzusuchen, doch kümmerte ich mich nicht weiter um ihre Bewegungen und kehrte, sobald ich sie hatte abmarschieren sehen, in mein am Morgen verlassenes Quartier zurück.

Hier mußte ich nun noch volle drei Tage auf die Ankunft des Gouverneurs warten, drei volle Tage, die ich, wenn ich nicht im Fluß herumplätscherte oder spazieren ging, soweit meine vielen Besucher mir Ruhe ließen, mit Lesen ausfüllte und zwar mit dem Lesen der Bibel. Meine sämtlichen mitgenommenen Novellen waren nämlich allmählich Blatt für Blatt

in die Ohren der Klosterschüler gewandert, die wenigen Reisewerke, die ich besaß, hatte ich zum, ich weiß nicht wievielten Male, durchstudiert, den Faust kannte ich auswendig und Friederike Kempner, an deren köstlichen Gedichten ich mich sonst in schweren Zeiten aufzurichten pflegte, war, gleich toujours perdrix, auf die Dauer nicht genießbar. Da war im rechten Augenblicke Fritz erschienen, hatte mir seine Taschenbibel in die Hängematte gelegt, und so war es gekommen, daß ich hier in dem entlegensten der Schanstaaten mich — und zwar zum ersten Male gründlich — in die heilige Schrift vertiefte.

Meinen Quälgeistern wurde bedeutet, daß ich mich mit dem Studium der Zusammensetzung einer neuen Medizin beschäftigte, durch die ich Greise in Jünglinge, alte Hexen in Jungfrauen und Knaben in Männer zu verwandeln beabsichtige, so daß sie sich ehrfurchtsvoll zurückzogen und den großen Medizinmann nur dann behelligten, wenn er die Lektüre unterbrach, um sich eine neue Pfeife zu stopfen. —

Endlich war der gefürchtete Gouverneur, wie ich von Selona Qua vernommen, der ihn gesehen und gesprochen hatte, thatsächlich angelangt. Ich machte mich also wieder auf die Reise und ritt, diesmal nur von Fritz, Hpo-win und einem von mir in Chieng Hung ermittelten, der chinesischen Sprache mächtigen Schan begleitet, nach Chin Hla, um von hier mit einem Fährboot, genau wie vor einigen Tagen, nach Talo überzusetzen.

Ich hatte jedoch die Rechnung ohne die Fährleute gemacht, und diese weigerten sich auf das entschiedenste, uns ihre Dienste zu leihen. Anfangs glaubte ich, wir hätten sie das letztemal nicht ihrer Erwartung entsprechend belohnt, als sie indessen selbst mit einem halben Dutzend

Silbermünzen sich nicht erweichen ließen, da wußte ich, was die Glocke geschlagen hatte und erfuhr denn auch, daß sie vom Gouverneur die Weisung erhalten hatten, weder mich noch meine Lasttiere über den Mekong zu befördern.

Nach langem Zureden gelang es mir, den mich begleitenden Schan zu bewegen, allein hinüber zu fahren, um dem Gouverneur meine Ankunft zu melden. Sobald er aber auf der andern Seite des Flusses angekommen war, schien er den Mut zu verlieren und blieb unschlüssig am Ufer stehen.

Da entwickelt sich plötzlich drüben ein prächtiges militärisches Schauspiel, wie es effektvoller selbst von den „Meiningern" nicht hätte inscениert werden können. Nicht in gleichem Schritt und Tritt, mit durchgedrückten Knieen und Händen an der Hosennaht, sondern in buntem, malerischem Gewirr, kommt ein großer Haufe chinesischer Soldaten mit einigen dreißig riesenhaften Fahnen in allen Farben des Regenbogens vom Dorfe zum Flusse hinuntergestürzt. Ihre Offiziere sind beritten auf prunkvoll aufgeschirrten Maultieren oder Ponys und tragen anstatt des Säbels jeder einen Fächer in der Rechten, mit dem sie sich Kühlung zufächeln, denn es ist ein nahezu unausstehlich schwüler Vormittag. Da, ein Böllerschuß, Posaunengeblase und Gonggeläute. Ein Träger mit großem rotem Schirm an hoher Stange erscheint, gefolgt von vier Bläsern mit etwa fünf Fuß langen Messingposaunen und mehreren Gongschlägern, dann kommen zehn Träger mit kleinen roten Fähnchen und zwei weitere mit solchen aus weißem Stoffe, auf die schwarze chinesische Schriftzeichen aufgenäht sind, darauf einige Reiter, endlich die Sänfte des Gouverneurs und zum Schluß wieder Soldaten in buntem Durcheinander.

In einzelnen Abteilungen erfolgte nun das Übersetzen des aus etwa 200 Personen bestehenden Zuges, ein unbeschreiblich fesselndes Bild, zu dem die waldigen Ufer des majestätisch seine Fluten dahinwälzenden Mekong einen prächtigen Hintergrund bildeten. Ich hatte mich in der Nähe des Landeplatzes aufgestellt und erwartete, der Gouverneur würde sich durch die in diesen Gegenden so selten gesehene Erscheinung eines Europäers veranlaßt fühlen, in irgend einer Weise Notiz von mir zu nehmen. Seine Excellenz verließ jedoch selbst während des Übersetzens die Sänfte nicht und würdigte mich auch nach erfolgter Landung keines Blickes. Die an mir vorüberziehenden Truppen benahmen sich heute etwas gesitteter, und man schnitt mir weder Gesichter, noch beschimpfte man mich in irgend einer Weise. Nachdem sich der Schwarm verlaufen hatte, ritt ich in einiger Entfernung dem die Richtung nach Chieng Hung einschlagenden Zuge nach und sah ihn nach wenigen Minuten vor einem Tempel in Chin Hla Halt machen und den Gouverneur aussteigen. In demselben Augenblicke als er den Tempel betrat, wurde wieder ein Böllerschuß gelöst, dann wurden sämtliche Fahnen aufgepflanzt, die Gewehre zusammengestellt, Reit- und Lasttiere abgeschirrt, kurz, es war klar, daß man hier und nicht in Chieng Hung Quartier beziehen wollte, was mir außerordentlich angenehm war, da ich anderenfalls wohl gezwungen worden wäre, meinen Justizpalast an die bezopfte Excellenz abzutreten.

Nach der Nichtbeachtung, die mir heute von Seiten des Gouverneurs zu teil geworden war, nach dem Verbote an die Fährleute, mich über den Mekong zu setzen, war es mir klar geworden, daß ich keine Aussicht hatte, ohne einen chinesischen Paß auf dem von mir geplanten Wege nach Yun-

nan zu kommen. Das was mir zwar ein Strich durch die Rechnung, aber auf diesen Strich hatte ich gefaßt sein müssen und nahm mir das Scheitern meines Planes auch weiter nicht sonderlich zu Herzen. Interessant ist das Reisen in so wenig bekannten Ländern, wie die Schanstaaten es sind, überall, und mir standen ja immer noch die verschiedensten Wege offen. Ich konnte westwärts über Moné nach Mandalay, südwärts über Luang Praban nach Annam oder Kambodscha, oder aber ostwärts, durch fast gänzlich unerforschte Gebiete gen Tonking ziehen. Ins Lager zurückgekehrt, holte ich mein mehr als mäßiges Kartenmaterial hervor und besprach mit Fritz die verschiedenen Routen. Kaum hatten aber meine Yunnanesen Wind davon bekommen, daß ich vom Gouverneur nicht empfangen, sondern als Luft behandelt worden war und höchstwahrscheinlich nicht nach Talifu weiterziehen würde, als sie auch schon erklärten, unter keinen Bedingungen mir in ihnen unbekannte Länder folgen zu wollen. Auch der Balletttänzer kam jammernd und bat, zu seiner kleinen Frau heimkehren zu dürfen, da jetzt der Krieg im Lande losgehe und sämtliche Schans von den Chinesen niedergemacht werden sollten.

Ich ließ all diesen kleinmütigen Gesellen durch Fritz sagen, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei, empfahl ihnen das Weitere abzuwarten und Thee zu trinken.

Abends kam Selona Qua, der den ganzen Nachmittag mit dem Gouverneur verhandelt hatte, in vortrefflicher Laune, um mir mitzuteilen, er habe mit Seiner Excellenz über meine Reise gesprochen und letzterer den Wunsch geäußert, morgen Vormittag meinen Brief vom englischen Konsul und „mein Gesicht" zu sehen.

Über diese Wendung der Dinge war ich auf das angenehmste

überrascht, da ich erwartet hatte, der Gouverneur würde sich überhaupt weigern, in irgend welchen Verkehr mit mir zu treten, nachdem er von seinem Sekretär erfahren haben mußte, daß ich mich nicht im Besitze eines chinesischen Passes, ohne den nun einmal niemand über die Grenze gelassen werden darf, befand.

Gegen 9 Uhr am folgenden Morgen trat ich, nunmehr zum dritten Male, den Marsch nach Chin-Hla an und stieg, daselbst angekommen, vor dem als Hauptquartier dienenden Tempel vom Pferde.

Zwischen widerlich zudringlichen Soldaten hatte ich hier etwa eine Viertelstunde zu warten, bis ein junger Chinese, dem Anschein nach ein Sekretär, erschien und mich aufforderte, ihm zu folgen. Im Innern des Tempels, einem imposanten Gebäude mit gemauertem Fußboden und Fachwerkwänden, kam mir ein hochgewachsener, stämmiger Mann, der sich vortrefflich zum Gardekürassier geeignet haben würde, in dunkelblau seidenem chinesischem Gewande, schwarzseidener Jacke mit hellblauem Ärmelaufschlag und kleiner schwarzer Mütze mit rotem Knauf entgegen, schüttelte, um mich zu begrüßen, nicht mir, sondern der Sitte seines Landes gemäß sich selber unter gleichzeitiger Verbeugung die Hände und führte mich durch die in zwei Reihen angetretenen spalierbildenden Offiziere und sonstigen Beamten zu einer erhöhten Plattform, über der ein roter Baldachin angebracht war. Als Gast hatte ich mich nun, nach chinesischem Ceremoniell, zur Linken des Gouverneurs niederzulassen, dann wurde Thee gebracht, den wir, uns ab und zu gegen einander verbindlich verneigend, aus flachen Schälchen schlürften, bis Seine Excellenz glaubte, daß es Zeit sei, die Verhandlung zu eröffnen und Fritz, einen der burmesischen und Schansprache

mächtigen Schan, den ich mit Hilfe von Selona Qua in aller Eile an Stelle des über Nacht ausgerissenen Balletänzers, der es scheinbar vor Heimweh nicht länger hatte aushalten können, aufgetrieben hatte, und einen seiner eigenen Leute, der schan und chinesisch verstand, heranwinkte. Ich benutzte die dadurch entstehende Pause, Umschau im Tempel zu halten und entdeckte dabei hinter unseren Sitzen auf der mit Teppichen bedeckten Plattform ein ganzes Sortiment Opiumpfeifen von zum Teil kostbarer Arbeit nebst allem Zubehör an Lämpchen, Nadeln, Büchschen u. s. w. Alles lag da in schönster Ordnung und Richtung, wie die Kämme, Bürsten, Puderbüchsen und Parfümfläschchen auf dem Toilettentische einer eleganten Dame. Die Unterhaltung ging nun in folgender Weise vor sich. Der Gouverneur stellte Fragen und erteilte Antworten auf chinesisch, welches von einem seiner Leute in die Schansprache, von meinem Dolmetscher wieder ins Burmesische übersetzt wurde, durch Fritz gelangten die Worte endlich, ins Englische übersetzt, in mir vertrauten Lauten an mein Ohr.

Sprach ich zum Gouverneur, so traten die drei Dolmetscher in umgekehrter Reihenfolge in Thätigkeit. Begreiflicherweise verlor die Unterhaltung durch diese verschiedenen Übersetzungen und die Langsamkeit, mit der sie von statten gingen, viel an Reiz, und ich bereute in jener Stunde lebhaft, genötigt gewesen zu sein, Bogiman zu entlassen.

Zuerst ließ mich der Gouverneur um den Empfehlungsbrief von Mr. Stringer bitten und mir nach Durchsicht desselben eröffnen, daß ich die chinesische Grenze nur mit einem Passe, welcher das Kaiserliche Siegel trüge, überschreiten könne. Vergeblich suchte ich sein Herz durch die Geschichte

von meinem erkrankten Bruder zu erweichen, er blieb dabei, mich nicht weiterziehen lassen zu können. Ich ließ ihm darauf auseinandersetzen, er könne mir zwar die Erlaubnis verweigern, chinesisches Gebiet zu betreten, ich bestritte ihm dagegen jedwedes Recht, mir zu verbieten, den Mekong zu kreuzen und mir irgend welche Vorschriften in Bezug auf meine Reisen im Staate Chieng Hung zu machen, da dieser Staat ebensowohl der Königin von England, wie dem Kaiser von China tributär sei und ich mich, wie er sich überzeugt habe, im Besitze eines Passes von der englischen Regierung befände. Demnach sei ich gewillt, auch ohne seine Erlaubnis zu gehen, um zu sehen, ob nicht von Peking aus ein Paß für mich nach Ssumao geschickt worden sei.

Ich hatte große Schwierigkeiten mit dem chinesischen Dolmetscher, der sich scheinbar fürchtete, seinem Herrn meine Rede zu übersetzen und infolge dessen einfach den Dienst verweigerte, bis der Gouverneur ihm auf meinen Wunsch befahl, meine Auslassungen wortgetreu wiederzugeben, worauf ich endlich erfuhr, daß von der Erteilung einer Erlaubnis zum Überschreiten des Mekong unter keinen Umständen die Rede sein könne.

Meine Frage, was sich ereignen würde, wenn ich trotzdem weiter ginge, beantwortete Seine Excellenz lakonisch mit der Geste des Kopfabschneidens. Natürlich faßte ich das als einen groben Einschüchterungsversuch auf und ließ daher meinem Freunde sagen, dergleichen Scherze seien für mich noch niemals Hinderungsgründe gewesen, an solche Dinge sei ich längst gewöhnt.

Nie werde ich das verblüffte Gesicht vergessen, welches der Gouverneur machte, als er nach vielem Drängen endlich von dem am ganzen Leibe zitternden chinesischen Dolmetscher

erfuhr, was ich gesagt hatte, und nicht nur er schien verblüfft, sondern auch die immer noch spalierbildenden Sekretäre und Offiziere sahen mich an, als sei ich der leibhaftige Gottseibeiuns.

Sollte ich ihnen allen mit meiner schnodderigen Antwort imponiert haben? So schmeichelte ich mir anfangs, bald aber erfuhr ich, daß es nicht diese, sondern meine unbeabsichtigte Rücksichtslosigkeit war, die ihnen Eindruck machte, denn Seine Excellenz hatte mit der betreffenden Geste nicht andeuten wollen, daß mein Kopf in Gefahr sei, wenn er mich ziehen ließe, sondern daß er selber in solchem Falle riskiere, seinen eigenen Kopf zu verlieren. Selbstverständlich ließ ich, und zwar zu allgemeiner Belustigung, dieses Mißverständnis sofort aufklären, aber Seine Excellenz war infolge meiner Äußerung trotzdem solcherweise aus der Fassung geraten, daß er sich soweit vergaß, den Thee direkt aus dem zwischen unseren Schalen stehenden Topfe zu trinken.

Unter den aufgestellten Beamten befand sich auch mein Freund von Talo, den ich s. Z. für den Gouverneur gehalten und dementspechend behandelt hatte. Um seinen Mund spielte ein boshaftes, unverschämtes Lächeln, und er sah mich an, als wollte er sagen: „Dich habe ich aber einmal hübsch übers Ohr gehauen“.

Zu meinem Glück kann ich es nun, wenn es darauf ankommt, in Bezug auf Maliziösität, selbst mit einem Chinesen aufnehmen und entschloß mich daher, dem Herrn Pseudo-Gouverneur die Lehre zu erteilen, daß man einen Germanen nicht ungestraft über den Löffel barbiert. Ich hatte nämlich zwischen den Opiumpfeifen des Gouverneurs eine elende alte Cylinderuhr liegen sehen und die Überzeugung gewonnen,

daß ich mit meiner Remontoiruhr bei Seiner Excellenz sicherlich nicht abgewiesen worden wäre. Nachdem ich somit das maliziöse Lächeln des Sekretärs mit einem noch maliziöseren beantwortet hatte, ließ ich den Gouverneur fragen, wie ihm die Uhr gefiele, die ich mir erlaubt hätte, ihm durch seinen Sekretär zustellen zu lassen. Große Überraschung auf Seiten Seiner Excellenz, Bestürzung auf Seiten des von mir bezeichneten Beamten, der auf einen Wink seines Herrn vortreten muß — unverständliche Fragen und Antworten — dann eine stürmische Scene mit Anschnauzen, Rüffeln und Drohungen und endlich als Schlußtableau Auslieferung der Uhr an den Gouverneur.

Ich aber saß da mit einem Gesichte, so unschuldsvoll wie das eines Lotterielose ziehenden Waisenknaben und war teuflisch froh darüber, dem unverschämten Chinesen gedient zu haben und zweitens darüber, daß meine Uhr schließlich doch noch an den richtigen Mann gekommen war.

Der Gouverneur schien hoch erfreut über das Geschenk, ließ mir jedoch sein aufrichtiges Bedauern ausdrücken, mir trotzdem nicht gestatten zu können, an das andere Mekongufer hinüberzusetzen und riet mir, da ich mit meinen 4 Leuten den Kampf gegen seine Truppen ja doch nicht aufnehmen könne, ruhig dahin zurückzukehren, woher ich gekommen sei. Nachdem er mich dann noch um Chinin gebeten hatte, ließ er den Dolmetschern durch einen Diener sagen, es sei für ihn die Stunde des Opiumrauchens gekommen. Ich erhob mich, schüttelte mir die Hände und verließ, bis an die Thürschwelle von Seiner Excellenz begleitet, den Tempel, um auf Radjas Rücken nach Chieng Hung zurückzukehren.

In der Nähe der Dorfschaft lagerten auf abgeernteten Reisfeldern wieder mehrere Karawanen, die sich auf der

Heimreise nach Yunnan befanden. Ich rechne, daß während der kurzen Zeit meines Weilens in Chieng Hung über 1200 Maultiere bei Talo den Mekong kreuzten und erfuhr, daß der Fährverkehr sich jährlich auf etwa 15000 Lasttiere beziffere, d. h. etwa 7500 von Yunnan kommende und die gleiche Zahl dahin zurückkehrender.

Rechnet man das durchschnittliche Gewicht einer Last auf 65 Kilogramm, so würde das Gesamtgewicht der hin und her beförderten Lasten 975000 Kilogramm betragen und demnach zwei von Moulmein kommende und dahin zurückkehrende Eisenbahnzüge von je 25 Waggons zu 10000 Kilogramm Tragfähigkeit ausreichen, den ganzen Verkehr eines Jahres zu bewältigen.

Zwar kann man mit einer solchen Berechnung nicht eo ipso die Unrentabilität einer Eisenbahn beweisen, denn nach Eröffnung einer solchen gelangen eben massenhaft Waren zur Beförderung, deren Transport mit Lasttieren sich nicht lohnt, es scheint mir jedoch mehr als fraglich, daß eine Bahn Moulmein-Chieng Hung in absehbarer Zeit Aussicht hat, sich bezahlt zu machen.

Sachverständige haben festgestellt, daß die technischen Schwierigkeiten zur Legung des geplanten Schienenweges ohne sonderliche Unkosten zu überwinden sind, aber das Land, durch welches dieser Weg führt, ist, wenn auch hie und da von schier unerschöpflicher Fruchtbarkeit, doch derartig dünn bevölkert und die dünne Bevölkerung so daran gewöhnt, von der Hand in den Mund zu leben, daß ich thatsächlich nicht weiß, was in irgend welchen nennenswerten Mengen zur Ausfuhr oder Einfuhr gelangen sollte. Die Bahnenthusiasten trösten sich mit den in Yunnan verborgenen Reichtümern und dem Aufschwunge, den der Handel

dieser chinesischen Provinz mit Burma nehmen würde, aber ich fürchte nach allem, was ich erfahren habe, der Reichtum und somit die Kaufkraft Yunnans, namentlich der hier in Frage kommenden westlichen Hälfte dieser Provinz, werden bei weitem überschätzt. Was bis heute von hier ausgeführt wird, ist in der Hauptsache Salz, das Haupteinfuhrprodukt rohe Baumwolle. Ersteres wird bereits in den Schanstaaten abgesetzt und zwar mit einem so geringen Profit, daß daraus allein schon hervorgeht, daß es lediglich faute de mieux mitgenommen wird. Hätten die Leute genügend Seide und andere wertvollere Produkte auszuführen, sie würden ihre Tiere sicher mit diesen anstatt mit Salz belasten und ebenso anstatt roher Baumwolle fertige Stoffe zurückbringen, wenn sie für dieselben genügend Abnehmer finden könnten. Das ist indessen scheinbar nicht der Fall, denn die Menge der nach Talifu beförderten Baumwollstoffe ist verschwindend klein im Vergleich zu derjenigen roher Baumwolle. West-Yunnan führt sogar Thee von den Schanstaaten ein und ich begreife nicht, wie die Bahnenthusiasten dazu kommen, sich eine Thee-Ausfuhr von Yunnan über Chieng Hung zu versprechen. Solche findet allerdings statt, aber ebenso wie die Ausfuhr von Zinn nur von Ost-Yunnan und von da naturgemäß auf dem Wasserwege nach Hanoi, der Hauptstadt Tonkings.

Petroleum wäre meiner Ansicht nach das einzige Produkt, wofür sich nach Eröffnung einer Bahn in Yunnan ein größeres Absatzgebiet finden ließe, und das würde wohl kaum hinreichen, ein so kostspieliges Unternehmen bezahlt zu machen.

Daß eine Bahn nach Chieng Hung — vorausgesetzt, daß die englische Regierung überhaupt diesen Staat unter ihre mütterlichen Fittiche zu nehmen die Absicht hat und es nicht vorziehen sollte, ihre Rechte an China abzutreten —

daß eine Bahn in diesem Falle für England vom politischen Standpunkte aus im höchsten Grade erwünscht wäre, wird niemand, der die Verhältnisse kennt, bestreiten. Auch wäre es ja immerhin möglich, daß die Erschließung der Laos- und Schanstaaten eine erhebliche Zunahme der Bevölkerung der durchschnittenen Länderstriche im Gefolge haben und neues Leben aus den Ruinen von Chieng Hai, Chieng Sen und Chieng Hung blühen könnte und daß endlich die zukünftigen Bewohner dieser zukünftigen Großstädte sich geneigt zeigen würden, englischen Stoffen gegen ihre eigenen den Vorzug zu geben. Aber gut Ding will Weile haben, und ich würde daher, so sehr ich wünschte, die besprochene Bahn gebaut zu sehen, jedermann, der mich fragte, ob ich dieselbe für eine gute, Aussicht auf Verzinsung bietende Kapitalsanlage hielte, als ehrlicher Mann die Antwort geben müssen: „Nein!"

Für die englische Regierung kann sie das allerdings werden, weil sich diese damit in den Laosstaaten einnisten könnte. Für eine Privatgesellschaft wird sich die Bahn in absehbarer Zeit nicht rentieren und überhaupt kaum jemals, wenn sie von der chinesischen Regierung nicht bis Talifu oder Yunnanfu weitergeführt würde.

Aufbruch von Chieng Hung.
Zum dritten Male über den Mekong.

In meinem Quartier wieder angelangt, ließ ich mir Selona Qua kommen, um von ihm Erkundigungen über die einzuschlagende Route nach Tonking einzuziehen, denn für einen Marsch dorthin hatte ich mich entschieden. Leider wußte er ebenso wenig Genaues, wie irgend einer seiner Leute.

Nach Aussage der einen sollte der Marsch bis zur Grenze nur 14 Tage dauern, andere meinten, man könne mit flotten Maultieren die Reise in nicht weniger als zwei Monaten zurücklegen. Jedenfalls kam ich bald zu der Überzeugung, daß entweder meine Karten oder aber die mir gemachten verschiedenen Angaben falsch sein müßten. Es stellte sich später im Laufe der Reise sogar heraus, daß die einen ebenso unrichtig waren wie die anderen.

In wohlgesetzter Rede eröffnete ich nun meinen Yunnanesen, daß ich mich nach Rücksprache mit dem Gouverneur entschlossen habe, meinen Reiseplan zu ändern, anstatt nach dem traurigen Yunnan, in die köstlichen Gefilde Tonkings zu ziehen beabsichtige und als selbstverständlich annehme, daß sie, die erklärt hätten, mir bis in die Hölle folgen zu

wollen, mich jetzt ins Paradies zu begleiten ebenfalls gewillt seien.

Sie schienen sich indessen für die Reize dieses Paradieses durchaus nicht zu interessieren, behaupteten, der Weg dorthin führe durch ein Spalier von Tigern und Räubern, und Bogiman, der s. Z. mit gegen die Franzosen gekämpft, habe ihnen nur Schlechtes von diesen erzählt. Kurzum, das Ende vom Liede war, daß sie sich wieder einmal weigerten, mir zu folgen. Liebkosungen, Versprechungen, Drohungen, nichts half, und da Lali, als ich ihm beim Morgengrauen befahl, die Maultiere von der Weide zu holen, kaltlächelnd den Gehorsam verweigerte, ließ ich Radja satteln und schleppte mit Fritzens Hilfe den obstinaten Yunnanesen zum Gouverneur.

Dieser empfing mich freundlich, wusch dem sich zu seinen Füßen windenden Lali in höchst energischer Weise den Kopf und erklärte ihm, daß ihm derselbe ohne weiteres abgeschlagen werden würde, wenn Nachricht von mir an ihn, den Gouverneur, gelange, daß er, Lali, mir nicht gehorcht habe. Gleichzeitig empfahl mir Se. Excellenz, Stock und Reitpeitsche nicht zu schonen, da alle mohamedanischen Yunnanesen Hallunken seien, auch wolle er, wenn ich es wünsche, dem Lali auf der Stelle eine tüchtige Tracht Prügel verabfolgen lassen. Großmütig auf einen derartigen Beweis der Liebenswürdigkeit des schlagfertigen Herrn verzichtend, nahm ich Abschied von meinem hohen Gönner und ritt heim. Unterwegs traf ich im Dorfe Selona Qua, der eifrig beschäftigt war, Lebensmittel für die chinesischen Truppen aufzutreiben. Alles sollte, wie er mir sagte, vom Gouverneur bezahlt werden, was freilich, wie ich nach den Erfahrungen annehmen darf, die ich inzwischen mit chinesischen Beamten gemacht

habe, späterhin kaum geschehen sein dürfte. Ich bat ihn, mir noch im Laufe des Tages einen Geleitsbrief für das gesamte Gebiet des Staates Chieng Hung auszustellen, sowie mir für den nächsten Tag einen Führer zu besorgen und setzte dann meinen Weg fort.

Schon von weitem sah ich Maizalee am Bergabhange von Chieng Hung stehend uns zuwinken. Er hatte, wie sich herausstellte, nicht erwartet, Lali wiederzusehen, sondern dessen Kopf für rettungslos verloren gehalten, um so größer war seine Freude jetzt, als er seinen Kameraden nicht nur in ungeköpftem, sondern sogar in unverprügeltem Zustande wiedersah. Die freudige Stimmung hielt jedoch nicht lange an, als er erfuhr, was der Gouverneur gesagt hatte und daß die Reise jetzt ungeachtet aller Proteste nach Tonking gehen sollte.

Trotzdem ich jedem zwanzig Rupien Belohnung für den Marsch versprach, waren sie für den Rest des Tages in gedrückter Stimmung, suchten mich immer und immer wieder durch Auftischung der fürchterlichsten Geschichten zur Änderung meines Vorhabens zu bewegen und heulten, als sie damit kein Glück hatten, wie ungezogene Kinder.

Ich hielt Maizalee vor, er habe zu mir in Chieng Sen gesagt, daß er keine Furcht vor Räubern kenne. Er meinte darauf, diese Erklärung habe sich nur auf die Schanräuber bezogen, von denen er es allein mit einem halben Dutzend aufnehme. Die Räuber in Tonking hingegen seien Chinesen, seine eigenen Landsleute, und mit denen sei nicht gut Kirschen essen, darauf könne ich mich verlassen.

Abends brachte Selona Qua den gewünschten Paß und stellte einen Führer für den nächsten Morgen in Aussicht. Als Abschiedsgeschenk überreichte er mir eine kleine

Flasche mit Reisschnaps und bat dafür um eine Medizin, die ihn „stark“ mache, doch erhielt er nur einige Rhabarberpillen, Angelhaken und ein Rasiermesser. Er sagte mir allerhand Liebenswürdiges und rühmte u. a. die ungewöhnliche Menschenkenntnis, die ich dadurch bewiesen, daß ich den Männern Angelhaken und den Weibern Nähnadeln geschenkt habe, anstatt umgekehrt. Dann verabschiedete er sich von mir mit der Versicherung, ich sei willkommen in Chieng Hung, wenn immer ich wiederkomme, selbst wenn ich mich für einige Jahre dort niederlassen wolle, denn man habe mich lieb gewonnen und gesehen, daß ich ein Freund der Schans sei.

Nachdem er und seine Begleiter mich verlassen hatten, wurden die letzten Vorbereitungen für die Abreise getroffen. Die Lasttiere waren von der Weide geholt, neben unserem Schuppen angebunden worden und was von den Gepäckstücken nicht für die Nacht benötigt wurde, ließ ich schon jetzt zusammenschnüren und an den Lastgabeln befestigen. Als dies beendet war, saß ich noch lange allein in der milden Märznacht, freute mich über den köstlichen Appetit unserer Vierfüßler, die, trotzdem sie sich während einer Woche lediglich mit Fressen beschäftigt hatten, behaglich schnaubend und kauend unmittelbar neben meinem Bette vor ihrem Nachtfutter standen. Was würden die nächsten Tage uns bringen? Würden wir morgen ungehindert einige Meilen unterhalb Chieng Hung den Mekong überschreiten können oder aber auf neue Schwierigkeiten mit den chinesischen Truppen stoßen? Würden wir am jenseitigen Ufer als Freunde oder als Feinde empfangen werden, und wie würden wir überhaupt jetzt weiterkommen, da niemand von uns den Weg kannte und wir einen Dolmetscher nicht besaßen? Was endlich würden die Franzosen sagen, falls wir glücklich die Grenze

Tonkings erreichen? Würde man uns ohne Paß ins Land lassen oder nicht?

Schwere Sorgen waren es, die mich quälten und mich noch lange wach hielten, als alles um mich herum zur Ruhe gegangen war, bis auch ich endlich ermüdet von den Aufregungen der letzten Tage einschlief.

Um vier Uhr pfiff ich bereits Reveille und beim Schein der Laternen packten wir den Rest der Lasten zusammen, um noch vor Sonnenaufgang abmarschieren zu können, da mir daran gelegen war, möglichst unbemerkt Chieng Hung zu verlassen und zu vermeiden, daß der Gouverneur Meldung davon erhielt, welchen Weg ich eingeschlagen hatte. Ich erwartete immer noch, er würde mich an dem Überschreiten des Mekongs zu verhindern suchen. Als ich den Yunnanesen befahl, ihre Lasttiere aufzuschirren und die Gepäckstücke zu befestigen, rührten sie sich nicht vom Fleck, sondern blieben, in ihre Filzdecken gehüllt, ruhig am Boden liegen.

Gar zu gern hätte ich nun zu dem mir vom Gouverneur so warm empfohlenen Stock gegriffen, aber ich unterdrückte diesesmal noch den furor teutonicus, ehrlich gestanden, weil ich fürchtete, in einem Kampfe mit dem hünenhaften Maizalee den kürzeren zu ziehen. Da Fritz mir außerdem erzählt hatte, daß Maizalee Besitzer eines unserer Maultiere sei und ich wußte, daß Lali ohne Opium nicht existieren konnte, er also als gänzlich mittelloser Mensch an mich, der ich mich, um ihn damit zu kirren, mit Opium versorgt hatte, gefesselt war, so kümmerte ich mich weiter gar nicht um die Kerle, sondern machte mich mit Fritz und Vadiwal selber an die Aufschirrung und Packerei, eine keineswegs leichte Arbeit für Leute, die nicht daran gewöhnt sind.

Die größte Schwierigkeit aber hatten wir damit, die Maultiere endlich auf den Weg zu bringen, da auch sie entschlossen schienen, Chieng Hung nicht zu verlassen. Schließlich gelang der Start mit Hilfe des von Selona Qua gesandten Führers, und als wir etwa eine Meile marschiert waren, kamen auch Maizalee und Lali hinterher gelaufen und gingen auf ihre Posten, als sei nichts vorgefallen.

Unser Weg verlor sich, sobald wir Chieng Hung hinter uns gelassen hatten, in die Berge. Hier ohne Führer vorwärts zu kommen wäre einfach ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, denn ein eigentlicher Pfad war nicht vorhanden, vielmehr hatten wir uns mit Hilfe unserer Dhas durch dichten Bambuswald den Weg zu bahnen. Zuweilen gelangten wir an kleinere Lichtungen, die von den in den Bergen verstreut wohnenden Kakuas oder Akas, wie die Yunnanesen sie nennen, zum einmaligen Anbau von Reis geschaffen waren. Vier oder fünf Leute dieses interessanten Stammes begegneten uns in einer engen Schlucht, in der sie uns unmöglich ausweichen konnten. Eines der Weiber trug wieder den von mir bereits beschriebenen originellen Kopfschmuck, die Männer waren in dunkelblaue Hosen und Jacken gekleidet. Sie alle waren ungemein scheu und wurden auch nicht zutraulicher, nachdem ich der Dame einen meiner schönen Rubinringe, von denen ich für solche Fälle stets einen oder zwei an der Hand zu tragen pflegte, verehrt hatte. Als ich mich später noch einmal nach ihnen umsah, bemerkte ich, wie mein Geschenk ins Dickicht geschleudert wurde, sicherlich nicht etwa, weil es als wertlos erkannt worden war, sondern aus Furcht vor der Nat, die die Besitzerin einer solchen Kostbarkeit vielleicht um dieselbe beneiden und ihr infolge dessen Unheil zufügen konnte.

Wie furchtsam vor bösen Geistern und wie abergläubisch diese verborgen in der tiefsten Wildnis lebenden Leutchen sind, erkennt man an den vielfach im Walde aufgestellten Teufelsfallen. Auch über den schmalen, zu ihren Hütten führenden Waldsteigen sieht man nicht selten eine aus Bambus errichtete Art Ehrenpforte sich erheben, die den Zweck haben soll, alles Böse fernzuhalten. Die Kakuas selbst gehen stets um diese Gerüste herum, und desgleichen thaten auch mein Führer und die Yunnanesen. Das Merkwürdigste aber war, daß Pig sich auf keine Weise bewegen ließ, mir durch dieselben zu folgen. Entweder mußte er von Jugend auf daran gewöhnt sein, sie zu umgehen, oder sie enthielten für ihn etwas hochgradig Abschreckendes, was ich begriff, wenn, wie das zuweilen der Fall war, die mit Stroh ausgestopfte oder über ein Bambusgeflecht gezogene Haut eines Hundes oder Leoparden an dem Gerüste hing, aber nicht da, wo es sich lediglich um einige zusammengebundene Bambusstangen handelte. Da auch Nadja mehrfach vor ihnen scheute, nehme ich an, daß vielleicht der Boden mit irgend einer den Tieren unangenehm riechenden Flüssigkeit, Blut oder dergleichen getränkt ist.

Nach fünf Stunden ermüdender Kletterei gelangten wir an eine reizende Lichtung mit einer zwischen Felsblöcken hervorsprudelnden silberklaren Quelle, prächtigem Waldesschatten und saftigem Grase. Hier machten wir Rast, um unser Frühstück einzunehmen.

Kaum hatten wir die Lasten abgenommen und uns niedergelassen, als uns gegenüber aus dem Dickicht mit melodischem Glockengeläute eine Ochsenkarawane zum Vorschein kam und neben uns Lager bezog. Die Treiber waren Schans, brachten yunnanesisches Salz in die Berge und kamen

von der Fährstelle, die unser heutiges Reiseziel war, was wir mit begreiflicher Freude vernahmen, da wir somit sicher waren, den Weg dorthin gangbar zu finden. Sie zeigten sich anfangs unliebenswürdig, wurden jedoch zutraulich, nachdem ich sie mit Angelhaken beschenkt hatte.

Zur Erinnerung an die Erfolge, die ich bei der Bevölkerung der Schanstaaten mit meinen kleinen Geschenken erzielte, trug ich nach dem Frühstück die folgenden Verse in mein Tagebuch ein:

Die Gunst der Frauen erwarb ich
Mit Nadel und mit Zwirn,
Ich wußte die wildesten Männer
Mit Angelhaken zu kirr'n,
Dieweil mit bemalten Papieren
Und allerlei lustigem Tand
Mit Leichtigkeit den Weg ich
Zum Kinderherzen fand.

Weniger poetisch, aber vielleicht um so interessanter dürfte die nachstehende Eintragung unter dem gleichen Datum sein:

„Die Yunnanesen scheinen sich in ihr Schicksal gefunden und jedenfalls nichts von ihrem bewundernswerten Appetit verloren zu haben; denn ich sah sie einen Topf mit Reis leeren, der einer großen indischen Familie für zwei Tage vollauf genügt haben würde. Minder erfreulich ist mir dagegen die Wahrnehmung eines derartig intimen Verhältnisses zwischen Vadiwal und Maizalee, daß ersterer dem letzteren auf seinem Kopfe das ausschließliche Jagdrecht auf den pediculus eingeräumt zu haben scheint. Ich sah Vadiwal von diesem Rechte mit einem geradezu unheimlichen Eifer Gebrauch machen, bis ich dazwischen fuhr und mir die Sache, als mit den Pflichten eines Koches schwer vereinbar, energisch verbat. Ich werde infolge dieses Vorkommnisses wohl für

die nächsten Tage auf die aus Vadiwals Händen hervorgehenden Chupatties Verzicht leisten."

Um halb zwei Uhr marschierten wir weiter und stiegen nach Überschreitung zweier hoher Bergrücken auf steilem Pfade zum Flusse hinab. Zu meinem Schrecken sah ich die mit ihren Booten am Strande haltenden Fährleute bei unserer Annäherung in fluchtartiger Eile vom Ufer stoßen und zur anderen Seite des Flusses hinüberrudern. Zweifellos hatten sie vom chinesischen Gouverneur Instruktionen erhalten, uns nicht überzusetzen, und wir mußten uns daher, auch wenn es uns gelingen sollte, mit Hilfe selbst hergestellter Bambusflöße den Fluß zu kreuzen, auf weitere Hindernisse gefaßt machen.

Um zu überlegen, was zu thun sei, ließ ich vorläufig den Maultieren die Lasten abnehmen und schickte Fritz ins nahegelegene Dorf Ban Lu, um einige Bewohner desselben zwecks Rücksprache herbeizuholen. Er kam aber bald mit der Botschaft zurück, die Leute hätten sämtlich die Flucht ergriffen. Zum Glück gelang es mir, etwas unterhalb des Dorfes einen am Ufer liegenden Einbaum zu entdecken, in dem ich Fritz nebst Führer auf die andere Seite sandte, um dort die Fährleute durch gute Belohnung für uns zu gewinnen und ihnen sagen zu lassen, daß ich ein Freund Selona Quas und aller Schans sei.

Wider alles Erwarten hatten ihre Bemühungen Erfolg, so daß sie nach kaum einer Stunde mit zwei großen bemannten Fährbooten zu uns zurückkommen konnten. Es stellte sich heraus, daß die Leute zwar gehört hatten, wir seien von den chinesischen Truppen bei Talo am Übersetzen verhindert worden und daß sie fürchteten, mit dem Gouverneur in Konflikt zu geraten, wenn sie uns behilflich wären, daß

hingegen ein direktes Verbot bisher nicht an sie gelangt war. Ich beruhigte sie mit Geld und guten Worten und vor allen Dingen damit, daß wir ihnen ein Fährboot abnahmen, um allein mit demselben zum jenseitigen Ufer zu fahren, so daß ihnen später nicht der Vorwurf gemacht werden konnte, uns Hilfe geleistet zu haben. Der Übergang vollzog sich dann, wenn auch unter bedeutendem Zeitverlust, ohne sonderliche Schwierigkeiten, und mit dem frohen Bewußtsein, eines der gefürchtetsten Hindernisse glücklich überwunden zu haben, standen wir gegen Sonnenuntergang zum zweiten Male auf dem linksseitigen Ufer des gewaltigen Stromes und zwar in der zu Chieng Hung gehörenden Provinz Sipsong Pana (zu deutsch: zwölf Reisfelder).

Wir hätten hiernach mit unserem Tagewerke wohl zufrieden sein können, aber es lag mir daran, zwischen uns und den Chinesen eine möglichst große Entfernung herzustellen, und daher ging es trotz aller Einreden der Maultiertreiber und trotz einbrechender Dunkelheit weiter bis zum Dorfe Ban Chieng Khong, in dessen Nähe wir auf freiem Felde eine infolge zahlloser Moskitos recht unbehagliche Nacht verbrachten, um gegen vier Uhr morgens schon wieder auf dem Marsche zu sein.

Wir kamen durch mehrere große Dorfschaften, in denen es uns mit Mühe gelang, einige Hühner zu kaufen. Silbergeld ist hier unbekannt und wurde lediglich als Schmuckgegenstand angenommen. Enten, trotzdem sie in Massen vorhanden, waren für keinen Preis zu haben, die Leute scheinen geradezu verliebt in dieselben zu sein und eher ihre Töchter, als ihre Enten herzugeben.

In Sipsong Pana.

Am dritten Tage, nachdem wir von Chieng Hung aufgebrochen waren, wurden wir im Frühstückslager durch das Erscheinen eines jungen Burmesen überrascht, der von dem Ältesten der großen, an unserem Wege gelegenen Ortschaft Moung Nuen uns entgegengesandt war, um zu erkunden, von wo wir kämen und welches der Zweck unserer Reise sei.

Da wir für die letzten zwei Tage keinen Führer hatten bekommen können und zweifelhaft waren, ob wir uns auf dem richtigen Wege befanden, waren wir alle herzlich froh über das unverhoffte Erscheinen eines Mannes, mit dem wir uns mit Fritzens Hilfe vortrefflich verständigen konnten und der sogar versprach, uns gegen gute Belohnung bis an die Grenze von Tonking begleiten zu wollen. Jedenfalls konnte er uns für den heutigen Marsch als Führer bis Moung Nuen dienen, welches seiner Aussage nach nur noch $1\frac{1}{2}$ Stunden von unserem Lager entfernt war.

Sobald wir gegessen hatten, brachen wir auf, zogen, dem Laufe eines Baches folgend, für kurze Zeit durch dichten Wald, gelangten dann in eine weite, rings von bewaldeten Bergen eingeschlossene, gut angebaute, fruchtbare

Ebene, passierten das an einem Hügel malerisch gelegene Dorf Moung Lin, in dessen Nähe, wie wir von unserem Führer erfuhren, Rubinen gefunden, aber aus Furcht vor den Nats nicht gesammelt werden, und bekamen bald darauf Moung Nuen in Sicht.

Kurz vor dem Eingange des Dorfes lag der bereits halb verzehrte und stark in Verwesung übergegangene Körper eines vor zehn Tagen hingerichteten Diebes, der einer durchziehenden Karawane ein Maultier gestohlen hatte. Unser Führer meinte, wenn jeder Dieb im Lande mit Hinrichtung bestraft werden würde, so bliebe überhaupt nur der Scharfrichter übrig, und auch dieser nur deswegen, weil er sich nicht selber den Kopf abschlagen könnte; denn alle Bewohner von Moung Nuen und Umgebung stählen und raubten wie die Raben.

Während ich Fritz mit meinen Grüßen zum Ältesten schickte, marschierte ich mit meiner Karawane durch das hübsche große Dorf hindurch, um mich außerhalb nach einem guten, gegen Angreifer oder anschleichendes Gesindel möglichst geschützten Lagerplatz umzusehen.

Ich war so glücklich, hier in der Nähe des Flusses Me Pin einen zweiten, auf leichter Bodenerhebung gelegenen Richtplatz zu entdecken, und da auf demselben lediglich sauber abgenagte Knochen herumlagen und nirgend sich ein unangenehmer Geruch bemerkbar machte, so war mein Entschluß sofort gefaßt, an dieser vor nächtlichen Besuchern sicheren Stätte mein Lager aufzuschlagen. Tisch und Bett waren schon aufgestellt, als Fritz mit dem Sohne des Ältesten und einigen seiner Räte erschien, die gekommen waren, mir einen Korb Reis und einige Eier als Gastgeschenk zu überbringen. Sie schienen zu glauben, ich hätte keine Ahnung,

welch grausigen Platz ich zu meinem Lager gewählt und wollten durchaus, ich solle im Dorfe übernachten, aber ich ließ ihnen sagen, ich fühlte mich nirgends wohler als zwischen gebleichten Menschenschädeln und gedächte zu bleiben, wo ich sei. Mit Hilfe von Fritz und seines Landsmannes wurde ihnen dann auseinandergesetzt, wohin ich zu reisen beabsichtige und der Wunsch geäußert, man möge mir den jungen Burmesen, der sich mir als Führer angeboten habe, bis an die Grenze Tonkings überlassen. Die Frage, wie es käme, daß ich mit nur drei Lasttieren und vier Menschen die weite, gefahrvolle Reise mache, ließ ich dahin beantworten, ich sei der Quartiermacher einer großen Expedition, die mir folge und wenige Tage nach mir eintreffen werde, man möge nur rechtzeitig Proviant bereit halten und vor allen Dingen meiner kleinen Schar keinen Anlaß zur Klage geben, da man in diesem Falle üble Erfahrungen machen könne.

Ich beschenkte die Leute reichlich mit diversen Kleinigkeiten, als sie jedoch unverschämt genug waren, auch noch eine hohe Bezahlung in Silber für die mir gebrachten lumpigen „Geschenke“ zu verlangen, gab ich ihnen dieselben zurück und bedeutete den ungastlichen Gesellen, sich von dannen zu trollen, was sie auch ohne das geringste Zeichen von Scham thaten.

Gegen Abend kam der Burmese ins Lager und berichtete, die Erlaubnis, uns zu begleiten, nicht erhalten zu haben, man wolle uns hingegen einige Führer für den nächsten Tag stellen, wenn wir einem jeden im voraus Silber im Werte von ungefähr 2 Rupien zahlen wollten. Auf diese Forderung ging ich nicht ein, ließ mir aber die Stelle zeigen, wo wir am folgenden Morgen den Fluß zu

durchwaten hatten, und die Namen der bis zur Grenze zu passierenden Ortschaften angeben.

Als uns der Junge empfahl, auf unserer Hut zu sein, forderte ich ihn auf, gegen gute Belohnung bei uns im Lager zu bleiben, aber er deutete schaudernd auf die umherliegenden Knochen und rannte davon.

Zweimal während der Nacht wurden wir von Pig alarmiert, blieben aber von irgend welchen Besuchern verschont und waren schon in aller Frühe wieder auf den Beinen, so daß wir, als die Bewohner Moung Nuens erwachten, mindestens vier englische Meilen von dort entfernt waren.

Zum ersten Male im Laufe der Reise hatten wir einen Regentag, und dieser eine Tag genügte vollauf, uns einen Begriff davon beizubringen, was es heißt, in den Schanstaaten in der nassen Jahreszeit zu marschieren.

Wir folgten einem schmalen, ausgetretenen, durch Bambusdickicht auf- und abkletternden Pfad, der nach der ersten halben Stunde Regens bereits derartig glatt und schlüpfrig geworden war, daß weder Menschen noch Tiere sich auf den Beinen zu halten vermochten. Trotzdem ich mir den Speer als Stütze hatte geben lassen, fiel ich mehrfach, während die barfuß gehenden Leute alle Augenblicke auf der Nase oder einem umfangreicheren Körperteile lagen und bald von oben bis unten mit gelbem Lehmbrei überzogen waren. Endlich fand das Vergnügen damit einen unerwarteten Abschluß, daß wir alle ohne Ausnahme, Menschen wie Tiere, Kop über, Kopf unter an einer besonders glatten Stelle bergab sausten und erst zur Besinnung kamen, als wir einem Häuflein Elend gleich in einer engen Schlucht uns durcheinander am Boden wälzten. Vergebens versuchten wir, nachdem wir uns

alle wieder auf die Beine gebracht und die abgefallenen Lasten zusammengelesen hatten, auf der entgegengesetzten Seite der Schlucht emporzuklettern. Die Maultiere waren selbst ohne Lasten nicht im stande, einen Fuß vor den anderen zu setzen und weigerten sich, vor Angst am ganzen Leibe zitternd, sich von der Stelle zu rühren.

Dabei goß es in Strömen, und in unserer Schlucht stand das Wasser zollhoch am Boden, so daß uns bei dem Gedanken, hier vielleicht übernachten zu müssen, der Humor zu vergehen drohte, ja den Yunnanesen bereits thatsächlich vergangen war, denn sie schimpften unausgesetzt: „Jimane pige! Jimane pige!“ Aus ihren Reden ging hervor, daß sie die Regenzeit mit diesem ersten Guß für eröffnet hielten und erwarteten, die Reise würde nun monatelang unter gleichen Schwierigkeiten fortgesetzt werden.

Uns blieb natürlich nichts anderes übrig, als uns in das Unvermeidliche zu fügen, den Maultieren Ruhe zu gönnen und abzuwarten, ob sich das Wetter nicht, wie es den Anschein hatte, gegen Nachmittag aufklären würde.

Karawanenleute, einerlei, ob in Afrika oder Asien, pflegen ein ganz überraschendes Geschick darin zu bekunden, Feuer selbst unter den erschwerendsten Umständen anzumachen, daß aber jemand solches im strömenden Regen mit grünem Bambus zuwege bringen könnte, hätte ich kaum für möglich gehalten. Dieses Wunder vollführten indessen Lali und Maizalee und bald darauf brodelte auch schon ihr Reis lustig im Topfe; denn mit der Kocherei waren sie stets sehr schnell bei der Hand, so schnell sogar, daß sie oft lange bei der Mahlzeit waren, bevor Vadiwal nur die Vorbereitungen zum Kochen erledigt hatte. Ich ließ für meine Leute und mich Thee bereiten und rauchte unter meinem Schirme am

Feuer sitzend ganz vergnüglich eine Pfeife nach der anderen. Allmählich ließ der Regen nach, und nachdem wir unser völlig durchnäßtes Zeug etwas getrocknet hatten, machten wir uns an die Arbeit, mit Hilfe unserer Dhas durch Stufenhauen, Aufwerfen von trockenem Boden, Geröll und Bambuszweigen den Weg für die Maultiere gangbar zu machen. Mißlang der Versuch jetzt, so waren wir verurteilt, in der Falle, in der wir saßen, auch die Nacht, vielleicht sogar noch einige Tage zuzubringen. Wir machten daher unsere Arbeit so gut wie möglich und trieben dann die inzwischen wieder zu Kräften gekommenen Tiere mit furchtbarem Geschrei, Gejuchze, mit Prügeln und Steinwürfen auf den Weg. Unter beständigem Rutschen und Stürzen, unter Ächzen, Pusten und Stöhnen, gelang es ihnen endlich, glücklich die Höhe zu erklettern. Sobald es aber wieder bergab ging, gab es kein Halten mehr, und ein wahres Glück war es, daß der Weg in die nächste Schlucht in beständigem Zickzack hinunterführte, so daß den Rutschenden hier und da ein kurzer Stillstand ermöglicht wurde. Nicht nur die Tiere, sondern auch unsere Lasten mußten sich manchen tüchtigen Puff gefallen lassen, und wenn an jenem Tage keines unserer Gepäckstücke, keiner der Packsättel wesentlich beschädigt worden ist, so spricht das für die vorzügliche Verladung der einen und die solide Beschaffenheit der anderen.

Die zweite Schlucht, in die wir nunmehr hinuntergerutscht waren, war zwar ungleich geräumiger und stand weniger tief unter Wasser, als diejenige, aus der wir kurz zuvor glücklich entkommen waren, aber als Lagerplatz sagte sie mir in keiner Weise zu. Ich ließ daher vorläufig die Karawane sich ausruhen und eilte allein voraus, um mich

zu überzeugen, ob das Gelände ein Weitermarschieren ratsam erscheinen ließ, oder ob wir vielleicht wieder in eine noch schlimmere Falle hineinzugeraten Gefahr liefen. Mit den Leuten hatte ich verabredet, sie sollten folgen, sobald ich schießen würde. Da ich bald den Weg ohne sonderliche Steigungen am Ufer eines Flusses sich entlang winden sah, gab ich das verabredete Zeichen, erwartete die Karawane und eilte dann wiederum voraus, um erforderlichenfalles rechtzeitig das Signal zum Halten geben zu können.

Bald entdeckte ich eine hübsche Graslichtung hart am Flusse und, was mich noch angenehmer berührte, auf derselben eine Anzahl wohlerhaltener Hütten, die erst vor wenigen Tagen von reisenden Schans errichtet sein mußten.

Meine Leute hatten einen mehr als anstrengenden Marsch hinter sich und nach dem feuchten Tage war ihnen eine trockene Schlafstätte für die Nacht wohl zu gönnen. Derweil sie sich's bequem machten, folgte ich dem stromauf führenden Wege noch eine Weile, um auszukundschaften, wie sich der morgige Marsch anfangs anlassen würde und zu sehen, ob irgend welche Ansiedelungen sich in unserer nächsten Nähe befänden. Ich fand den Weg gut und eben und schloß aus einigen im Flusse fischenden Leuten, die bei meiner Annäherung die Flucht ergriffen, daß wir in bewohnter Gegend waren, von Häusern oder Kulturen hatte ich indessen nichts entdecken können.

Begreiflicherweise fühlte ich mich immer am wohlsten, weil am sichersten, in menschenleerer Wildnis; denn trotzdem die Schans in ihrer Eigenschaft als Räuber im Laufe der Reise bedenklich in meiner Achtung gesunken waren, die Möglichkeit eines Überfalls oder Diebstahls war doch stets

um so größer, je näher wir uns menschlichen Wohnungen befanden.

Daß im allgemeinen die Schans in ihrer Bedeutung als Räuber überschätzt werden, glaube ich kaum; denn ich habe unterwegs zu viel Anzeichen ihrer Thätigkeit als solche, in Gestalt von niedergebrannten Gehöften u. s. w. mit eigenen Augen gesehen; auch war es zweifellos, daß die Wege oft absichtlich durch gefällte Bäume versperrt waren; aber mir scheint, daß der reisende Europäer nur in den seltensten Fällen Gefahr läuft, angegriffen zu werden. Der Schan kennt die Überlegenheit der europäischen Feuerwaffen aus seinen Kämpfen mit chinesischen Karawanen sehr genau, er hält ferner jeden Europäer für einen nie sein Ziel verfehlenden Schützen, für einen Hexenmeister und für einen Löwen an Mut.

Zur Befriedigung seiner Raubgier wendet er sich daher lieber unschuldigeren Gegnern, nämlich seinen eigenen Landsleuten zu, denen er Hinterhalte legt und die, in offenem Kampfe vielleicht nicht zu unterschätzende Gegner, bei Überrumpelungen meist ihre Lasten abzuwerfen und die Flucht zu ergreifen pflegen.

Ich gebe zu, daß ich infolge der täglich sich wiederholenden Warnungen die größte Vorsicht beobachtete und bei Wahl unserer Lagerplätze in gefährlichen Gegenden mehr auf unsere Sicherheit, als Bequemlichkeit bedacht war; aber was hätte unsere kleine Schar schließlich gegen irgend einen ernstlichen Angriff ausrichten können, selbst wenn wir alle die Tapferkeit besessen hätten, die uns die Schans zutrauten. Zu unserer Sicherheit trug unstreitig auch der Umstand bei, daß ich, wo immer wir verdächtigen Besuch im Lager erhielten, scheinbar ohne besondere Absicht meinen Koffer

öffnete und alles auspackte, um den Leuten zu zeigen, daß ich keinerlei Reichtümer mit mir führte. Der Lederbeutel, in dem sich unter Patronen verborgen mein Silbergeld befand, wurde, sobald sich ein Interesse für denselben bemerkbar machte, geöffnet und den Leuten an den Patronen gezeigt, mit welcher Münze ich nötigenfalls zu zahlen bereit sei. Auf diese Weise gelang es mir, während der ganzen Reise die Rolle des fast mittellosen Reisenden zu spielen, und ich weiß, daß selbst die Yunnanesen, und daran lag mir nicht zum mindesten, keine Ahnung hatten, wo für mich immer wieder von neuem einige Silbermünzen herkamen.

Einen Verrat von Seiten Maizalees und Lalis an die Schans befürchtete ich zwar nicht, da sie sich dazu mit den Bewohnern des Landes zu schlecht standen, aber erstens würden sie nie aufgehört haben, um Geld zu bitten, und zweitens hielt ich es nicht für ausgeschlossen, daß sie eines Nachts selber mit meiner ganzen Reisekasse auf und davongehen konnten, wenn sie wußten, die Sache würde sich lohnen, denn getraut habe ich den Kerlen keinen Augenblick. Ja, seitdem wir Chieng Hung verlassen hatten, fing ich sogar an, sie aller Schlechtigkeiten für fähig zu halten. Es war mir klar geworden, daß sie, wo sie nur konnten, gegen mich intriguierten, in den Dörfern, durch die wir kamen, die Bewohner überredeten, uns keine Lebensmittel zu verkaufen, sie, soweit sie sich mit ihnen zu verständigen vermochten, gegen mich und Fritz aufhetzten und vor allen Dingen die Anwerbung von Führern hintertrieben, alles lediglich, um mir das Reisen zu erschweren und mich zu zwingen den Marsch nach Tonking aufzugeben. Auch mit den Lasttieren trieben sie späterhin allerlei Unfug, vernagelten sie beim Beschlagen oder ließen sie des Morgens vor dem Aufbruch fortlaufen.

Trotz mehrerer heftiger Regenschauer verbrachten wir eine ganz behagliche Nacht, ich in meinem kleinen Zelt, die Leute in einer der vorgefundenen Hütten, und da auch am folgenden Vormittag der Regen anhielt, brachen wir erst nach dem Frühstück auf und marschierten bis gegen 4 Uhr nachmittags. Auf einem Reisfelde fanden wir trockene Schlafstätten unter einem Schuppen, der vor der Ernte Feldwächtern zur Unterkunft gedient hatte, und empfingen hier gegen Abend den Besuch von vier irgendwo in der Nachbarschaft mit einer Karawane kampierenden Yunnanesen, die ihren schwer vom Fieber heimgesuchten Führer heranschleppten, um mich zu bitten, ihm zu helfen. Ich gab ihm Antipyrin zur sofortigen Einnahme, Chinin für die Nacht, und versprach, ihn am folgenden Morgen vor unserm Aufbruche besuchen zu wollen.

Das that ich auch und fand ihn zu meiner großen Freude in der Besserung begriffen. Er selbst pries mich als seinen Retter vom sicheren Tode und ließ mir als Zeichen der Erkenntlichkeit ein großes Stück geschmolzenen Silbers in Form einer Halbkugel überreichen, welches ich dummer Weise aus falsch angebrachtem Stolze ablehnte. Heute würde ich viel darum geben, es in meiner Sammlung zu haben, damals aber war ich durch die Zumutung, mich mit Silber für meine ärztliche Hilfe belohnen zu lassen, geradezu beleidigt, während ich, als man mir statt dessen späterhin einige Hühner sandte, nichts darin fand, dieselben anzunehmen.

Ich erwähne dieses ganzen Vorfalles hauptsächlich, weil er den Unterschied zwischen dem Charakter der Schans und Chinesen zur Anschauung bringt. Der Schan ist ein Geizkragen, der alles nimmt ohne irgend welche Gegen-

leistung, der Chinese ebenfalls ein Geizkragen, aber ein solcher, der nichts giebt, ohne vorher eine Leistung dafür empfangen zu haben. Nie zuvor hatte mir ein Schan für erhaltene Medizin oder andere Kleinigkeiten seinerseits Geschenke angeboten, außer etwa einigen Eiern, die sich später meist als faul herausstellten, oder anderen Dingen, die auch für ihn keinen Wert hatten, mit alleiniger Ausnahme des Sekretärs des Fürsten von Chieng Tung, und der war ein halber Burmese. Dagegen haben die von mir behandelten Chinesen nie unterlassen, wenigstens den Versuch zu machen, mich für meine Bemühungen zu entschädigen, weswegen ich mir auch mit ihnen niemals ähnliche Eisenbartsche Scherze erlaubte, wie ich sie mit anderen Leuten zu üben pflegte.

Während des nächsten Marsches führte unser Weg wieder durch hügeliges Waldland, in dem wir zum ersten Male chinesische Ackerbauer antrafen. Sie stammten aus den Bergen Yunnans, waren jedoch, wie an den von ihnen gehaltenen Schweinen leicht zu erkennen war, keine Mohamedaner. Erst vor kurzem eingewandert, hatten sie mitten im Walde durch Fällen der Bäume kleine Lichtungen geschaffen und waren zum Teil noch dabei, sich ihre Häuschen zu bauen, die im Gegensatze zu denen der Schans nicht auf Pfählen, sondern unmittelbar auf dem Erdboden stehen. Männer wie Weiber trugen blaue baumwollene, sehr weite Hosen, kurze Jacken und Turbane. Neben Schweinen halten sie Rindvieh und Hühner, die im Vergleich zu dem indischen „Murgi“, (Huhn), welches jeder Indienreisende seiner Kleinheit, Magerkeit und Zähigkeit wegen täglich verwünscht, wahre Riesen sind. Hier, wie auch später in Tonking fand ich unter den gekauften Hühnern nicht selten solche mit schwarzen Knochen. Die Leute selbst können den betreffenden

Tieren diese abnorme Knochenfarbe an den Augenrändern ansehen und sie brachten sie, da sie selber Anstand nehmen, sie zu essen, mit Vorliebe zum Verkauf, so daß dieselben öfter, als mir lieb war, auf meiner Tafel erschienen; denn trotzdem ich einen Unterschied im Geschmack gegen normale Hühner nicht finden konnte, zog ich der Appetitlichkeit wegen die weißknochigen doch vor.

Da wir den Weg an einigen Stellen vollkommen verwachsen fanden, mußten wir oft längere Pausen machen, um mit der Dha Luft zu schaffen.

Dieser sechste Marschtag von Chieng Hung, der uns über Berge von 5000—6000 Fuß führte, erwies sich überhaupt als besonders anstrengend. Wir fanden in den Bergen verschiedene Theegärten, deren Sträucher aber nicht, wie in Indien und Ceylon, kurz gehalten, sondern an einigen Stellen sogar bis zu 15 Fuß hoch waren. Vor den Häusern einiger kleiner Ansiedelungen standen flache Teller aus Bambusgeflecht, auf denen die gepflückten Theeblätter in der Sonne trockneten.

Gegen 5 Uhr nachmittags erreichten wir die etwa 5000 Fuß hoch gelegene Stadt Jiwu, die Hauptstadt des unter der Zusetzung „famous tea gardens" auf meinen Karten verzeichneten Ybang-Distriktes in Sipsong Pana. Der Umstand, daß diese wichtige Stadt nicht, wohl aber unser nächstes Ziel Moung Oo auf den Karten angegeben war, berechtigte mich jedenfalls in Bezug auf die Größe Moung Oos zu den schönsten Hoffnungen.

Jiwu war, nachdem wir Chieng Tung verlassen hatten, die erste den Namen „Stadt" verdienende Ortschaft, und da dieselbe in ihrer Bauart, ihrer Bevölkerung und ihrem ganzen Charakter wesentlich von allen bisher gesehenen ab-

zuweichen schien, entschloß ich mich, entgegen meiner sonstigen Gewohnheit, die Nähe menschlicher Wohnungen diesesmal nicht zu meiden, sondern auf einem Hügel neben der Stadt zu nächtigen.

Bald nachdem wir uns niedergelassen hatten, stattete ich der letzteren meinen Besuch ab und war erstaunt, hier nicht nur größtenteils massive, ziegelgedeckte Häuser, sondern mit Felsblöcken gepflasterte Straßen, ja sogar einen stattlichen chinesischen Tempel mit verschiedenen Höfen und Terrassen vorzufinden. Vor demselben an einer Kette gefesselt lag ein zottiger brauner Bär, der aber nichts mit dem chinesischen Buddhismus zu thun hatte, vielmehr einem dem Tempel gegenüber wohnenden Kaufmann gehörte, der damit wahrscheinlich seinen Kunden zeigen wollte, daß er das Anbinden von Bären selbst zu besorgen pflege und keiner weiteren Belehrung in dieser Kunst von Seiten seiner Kunden bedürfe. Ich machte ihm meinen Besuch und war glücklich — Sie sehen, man braucht als Reisender nur wenig zum Glücklichsein — unter seinen Waren einige Schächtelchen Wachszündkerzchen aus Triest zu finden, die ich schleunigst erstand, da wir unseren Bestand an „Schwedischen" nahezu erschöpft hatten.

Die Bewohner Siwus sind der Mehrzahl nach Chinesen und haben ihren eigenen bezopften „Gouverneur". Sie behaupteten, nicht unter dem Fürsten von Chieng Hung zu stehen, doch glaube ich in dieser Hinsicht Selona Quas Worten mehr, der Ybang als zu Chieng Hung gehörig bezeichnete. Die Männer tragen den Zopf, die bekannte chinesische weitärmelige Jacke, weite Hosen, Schuhe und schwarzseidene runde Kappe, die Weiber das Haar aufgebunden, mit weißem Baumwollstoff umwickelt, dunkelblaue

Hosen und ebensolche Jacken mit Knöpfen aus indischen, vielfach aber auch aus siamesischen Silbermünzen — den ersten, die ich zu Gesicht bekam, wie ich auch in Siwu bei den Weibern erstmalig die durch Bandagierung verkrüppelten Füße antraf. Ich fand unter dem weiblichen Teile der Bevölkerung einige ganz reizende Gesichtchen mit frischen roten Backen, die geradezu zum Hineinkneifen einluden, aber ich hütete mich wohl, hier meinen Gefühlen freien Lauf zu lassen und versparte mir das Kneifen bis auf bessere Zeiten.

So sauber und einladend wie vielfach die jungen Mädchen und Frauen erschienen, so schmutzig und abstoßend war, wie ich mich von der Straße aus überzeugte, das Innere ihrer Wohnungen. Auch die Straßen selbst waren trotz ihrer Pflasterung höchst unsauber und schienen mehr zu Tummelplätzen für Borstenvieh, als zur Erleichterung des Verkehrs der Menschen bestimmt zu sein.

Natürlich hatte das Gerücht von der Ankunft unserer kleinen Schar wie ein Lauffeuer die Stadt durcheilt, und als ich nunmehr zum Lagerhügel zurückkehrte, fand ich bereits Hunderte von Menschen — leider ausschließlich männlichen Geschlechtes — um Badiwal versammelt, der sich durch die Aufmerksamkeit, die er als „schwarzer Teufel" erregte, hochgradig geschmeichelt zu fühlen schien.

Als jedoch in meiner Person der „weiße Teufel" mit den Strohhaaren und Katzenaugen auf der Bildfläche erschien, machte dieser seinem schwarzen Kollegen sofort bedenkliche Konkurrenz, und ich war für den Rest des Tages unstreitig die great attraction. Was konnte denn auch Badiwal dem Publikum auf die Dauer außer seiner schwarzen Haut bieten? Hühner rupfen und Reis kochen hatten die Leute oft genug gesehen, wohingegen der weiße Teufel viele

Nummern in seinem Programm hatte, die noch nie zuvor in Tiwu zur Vorführung gelangt waren.

Das Waschen mit Schwamm und Seife erregte ebenso allgemeinen Beifall, wie die Benutzung von Kamm, Haar- und anderen Bürsten; den größten Erfolg aber erzielte ich mit der Einseifung meines Gesichtes und der dann folgenden Anwendung des Rasiermessers, wobei ich, zur Vermeidung meiner vielen Schmisse, an denen man mir zum Glück ansieht, daß ich studiert habe (denn anhören thut mir's so leicht niemand) stets genötigt bin, die ergötzlichsten Fratzen zu schneiden.

Das Volk jubelte vor Vergnügen, und ich selber wurde infolge dessen derartig zum Lachen gereizt, daß ich diese Programmnummer nur unter den erschwerendsten Umständen zu Ende führen konnte. Dann kam das Wechseln des Hemdes unter unvermeidlicher Bloßstellung meiner oberen Körperhälfte, das Anziehen frischer Strümpfe, die schon vorher durch ihr Gewebe ungeteilte Bewunderung erregt hatten und von Hand zu Hand gewandert waren, und endlich die Eintragung meiner letzten Erlebnisse ins Tagebuch während der ich durch die andrängende Zuschauerschaft fast mit Tisch und allem über den Haufen geworfen worden wäre, denn mehr als dreihundert Menschen wollten gleichzeitig aus nächster Nähe sehen, mit welch merkwürdigen Schriftzügen der weiße Teufel seine Gedanken zu Papier brachte. Ich hielt es infolge dieses allzu regen Interesses für geratener, das Buch zuzuklappen und mit Fritz zusammen in der Programmnummer „Aufschlagen eines Bettes mit Moskitonetz" aufzutreten.

Nachdem auch das zu allseitiger Befriedigung erledigt war, suchte ich den Leuten begreiflich zu machen, daß die

Vorstellung für heute beendet sei; denn mich geizte nicht nach neuen Lorbeeren, und ich fürchtete, daß „die Vorführung des essenden Europäers" meine Gönner in einen uns leicht unbequem werden könnenden Zustand wahnsinniger Begeisterung versetzen könnte.

Aber trotzdem ich das Lager verließ, um die Ruinen eines in der Nähe liegenden Tempels oder Grabmals zu besichtigen, trotzdem Fritz meiner Anordnung gemäß Tisch und Stuhl fortpackte und Vadival das Kochen einstellte, wich keiner unserer Besucher von der Stelle. Die Sonne sank, und ich hoffte das Beste von der hereinbrechenden Dunkelheit — umsonst — die Leute standen da und warteten, als müsse unter allen Umständen noch eine effektvolle Schlußnummer folgen.

Als ultima ratio kam ich auf den Gedanken, ins Bett zu kriechen, mir von Fritz die Decken über den Kopf ziehen und den Moskitovorhang schließen zu lassen. Fritz besorgte alles dies mit der Geschäftsmiene eines Menageriebesitzers, der nach Beendigung der Vorstellung die gezähmte Riesenschlange wieder in die Kiste packt und den Deckel zuklappt. Jedenfalls müssen wir beide unsere Rollen vortrefflich gespielt haben, denn der Erfolg war der erwünschte und nach einer Viertelstunde war kein Chinese mehr auf dem Platze.

Endlich hatten wir Ruhe. Die Laterne wurde angezündet, Tisch und Stuhl von neuem herbeigebracht, Töpfe und Kessel wieder aufs Feuer gesetzt, und nach weiteren zwanzig Minuten saß ich befriedigt über den glücklichen Verlauf des Tages vor einem Teller dampfender Erbsensuppe, um nach erfolgter Sättigung mich todmüde endgiltig aufs Lager zu strecken.

Am folgenden Morgen gab's wieder eine Scene mit

den Yunnanesen, die sich, trotzdem sie sich mit den Leuten hier gut verständigen konnten, weigerten, auszugehen, um Führer für uns anzuwerben. Ich machte mich daher selbst auf die Suche und war so glücklich, gleich in der ersten, außerhalb der eigentlichen Stadt gelegenen Hütte, in die ich eintrat, nicht nur einen Mann zu finden, der aus meinen Gesten und der Wiederholung des Wortes Moung Oo heraushörte, was ich wollte, sondern auch einen solchen, der sich bereit fand, mir, nachdem ich ihm zwölf kleine Silbermünzen gezeigt hatte, bis zu genanntem Orte als Führer zu dienen. Triumphierend brachte ich ihn ins Lager, zum sichtlichen Ärger von Maizalee und Lali, die gehofft hatten, ich würde ohne ihren guten Willen überhaupt mit den Chinesen nicht unterhandeln können.

Um 6 Uhr verließen wir Iiwu, dessen Bewohner um diese Zeit wahrscheinlich noch in den Betten lagen, denn keiner meiner Freunde ließ sich sehen.

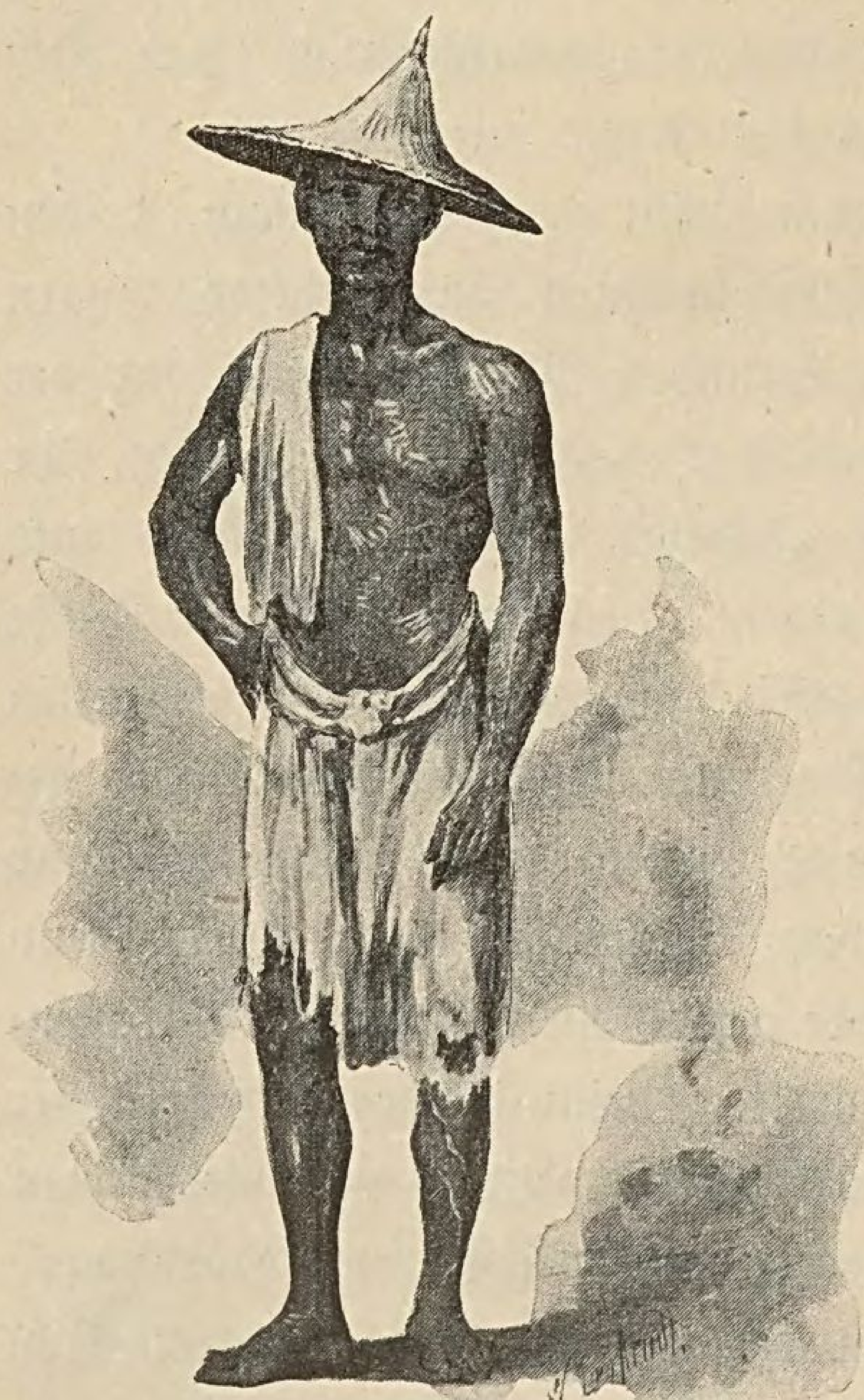
Die Berge im Norden der Stadt, über die jetzt in nordöstlicher Richtung unser Weg führte, trugen einen grundverschiedenen Charakter von dem Gebirge, welches wir hinter uns ließen. Laubwald, Bambusdickicht, Schluchten und rauschende Bäche, alles das hatten wir seit zwei Monaten zur Genüge genossen und begrüßten daher mit Freuden eine in großartigen Linien vor uns liegende, teils vollkommen kahle, teils mit Gras und niederem Gestrüpp bestandene Berglandschaft. Prächtige Herden brauner und grauer Rinder weideten an einzelnen frischgrünen Abhängen. Das Geläute ihrer Bambusglocken tönte lieblich durch die Morgenluft, die in erfrischender Kühle über den Bergen wehte. Den braven Radja, der trotz seiner immer noch offenen Wunde alle möglichen lustigen Sprünge machte, am Zügel

führend, von Fritz und Pig begleitet, folgte ich unserem flott voranschreitenden Führer in wahrer Festtagsstimmung. „Jimane pige“ schimpften die verdrießlichen Yunnanesen, ich aber sang mit lauter Stimme: „Auf der Alma droben ist ein lustig's Leben“, ließ einen fröhlichen Jodler und Juchzer folgen und würde, wenn mir gerade eine hübsche Sennerin in die Arme gelaufen wäre, ihr wahrscheinlich einen Kuß gegeben haben — aber es kam keine.

Auf hohem Bergkamm, von dem wir nach beiden Seiten in unbewohnte Thalschluchten hinabblickten, zogen wir dahin. Nach einigen Stunden Marsches senkte sich der Pfad, wir kamen an verstreut liegenden Theegärten, die aber nichts weniger als „famous“ waren, vorüber und lagerten gegen Abend in einem bewaldeten Thal am Flusse San Sacho. Die letzten zwei bis drei Meilen Weges hatten wir an mehreren morastigen Stellen mit Felsblöcken gepflastert gefunden, der beste Beweis dafür, daß das Land von Chinesen und nicht von Schans verwaltet wird, denn nirgends hatte ich bisher von irgend einer künstlichen Straßenanlage das Geringste bemerkt. Beim Umherstreifen in der Nähe unseres Lagerplatzes fand ich auf einem abgeernteten Reisfelde kleine reife Erdbeeren und schoß einen Hornvogel. Abend und Nacht waren im höchsten Grade ungemütlich, da Milliarden von flatternden, schnurrenden, stechenden, zirpenden oder leuchtenden Insekten, im Vereine mit dem Gequake einer ganzen Froscharmee uns nicht zur Ruhe kommen ließen.

Weiter ging's, nachdem gegen sechs Uhr die absichtlich von den Yunnanesen losgelassenen Maultiere glücklich wieder eingefangen worden waren, erst am Flusse entlang und dann, nachdem wir den Wald hinter uns hatten, über

teils unter Wasser gesetzte Reisfelder, auf denen Chinesen mit von schwarzgrauen Wasserbüffeln gezogenen Haken hantierten, um den Boden für die bevorstehende Saatzeit aufzuwühlen. Einige chinesische Kulis, denen wir begegneten, trugen auf dem Rücken ganz enorme Lasten roher Baumwolle, deren Gewicht unser Führer auf je $1\frac{1}{2}$ Maultierlasten, also etwa zwei Zentner angab. Es ist wahrlich kein Wunder, daß diese Leute den Schans imponieren und von ihnen wegen ihrer physischen Überlegenheit gefürchtet werden; denn der Schan ist, wenn auch ein vorzüglicher Fußgänger und Bergsteiger, so doch keineswegs sonderlich kräftig und vor allem ein ganz miserabler Lastenträger. Unser Führer stöhnte bereits unter seiner an den zwei Enden eines über die Schulter gelegten Bambus befestigten Last von — drei Hühnern und einer kleinen eisernen Laterne.



Chinesischer Kuli.

Nachdem wir wieder für mehrere Stunden bergan gestiegen waren, kamen wir gegen fünf Uhr nachmittags an die auf kahlem Bergeskamm, etwa 6000 Fuß hoch gelegene Ortschaft Menuak, deren Straßen, Häuser und Bewohner

das gleiche Gepräge trugen, wie diejenigen Siwus, nur schienen hier die Bewohner weniger harmlos und europäerfreundlich zu sein, so daß ich zum größten Ärger der Yunnanesen, namentlich Lalis, der sich schon auf eine neue Opiumorgie gefreut hatte, ohne anzuhalten weiter marschieren ließ. Die Leute beschäftigten sich in der Hauptsache mit Theekultur und Theetransport. Uns begegneten eine Menge Weiber, die, aus den Pflanzungen kommend, in rucksackähnlich über die Schulter geworfenen Netzen frischgepflückte Theeblätter heimtrugen, und beinahe vor jedem Hause hingen oder standen in langen Reihen Maultiergeschirre und Packsättel. An mehreren Stellen auf der Straße wurde Hazard gespielt und zwar mit solchem Eifer, daß die Spieler uns kaum beachteten. Überhaupt blieben wir unbehelligt, bis wir auf einen freien Platz gelangten, in dessen Mitte an freistehendem Maste eine rote Flagge mit schwarzen chinesischen Schriftzeichen wehte.

Mehrere Gesellen vertraten uns hier den Weg und verlangten, wie ich von unserem Führer vernahm, einen Durchgangszoll, womit sie freilich kein Glück hatten, denn Fritz, der vor mir einherstolzierte, trieb sie mit seinem Speer auseinander, während ich, als hätte ich von der ganzen Scene nicht das Geringste bemerkt, ohne mich umzuschauen, weiter ritt. Am Ausgange der Ortschaft sah ich wieder eine Anzahl Leute, und zwar diesmal Bewaffnete, sich zusammenrotten, ließ infolge dessen die Lasttiere vorgehen und folgte, meinen Repetierkarabiner auf den Sattelknopf gelegt, mit Fritz, der seinen Speer an Vadival abgegeben und ebenfalls seine Büchse von der Schulter genommen hatte, der kleinen Karawane in einer Haltung, die deutlich verriet, daß wir entschlossen waren, uns nötigenfalls mit Gewalt den Weg

zu bahnen, so daß die jämmerlich bewaffneten fünf oder sechs Söhne des himmlischen Reiches es vorzogen, Platz zu machen und sich damit begnügten, uns Steine nachzuschleudern und eine Weile schimpfend hinter uns herzulaufen.

In beschleunigtem Marschtempo ging es auf steilen Pfaden bergab und unaufhaltsam weiter. Die Sonne verschwand hinter den Bergen, es wurde dunkler und dunkler, die Yunnanesen murrten und fluchten lauter und lauter. Einerlei, meine Parole lautete: Vorwärts! und 8 Uhr war längst vorüber, als wir in völliger Dunkelheit nach annähernd zwölfstündigem, beschwerlichem Marsche in einer Felsschlucht mit elendem Rinnsal und ohne Gras oder Bambus für die Tiere, erschöpft Halt machten. Wir hatten durch diesen Gewaltmarsch nahezu zehn engl. Meilen Entfernung zwischen uns und die unverschämten Gesellen von Menuak gebracht, und ich war bei der Furcht der Leute vor nächtlichen Wanderungen leidlich sicher, daß sie uns hier ungestört lassen würden. Dafür, daß wir auch am folgenden Tage unterwegs waren, bevor sie sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatten, wollte ich schon sorgen. Ich war selber derartig ermüdet, daß ich mich, ohne gegessen zu haben, sobald mein Bett hergerichtet war, niederlegte und wahrscheinlich auch trotz aller Sorgen nach wenigen Minuten eingeschlafen bin. Es mochte gegen Mitternacht sein, als Pig anschlug und mich dadurch sofort auf die Beine brachte. Jedenfalls hatte er leichtere Mühe mit mir, als ich mit den Leuten, die ich selbst durch die energischsten Liebkosungen kaum zu erwecken vermochte. Irgend etwas mußte nicht richtig sein, denn Pig knurrte und lief unruhig hin und her, was er ohne triftigen Grund nicht zu thun pflegte. Plötzlich sprang er laut bellend den Pfad entlang, den wir gekommen waren, und wenige

Sekunden später sahen wir über uns im Walde den Schein einer Fackel aufleuchten; dann ertönte ein Schrei, zweifellos hatte Pig den Fackelträger in die Beine gebissen, denn wir sahen, wie dieser sein brennendes Scheit zur Abwehr um sich schwang. Die Yunnanesen riefen nun, wer da sei, und erfuhren, daß der nächtliche Wanderer aus Menuak komme, um mich für sein am Fieber erkranktes Kind um Medizin zu bitten. Nachdem er versichert hatte, keine Begleiter zu haben, wurde Pig zurückgerufen und dem Manne gestattet, ins Lager zu kommen. An eine Nachtpraxis war ich zwar noch nicht gewöhnt und wegen der Störung auch keineswegs in rosiger Stimmung, aber die Sorge des Chinesen um sein Kind, die ihn in die dunkle Nacht hinaus in mein Lager getrieben hatte, erweichte mein Herz, und es hätte wahrlich nicht noch der Ueberreichung zweier Packete feingeschnittenen chinesischen Tabaks und eines Huhnes bedurft, um mich zu bestimmen, meine Chininbüchse hervorzuholen und beim Scheine der Laterne sechs schwache Dosen dieses einzig zuverlässigen Fiebermittels in Papier zu wickeln. Überglücklich steckte der Mann, der nunmehr fest von der Genesung seines Lieblings überzeugt schien, die empfangenen Papiere in ein kleines Ledertäschchen, welches er am Gürtel trug. Nachdem er uns noch verschiedene Fragen wegen des Weges u. s. w. beantwortet hatte, zündete er seine Fackel wieder an, um davonzueilen. Moung Oo sollte seiner Aussage nach eine große Ortschaft und nur einen Tagemarsch entfernt sein, auch sollten dort seit langer Zeit mehrere Europäer leben, eine Nachricht, die mich nicht weniger freudig überraschte, als die Yunnanesen, die natürlich hofften, es würde mir gelingen, mit Hilfe dieser weißen Teufel andere Lasttiere anzuwerben, so daß ich sie von dem gefürchteten Marsche nach Tonking

entbinden könnte. Es bedurfte infolge dessen keines weiteren Antreibens meinerseits, sie in frühester Stunde auf den Marsch zu bringen, und der Waldhahn hatte noch nicht gekräht, als wir schon wieder unterwegs waren. Erklärlicherweise beschäftigte mich die Frage, was für Europäer in Moung Oo leben konnten auf das lebhafteste, und ich kam mit Fritz dahin überein, daß es französische Missionare sein müßten. Einerlei aber, was sie waren, unter allen Umständen ließ sich erwarten, daß sie uns mit Mehl und sonstigen Kleinigkeiten, die uns fehlten, würden aushelfen, vor allem aber genaue Angaben über die weiter einzuschlagende Route würden machen können.

Der Himmel war bedeckt, das Wetter schwül, und das Klettern wurde uns deswegen saurer, als dies sonst in den Frühstunden der Fall zu sein pflegte. Mit lauten Zurufen wurden die armen, unter ihren Lasten keuchenden, ausgehungerten Maultiere vorwärts getrieben und die Rastpausen so kurz wie möglich bemessen; denn es drängte uns alle, das ersehnte Ziel zu erreichen. Wir begegneten während des ganzen Tages keinem Menschen, und als wir gegen 5 Uhr einen zwischen 6000 und 7000 Fuß hohen Bergrücken überschritten hatten und auch dann noch nichts entdecken konnten, was auf die Nähe einer großen Ortschaft hindeutete, beschlossen wir, bei dem ersten aufgefundenen Wasser Lager zu beziehen. Es dauerte auch nicht lange, so fanden wir solches an einer Berglehne. Ich war gerade dabei, mich zum Bade zu entkleiden, als einige Chinesen des Weges kamen und ohne von uns auch nur die geringste Notiz zu nehmen, weiter ziehen wollten.

Durch Fritz sandte ich ihnen ein halbes Dutzend Angelhaken und veranlaßte sie dadurch, einige Augenblicke bei uns

zu rasten. Die Entfernung von Moung Oo betrug, so erklärten sie, noch einen starken Tagemarsch, sie bejahten unsere Frage, ob dort Europäer lebten und gaben die Zahl derselben auf sechs an. Durch Gesten beschrieb ich die Tracht katholischer Geistlicher, lange Gewänder und große Hüte und ihre zustimmenden Zeichen nahmen mir jeden Zweifel, daß wir in Moung Oo sechs französische Missionare finden würden.

Als sich die Leute verabschiedeten, rieten sie uns, unser Lager eine Stunde weiter östlich zu verlegen, da der von uns gewählte Platz wegen der vielen ringsum ihr Wesen treibenden Tiger berüchtigt sei; doch waren unsere Lasttiere zu ermüdet, um ein nochmaliges Aufpacken geboten erscheinen zu lassen. Dagegen unterließen wir es nicht, die Tiere dicht am Feuer anzubinden und hielten abwechselnd während der Nacht Wache; denn wir wurden bald gewahr, daß unsere Warner recht gehabt hatten und mehrere Tiger unser Lager umkreisten.

Gegen 5 Uhr aufbrechend, überwanden wir gleich anfangs eine steile Steigung, zogen dann einige Stunden auf kahlem Bergkamm entlang, von dem aus wir in der Ferne Menuak, einer Veste gleich, auf stolzer Höhe liegen sehen konnten, und gelangten, wieder bergab steigend, an das trockene steinige Bett eines Baches, dessen hohe Ufer mit üppigster Vegetation bedeckt waren. Spuren von Tigern fanden sich häufig, doch fehlte es, wie bisher überall, seit wir Chieng Hung verlassen hatten, an Anzeichen, die auf das Vorhandensein anderen größeren Wildes schließen ließen. Endlich gegen Nachmittag kamen Reisfelder in Sicht, und kurz darauf begegneten wir, seit fünf Tagen zum ersten Male wieder, einigen Schans, die uns freundlich begrüßten und uns quer über die Felder auf einen direkt nach Moung Oo führen-

den Pfad brachten. Dennoch wurde es gegen fünf Uhr, bevor wir an dem jenseitigen Ufer eines ganz respektablen Flusses, des Nam Do, die Ortschaft liegen sahen, von der wir alle so viel erwarteten. War schon der erste Eindruck ein nichts weniger als vorteilhafter, so wurde unsere Enttäuschung mit jedem Schritte ärger, und als wir schließlich den Fluß an einer seichten Stelle durchwatet hatten und vor der uns von aller Welt so großartig geschilderten und sogar auf meinen Karten angegebenen Stadt hielten, da wußten wir, daß, wenn überhaupt irgend etwas, so lediglich die Anwesenheit der Missionare hier einen längeren Aufenthalt wünschenswert erscheinen lassen konnte, denn Moung Do selbst war nichts, als ein reizlos gelegenes, jämmerliches Schandorf von etwa 60 Häusern. Sobald ich den Leuten am Fluß einen Lagerplatz angewiesen hatte, machte ich mich auf die Suche nach dem Missionsgebäude, doch zeigte sich's leider bald, daß weder ein solches vorhanden war, noch daß Missionare im Orte wohnten oder überhaupt je gewohnt hatten, sondern daß einige Europäer vor einem Jahre (vielleicht die französische Expedition unter Mr. Pavie) in der Nähe vorbeigezogen waren. Die ganze Geschichte mit den Europäern war wahrscheinlich aus Dankbarkeit für meine Hilfeleistung von dem Vater des fieberkranken Kindes erfunden und von seinen uns später begegneten Landsleuten aus purer Lust am Lügen bestätigt worden. Ebenso wie das Nichtvorhandensein der erwarteten Europäer stellte sich auch die Unmöglichkeit heraus, andere Lasttiere anzuwerben, da im Dorfe niemand solche besaß. Kein Wunder daher, daß nach all diesen Entdeckungen im Lager, anstatt eitel Freude und Festesjubel, tiefe Niedergeschlagenheit herrschte und daß wir alle, zumal wir nicht einmal einige Hühner

und Eier, sondern nur ein paar kleine grätenreiche Fische für schweres Geld von den Bewohnern hatten erstehen können, frühzeitig ohne Sang und Klang unsere Betten aufsuchten. „Unsere Betten“ dürfte freilich nicht der richtig gewählte Ausdruck sein; denn es war genau genommen nur ein Bett vorhanden, nämlich das meine. Fritz und Vadiwal besaßen jeder eine dünne Bambusmatte und eine ihnen von mir gelieferte Schlafdecke, die Yunnanesen hüllten sich in die bei Märschen im Regenwetter zur Bedeckung der Maultierlasten dienenden rauhen Filzdecken und steckten die Köpfe zum Schutze gegen den Nachttau unter die Holzsättel ihrer vierbeinigen Schutzbefohlenen.

Da die Sonne bei klarem Himmel untergegangen war, wir außerdem spät ins Lager gekommen waren, hatten wir weder Hütten gebaut, noch mein Zelt aufgestellt und schliefen wie in Abrahams Schoß, als plötzlich ein sintflutartiger Gewitterregen losbrach und uns sämtlich in wenigen Minuten bis auf den letzten Faden durchnäßte. Was irgendwie von Gepäckstücken zu retten war, wurde unter mein Bett gestellt, trotzdem ich in demselben selbst geradezu im Wasser schwamm und es sehr bald vorzog, mich mit den Leuten in den Regen zu stellen, da sich dies immer noch als angenehmer erwies als das Liegen im Wasser. Wie häufig ich in dieser abscheulichen Nacht das „Jimane pige“ der Yunnanesen hatte hören müssen, weiß ich nicht, auch machte ich ihnen unter den obwaltenden Umständen aus ihrer Schimpferei keinen Vorwurf, da ich selber mich mit dem Herrn Jupiter Pluvius in einer wenig gewählten Sprache unterhielt. Fritz holte zwar meinen Regenrock herbei, aber was nützt einem ein solcher, wenn man schon bis auf die Haut naß ist, was nützt einem in solchem Falle selbst der

Regenschirm? Ich verschmähte denn auch beides, schon um den Leuten zu zeigen, daß ich ebenso gut Nässe vertragen könnte, wie sie und tröstete mich damit, daß bisher jeder Regen einmal sein Ende gefunden hatte.

Gegen Morgen eröffneten wir mit Hilfe der Yunnanesen ein prächtiges Feuer gegen den Feind und warteten, um dasselbe hockend und Thee schlürfend, seinen Rückzug ab. Mit Sonnenaufgang zerteilten sich die Wolken, wir aber packten schleunigst unsere durchnäßten Sachen zusammen und siedelten in den im Dorfe gelegenen Tempel, einen an drei Seiten offenen, aber durch ein gutes Strohdach gegen Regen geschützten Bambusschuppen über. Leider sahen wir uns in der Erwartung, die Bewohner Moung Oos würden uns Lebensmittel zum Kaufe anbieten, getäuscht; denn man kümmerte sich überhaupt nicht um uns. Ich ging deswegen zum Dorfältesten, den ich in seinem Hause am Herde sitzend damit beschäftigt fand, kleine, zwischen gespaltene Bambusstäbe geklemmte Fische über dem Feuer zu rösten. Er erwiderte meinen Gruß, ließ mir einen Schemel ans Feuer rücken und lud mich ein, Platz zu nehmen, behandelte mich aber im allgemeinen mit der gleichen Nonchalance, mit der ein vortragender Rat im Auswärtigen Amte jeden Menschen zu behandeln pflegt, der nicht Excellenz ist. Der Brief Selona Quas schien ihn zwar zu befriedigen, aber einen Führer nach Poofang, einer auf meiner Karte verzeichneten großen Ortschaft, die nach seiner Aussage in sechs Tagemärschen von Moung Oo zu erreichen sein sollte, behauptete er nicht stellen zu können, auch habe er keine Macht, die Leute zu zwingen, uns Nahrungsmittel zu verkaufen. Ob er selber mir denn nicht Reis und einige Hühner ablassen wolle? Nein, er habe weder das eine noch das andere.

Da er sich lebhaft für mein Monocle interessierte, aber trotz aller Grimassenschneiderei vergeblich versuchte, dasselbe ins Auge zu klemmen, ließ ich von Fritz eine meiner Brillen herbeiholen und bot ihm diese für zwei fette Hühner an. Wir wurden schnell handelseinig, d. h. er nahm die Brille und versprach die Hühner. Leider ist es aber bei diesem Versprechen geblieben, denn von den Hühnern habe ich niemals etwas zu sehen bekommen. Trotzdem war die Brille nicht ganz nutzlos an den Mann gebracht worden; es dauerte kaum eine Viertelstunde, so kamen Hinz und Kunz mit Fischen, Reis, Paddy und Tabak herbei, um gegen ihre Waren Brillen einzuwechseln. Aber eine Brille, die man bis in die Schanstaaten gebracht hat, ist, selbst wenn sie nur vierzig Pfennige gekostet haben mag, ein Wertobjekt, nicht nur für den Schan, sondern auch für den reisenden Europäer, ein Wertobjekt, welches man für gewöhnlich nicht gegen einige Hühner einzutauschen, oder für ein halbes Schock Eier vor die Säue zu werfen pflegt, nein! eine Brille ist in diesem Falle ein Ding, welches man sich für Gelegenheiten aufspart, wo es gilt, sich die Gunst von Fürsten und Königen zu erwerben. Nur in der äußersten Not gab ich denn auch eine solche gegen zwei Hühner und einen Korb Mais her und führte dann Nähnadeln, Angelhaken und Schreiballons ins Gefecht. Wer jedoch glaubt, man habe nur nötig, seine Schätze auszubreiten und auf Liebhaber für dieselben zu warten, der unterschätzt die Schwierigkeit des Reisens. Man muß sich auch hier, um Käufer anzulocken, die Sache etwas kosten lassen. „Vor allem lernt die Weiber führen", das gilt im Orient ebenso wie im Occident, und wer das gelernt hat, der wird in beiden Hemisphären nie in Verlegenheit darüber sein, wo er den Hebel anzusetzen hat. Begehrlichkeit, Eifersucht, Neid

und Mißgunst zu wecken, darauf kommt es in erster Linie an. Man verteilt zu diesem Zwecke einige Nadeln und andere geringfügige Artikel, mit denen man bisher keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken konnte, an die hübschesten und daher von vornherein bei ihren Kolleginnen am meisten gehaßten Damen als Geschenke und macht dann den Koffer zu. Mit Bestimmtheit kann man darauf rechnen, daß in kürzester Zeit Fräulein B. erscheint, um eine eben solche Nadel, einen eben solchen Ring wie Fräulein A., Frau D., um für ihr Kind einen Schreiballon zu erhalten, wie man ihn Frau C. für ihren Rangen geschenkt hat, und nun haben wir gewonnenes Spiel, nun machen wir den Preis, stellen wir unsere Bedingungen, kurzum wir nutzen die günstige Lage aus und — werden Juden.

Ich hatte, bevor ich Reisender wurde, keine Ahnung davon, welche Fähigkeiten latent in mir lagen und nur darauf warteten, geweckt zu werden. Ich hatte in meiner Eigenschaft als Student, Husar und hinterpommerscher Rittergutsbesitzer keine Ahnung davon, daß ich ein vorzüglicher Kochkünstler, ein geriebener Quacksalber, durchtriebener Diplomat und geborener Schaubudenbesitzer war, ja, daß ich sogar das Zeug zu einem Hausierer besaß.

Infolge all dieser guten Eigenschaften ist es mir gelungen, auch durch sonst verschlossene Länder meinen Weg zu finden und selbst da, wo ich mit Mißtrauen empfangen wurde, als Freund oder Volksbeglücker zu scheiden.

Auch in den Weibern Moung Oos sollte ich mich nicht getäuscht haben; denn kaum hatte ich einige große Nähnadeln, Ringe, Medaillen, Angelhaken und Ballons als Köder ausgeworfen, so bissen die Fischlein von allen Seiten an. Wenn zuvor Eier gegen Silbergeld nicht zu haben

waren, wurden sie jetzt willig das Stück gegen eine Nadel, einen Angelhaken, vier Stück gegen einen Ring oder einen Ballon eingetauscht. Auch Reis und Paddy sowie etliche Hühner wurden gegen Ringe eingewechselt, und nach Verlauf einer Stunde war ich der glückliche Besitzer von sieben Hühnern, sechsundfünfzig Eiern, zwei Packeten Tabak, sowie größerer Mengen Bohnen, Reis und Paddy, so daß ich den Markt für heute schließen und gleich meinen Leuten an reichbesetzter Tafel schwelgen konnte.

Die Yunnanesen, denen von den Bewohnern wieder einmal allerhand Flöhe ins Ohr gesetzt worden waren, kamen gegen Abend und erklärten: „Bis hierher und nicht weiter". Sie wollten lieber hier verhungern, wenn ich sie verlassen wollte, als sich in Tonking von Tigern auffressen oder von Franzosen totschlagen lassen. Ich lachte sie aus, suchte sie durch Geschenke an Tabak und Eiern in bessere Laune zu bringen und eröffnete ihnen, es müsse unter allen Umständen vorwärts gehen, an eine Umkehr sei nicht mehr zu denken. Sie wollten sich indessen nicht beruhigen lassen, jammerten, rauften sich die Haare, warfen sich auf die Erde, kurzum geberdeten sich wie Besessene und heulten während der ganzen Nacht wie die Schloßhunde. Am nächsten Morgen mußten wir wieder ohne ihre Hilfe satteln und packen, aber als wir loszogen, folgten sie wie ein Paar arme Sünder die aufs Schaffot geführt werden.

Ich hätte den beiden Leuten mein aufrichtiges Mitgefühl keineswegs versagt, wenn sie sich nicht thatsächlich in jeder Weise gemein gegen mich benommen und wo immer sie Gelegenheit fanden, gegen mich intriguiert hätten. Hart war es für sie unstreitig, anstatt in ihre Heimat zurückzukehren, mit mir in ein Land zu ziehen, über welches sie die

fürchterlichsten Geschichten gehört hatten, welches ihnen ebenso fremd war, wie mir, wo sie sich mit den Eingeborenen schwer oder gar nicht verständigen konnten und nicht wußten, ob sie daselbst später mit anderen yunnanesischen Karawanen zusammentreffen würden, denen sie sich zum Rückmarsch anschließen konnten; denn ganz allein zurückzukehren, lediglich mit einer Dha bewaffnet, das würde auch ich nicht von ihnen verlangt haben. Ich setzte indessen voraus, daß auch von Tonking aus ein Karawanenverkehr nach Yunnan existiere und hoffte, sie unter dem Schutze ihrer Landsleute in ihre Heimat zurückschicken zu können. Schlimmstenfalls wollte ich ihnen aber ihre Maultiere abkaufen, sie selber mit nach Hanoi nehmen und dann zur See nach Moulmein befördern lassen, von wo aus sie im folgenden Jahre hätten nach Talifu ziehen können. Selbstverständlich würde ich sie reichlich für alle Entbehrungen entschädigt haben.

Nachdem sie sich mir jedoch in jeder Weise feindlich gegenübergestellt hatten, waren meine Sympathien für sie erloschen. Angeworben waren sie mit der ausdrücklichen Bedingung, mir zu folgen, gleichviel, wohin es ginge, falls ich an der yunnanesischen Grenze zur Umkehr gezwungen werden sollte. Ich bestand also ausschließlich auf meinem Rechte, wenn ich sie nötigte, ihr Los an das meine zu knüpfen.

Hätte sich die Möglichkeit geboten, andere Tiere und Treiber zu mieten, keinen Augenblick würde ich gezögert haben, Maizalee und Lali von ihren Verpflichtungen zu entbinden, schon aus dem Grunde, weil sie mir die Reise wesentlich erschwerten und mir mit ihrem ewigen Geschimpfe und Gemurre unausstehlich waren.

Ohne zwei solche Leute, wie Fritz und Vadiwal, von denen der erstere mir aus Anhänglichkeit und Tapferkeit

überall folgte, der letztere aus Feigheit nicht zu desertieren wagte, wäre ich verraten und verkauft gewesen. Fritz war überhaupt die Seele der Karawane, er war stets guten Mutes, immer heiter, liebenswürdig und gleichzeitig energisch, er redete den Yunnanesen freundlich zu, wenn sie sich weigerten, ihre Arbeit zu thun, half Vadiwal beim Kochen und prügelte ihn, wenn er gestohlen hatte, mir selbst war er ein Freund, Gesellschafter und Diener zugleich, und wenn ich überhaupt von einem Erfolge sprechen darf, so kann ich nicht umhin zu gestehen: Fritz verdanke ich denselben in erster Linie.

Da mir der Älteste von Moung Oo, selbst nachdem er die Brille erhalten, erklärt hatte, mir keinen Führer auch nur bis zur nächsten Ortschaft stellen zu können, hatte ich unseren bisherigen, in Siwu angeworbenen Pfadfinder aufgefordert, uns unter diesen Umständen noch einen Tag weiter zu begleiten, was zu thun er, wenn auch nicht gerade versprochen, so doch ebenso wenig abgelehnt hatte. Über Nacht schien er dagegen Furcht bekommen zu haben, denn als wir am Morgen des Aufbruchs nach ihm Umschau hielten, zeigte sich's, daß er auf und davon gegangen war und zwar — was mir herzlich leid that — unter Zurücklassung der Hälfte seines wohlverdienten Lohnes, den ich ihm, um ihn an uns zu fesseln, noch nicht ausgezahlt hatte. Da mein Kompaß einige Tage zuvor dem Hufe des Radja zum Opfer gefallen war, mußte es nun gleichzeitig ohne Führer und ohne Magnetnadel weitergehen, doch wußten wir die Namen der zwischen Moung Oo und Poofang liegenden Dörfer, und das genügte vorläufig.

Von Moung So zur Grenze Tonkings.

Ohne Bedauern schied ich von Moung So und seinen ungastlichen Bewohnern etwa um die siebente Stunde des zweiten April 1892. Ein leichter Sprühregen fiel, und das ganze Landschaftsbild ringsum erschien Grau in Grau. Es war zum Abschiednehmen just das rechte Wetter. Bis an die Knie im Schlamm versinkend, arbeiteten sich Menschen und Tiere vorerst schwerfällig durch unter Wasser gesetzte Reisfelder, bis wir einen Wald betraten und damit wieder festen Boden unter den Füßen fühlten. Nach etwa zwanzig Minuten gelangten wir an eine kleine Ansiedlung, und, was mir in Moung So nicht gelungen war, gelang mir hier, ich fand einen Führer bis zu der mir als einen Tagemarsch entfernt angegebenen Ortschaft Mo Sau oder Ban Sau. Man scheint indes in dieser Gegend die Tagemärsche kurz zu bemessen, denn wir erreichten Mo Sau, ein zwischen Waldbergen gelegenes Dörfchen von 20 Häusern, schon gegen 10 Uhr. Die wenigen Bewohner beschäftigen sich mit Reisbau und mit Salzgewinnung. Die aus der Erde heraussickernde Salzlauge wird in Brunnen gesammelt und in flachen, aus Yunnan kommenden eisernen Pfannen von etwa

fünf Fuß Durchmesser eingedampft. Das so gewonnene Salz wird dann in runden Körben von der Größe eines Kinderkopfes in Kugelform gepreßt, in Bananenblätter gewickelt und an Ort und Stelle für etwa 20 Pf. die Kugel verkauft. Kulis und Ochsenkarawanen bringen es in die Berge, wo es mit 30, 40, 50 und selbst 60 Pf. Silberwert abgegeben bezw. gegen Thee und Opium eingetauscht wird. Die Ochsen tragen hier die gleichen — aber natürlich ihrer Körperform entsprechend breiteren — Packsättel, wie unsere Maultiere.

Wir machten in Mo Sau nur wenige Stunden Rast und zogen weiter bergan, bis wir in Höhe von etwa 5000 Fuß gegen vier Uhr an einer an steilem Abhange malerisch gelegenen, Yau genannten Ansiedelung eines Bergstammes vorüberkamen. Die Männer kleiden sich in dunkelblaue Hosen und Jacken, die Weiber in bis auf die Enkel reichende blaue Hosen von — sagen wir — europäischem Schnitt und sehr lange Jacken von gleicher Farbe mit silbernen Knöpfen, dazu blaue kappenartig gewundene Kopftücher und silberne Ohrringe von plumper Arbeit. In ihrer Gesichtsbildung erinnern die Leute an die Schanchinesen, die wir in Chieng Tung kennen gelernt haben, halten Schweine, Hühner und Rinder und bauen neben Reis und Opium auch Indigo.

Sie luden uns ein, bei ihnen die Nacht zuzubringen, doch zog ich es vor, weiter zu ziehen, da sich das Wetter wirklich so anließ, als sei der Beginn der Regenzeit bereits gekommen und es daher galt, keine Zeit zu verlieren.

Wir fanden denn auch gegen Abend ein uns zusagendes Quartier in den Ruinen eines von Räubern erst kürzlich zum größten Teile niedergebrannten, jetzt gänzlich verlassenen Gehöftes mit vorzüglicher Grasweide ringsum.

Da der Himmel über Nacht seine Schleusen zu öffnen drohte, ließ ich mein Bett in einem zur Hälfte niedergebrannten Hause aufstellen, wurde aber später durch die von allen Seiten auf mich eindringenden ausgehungerten Flöhe, die wahrscheinlich seit der Zerstörung des Gehöftes kein Blut mehr gesehen hatten, dermaßen überfallen, daß ich den Rückzug antreten mußte, nachdem ich den größten Teil des mir zu Gebote stehenden Insektenpulvers wirkungslos gegen sie verschossen hatte.

Ein hübscher Gebirgsmarsch von achtzehn Meilen brachte uns nach Taipintschei, einem auf kahler Höhe gelegenen jämmerlichen Dorfe, dessen Bewohner Eisenschmiederei betreiben. Wir wurden freundlich empfangen, und da Radja schon seit geraumer Zeit barfuß ging, beschloß ich, in der Nähe des Dorfes zu nächtigen und, die günstige Gelegenheit benutzend, den Schecken wieder beschlagen zu lassen. Anfangs behaupteten die Schmiede zwar, Eisen und Nägel nicht anfertigen zu können, als ich ihnen aber schon im voraus Bezahlung verabfolgen ließ, machten sie sich ohne Verzug an die Arbeit.

In der nächsten Umgebung Taipintscheis war weder Baum noch Strauch zu sehen, so daß wir uns für die Küche mit Holzkohlen, die uns von den Dorfbewohnern zum Kauf angeboten wurden, versehen mußten. Wie überall in den Bergen, mit alleiniger Ausnahme von Menuak, zeigten sich auch hier die Bewohner, nachdem sie die erste Scheu überwunden hatten, liebenswürdiger und gastlicher, als die Leute in der Ebene. Sie sind freilich in der Regel so arm, daß sie selbst gegen die verlockendsten Tauschartikel nichts von ihren Lebensmitteln hergeben können.

Zum Abendessen überraschte mich Vadiwal mit einem

Currygericht, nachdem ich ein solches schon seit mehreren Wochen nicht mehr erhalten hatte, da, wie man mir gesagt hatte, das Currypulver längst verbraucht sein sollte. Auf Befragen, woher er so plötzlich neues Pulver erhalten habe, erfuhr ich von Vadiwal, es sei im Frühstückskorbe noch ein kleiner Rest gefunden worden, der zu etwa drei Mahlzeiten ausreiche.

Ein scharfes Currygericht gehört in den Tropen zu meinen Lieblingsspeisen, und schmunzelnd führte ich daher den ersten Löffel zum Munde (Currygerichte werden nämlich mit Löffel und Gabel gegessen, und sich beim Curry, selbst wenn derselbe Fleischstückchen oder Geflügelbeine enthält, eines Messers zu bedienen, wäre ein ebensolcher Verstoß gegen die Tischregeln, wie etwa bei uns die Anwendung eines Messers zum Zerkleinern von Kartoffeln oder Klößen). Im nächsten Augenblick legte ich jedoch Löffel und Gabel wieder aus der Hand. Merkwürdig der Curry schmeckte so ganz anders wie sonst, er hatte gar keine Schärfe und dabei einen unverkennbaren Beigeschmack nach Kamillen. Sollte sich das Pulver infolge schlechten Verschlusses so verändert haben? Zweifellos war es verdorben, verschimmelt oder sonstwie unbrauchbar geworden. Ich rief Vadiwal, der stets, wenn ich ihn citierte, ein böses Gewissen hatte und in möglichst großer Entfernung von meinem Handgelenk antrat.

„What's the matter with this curry?"

„I not know Sir, curry very good Sir, I very good cook Sir, you my father and my mother Sir."

Ich muß gestehen, daß ich mich in dem Momente weder Vater noch Mutter fühlte, sondern Vadiwal in wenig liebenswürdiger Weise befahl, mir den Rest des aufgefundenen Pulvers zu zeigen. Wenige Minuten später erblickte ich

schaudernd vor mir auf dem Tische ein kleines, mir nur zu wohl bekanntes Fläschchen.

Herr Du meine Güte? Das ist ja mein Insektenpulver, und das hat der Mensch, dieser Vadiwal, benutzt, um mir ein Currygericht zu machen!

Fritz wurde nun vernommen, und es stellte sich heraus, daß er das Fläschchen am Morgen erst gefunden hatte, nachdem der Koffer, in dem ich es aufzubewahren pflegte, bereits geschlossen war. Er hatte es in der Eile in den Frühstückskorb gelegt und Vadiwal es in seiner Dummheit für Currypulver, dem es allerdings zum Verwechseln ähnlich sieht, gehalten. Da die indischen Köche nie die Speisen, die sie für ihren Herrn bereiten, kosten, so hatte er seinen Irrtum selbst während des Kochens nicht bemerkt, und vielleicht würde ich das Gericht auch ruhig als schlechten Curry gegessen haben, wäre ich — Engländer gewesen. Ich hätte in diesem Falle Worcestersauce darüber gegossen, und alles wäre gut gewesen. Leider besitze ich aber ungleich empfindsamere Geschmacksnerven, als die Söhne Albions, kam infolge dessen über den ersten Löffel nicht hinaus und überließ den Rest meinem Freunde Vadiwal, der ihn mit Salz, rotem Pfeffer u. s. w. würzte und mit Behagen verspeiste, derweil ich mich mit zwei hartgekochten Eiern zufrieden geben mußte.

Am folgenden Morgen standen wir gerade marschfertig, als der Schmied, der auf meinen Wunsch gestern vier Eisen für Radja angefertigt hatte, mit einigen runden Tafeln gepreßten Rohrzuckers und einer kleinen Flasche Schamschu (Reisschnaps) an mich herantrat, mir beides als Geschenk überreichte und als Gegengeschenk Fiebermedizin von mir erbat. Daraufhin erteilte ich den Yunnanesen Befehl, das Maultier, auf dem sich mein Stahlkoffer befand, wieder zu

entlasten, da ich aus dem Koffer die verlangte Medizin herausnehmen wolle. Anstatt aber meinen Befehl auszuführen, trieben sie, laut schimpfend, die Maultiere vorwärts, worauf ich nachspringend den Maizalee beim Kragen packte und ihm, wenn auch nicht gerade in der beliebten Walzermelodie, so doch in eindringlicher Weise das: „Er soll dein Herr sein" in die Ohren blies.

Ich glaube, man wird im allgemeinen aus den vorstehenden Schilderungen meiner Erlebnisse den Eindruck gewonnen haben, daß ich nicht nur langmütig bin, sondern sogar über eine hier und da geradezu ans Idiotenhafte streifende Geduld verfüge. Alles aber hat sein Maß, und wenn tausend Tropfen nicht ausreichen, ein Glas zu füllen, ein einziger genügt schließlich, es zum Überlaufen zu bringen. So war es auch hier, der letzte Tropfen war gefallen, und als mein Yunnanese nun nicht ungesäumt Anstalten machte, mir zu gehorchen, da zeigte ich ihm, daß ich auch das Zeug dazu hatte, mich einmal erlköniglich zu benehmen. „Und folgst du nicht willig, so brauch ich Gewalt!" Damit kam der lange zurückgehaltene furor teutonicus endlich zum Ausbruch, und klipp, klapp sauste meine Reitpeitsche nicht nur auf Maizalees breiten Rücken, sondern auch auf seinen Schädel nieder, der so dick war, daß man, glaube ich, selbst die chinesische Mauer mit ihm hätte einrennen können. Kaum war der also Behandelte jedoch wieder einigermaßen zur Besinnung gekommen, als er wutschäumend, seine Dha aus der Scheide ziehend, auf mich losstürzte und mir zweifellos den Kopf oder Gott weiß was gespalten haben würde, wenn nicht im nächsten Augenblick Fritz ihm wie ein Panther an der Kehle gesessen und ihn zu Fall gebracht. Nachdem wir ihm mit vereinten Kräften die Waffe entrissen hatten, zerbrach ich

dieselbe, ließ mir von Badiwal, der sich immer sehr für Prügeleien interessierte, wenn er nicht passiv dabei beteiligt war, einen Stock holen und gravierte dem feisten Yunnanesen das suprema lex mea voluntas in Keilschrift auf seine chinesischen vier Buchstaben, so lange ich überhaupt nur fähig war, den Arm zu bewegen. Nach beendeter Exekution rannte der Gezüchtete heulend davon ins Dorf. Lali aber, der sich während der ganzen Scene teilnahmslos verhalten hatte und wenig Lust zu verspüren schien, gleiche Erfahrungen wie sein Kamerad zu machen, nahm nunmehr mit Fritzens Hilfe die gewünschte Last herunter, worauf ich dem zitternd und bebend dastehenden Schmied das gewünschte Chinin verabfolgte. Als wir dann wieder aufgepackt hatten, zogen wir ohne Maizalee von dannen, und ich dachte schon, wir würden fortab zu vieren unsere Reise fortzusetzen haben, als er nach ungefähr einer Stunde hinterher gehumpelt kam und — für die Zukunft gebändigt war, insofern wenigstens, als er nicht wieder den Versuch machte, sich meinen Befehlen offen zu widersetzen. Hinter meinem Rücken freilich suchte er nach wie vor zu intriguieren, und hätte er mich irgend jemandem ohne Gefahr für sich selber ans Messer liefern können, ich bin überzeugt, er würde es mit Wonne gethan haben.

Ende des ersten Bandes.

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Berlin W. — Schöneberg.

In den bisher erschienenen XXI Abteilungen gelangten nachstehende Werke zur Versendung:

Abteilung I

Bodenstedt, Fr. v., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

***Löher, Franz v.**, Kampf um Paderborn 1597—1604.

***Osenbrüggen, E.**, Die Schweizer-Daheim und in der Fremde.

***Reitlinger, Edm.**, Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze.

***Schmidt, Adolf**, Historische Epochen und Katastrophen.

***Sybel, H. v.**, Vorträge und Aufsätze.

Abteilung II

***Auerbach, Berthold**, Tausend Gedanken des Collaborators.

***Bodenstedt, Fr. v.**, Shakespeares Frauencharaktere.

***Frenzel, Karl**, Renaissance- und Rococo-Studien.

***Gutzkow, Carl**, Rückblicke auf mein Leben.

***Heyse, Paul**, Giuseppe Giusti, Gedichte.

***Hoyns, Georg**, Die alte Welt.

***Richter, H. M.**, Geistesströmungen.

Abteilung III

Bodenstedt, Fr. v., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

Büchner, Ludwig, Aus dem Geistesleben der Tiere.

***Goldbaum W.**, Entlegene Culturen.

***Lindau, Paul**, Alfred de Musset.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Reclam, C., Lebensregeln für die gebildeten Stände.

***Vambéry, Hermann**, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Abteilung IV

***Dingelstedt, Franz**, Litterarisches Bilderbuch.

Büchner, Ludwig, Liebesleben in der Tierwelt.

Lazarus, M, Ideale Fragen.

***Lenz, Oscar**, Skizzen aus Westafrika.

***Strodtmann, Ad.**, Lessing. Ein Lebensbild.

***Vogel, H. W.**, Lichtbilder nach der Natur.

***Woltmann, Alfred**, Aus vier Jahrhunderten niederländisch - deutscher Kunstgeschichte.

Abteilung V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Teil.)

Cassel, Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

***Werner, Reinhold**, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

***Lauser, W.**, Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Abteilung VI

***Lorm, Hieronymus**, Der Abend zu Hause.

***Schmidt, Max**, Der Leonhardsritt. Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

***Genée, Rudolf**, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

***Kreyssig, Friedrich**, Litterarische Studien und Charakteristiken.

Abteilung VII

***Weber, M. M., Freiherr von,** Vom rollenden Flügelrade.

***Ompteda, Ludwig, Freiherr von,** Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

***Das moderne Ungarn.** Herausgegeben von Ambros Neményi.

Abteilung VIII

Ehrlich, H., Lebenskunst und Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Teil.)

***Reuleaux, F.,** Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

Klein, Hermann, J., Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Abteilung IX

Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekr. Werk.)

***Gottschall, Rud. v.,** Litterarische Totenklänge u. Lebensfragen.

Abteilung X

***Preyer, W.,** Aus Natur- u. Menschenleben.

***Jähns, Max,** Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

***Lotheissen, Ferdinand,** Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen.

Abteilung XI

***Gneist, Rudolf v.,** Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güssfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahr. 1859—1885.

***Meyer, M. Wilhelm,** Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

***Brugsch, H.,** Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Abteilung XII

***Meyer, Jürgen Bona,** Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

***Herrmann, Emanuel,** Cultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirtschaft.

***Büchner, Ludwig,** Thatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Teil.)

Abteilung XIII

Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von. Erinnerungen.

***Meyer, M. Wilh.,** Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

***Bodenstedt, Friedrich v.,** Erinnerungen aus meinem Leben. I. Band.

Abteilung XIV

***Falke, Jacob von,** Aus dem weiten Reiche der Kunst.

***Herrmann, Emanuel,** Sein und Werden in Raum und Zeit.

***Henne am Rhyn, O.,** Kulturgeschichtliche Skizzen.

***Preyer, W.,** Biologische Zeitfragen.

Abteilung XV

Hanslick, Ed., Musikalisches und Litterarisches. (Der „Modernen Oper“ V. Teil.)

***Bodenstedt, Fr. v.**, Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

***Hellwald, Fr. von**, Die Welt der Slawen.

***Spielhagen, Fr.**, Aus meiner Studienmappe.

Abteilung XVI

Büchner, Ludwig, Das goldene Zeitalter.

Brugsch, H., Steininschrift und Bibelwort.

Meyer, M. Wilh., Mussestunden eines Naturfreundes.

Sterne, Carus, Natur und Kunst.

Abteilung XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers.

Henne am Rhyn, O., Die Frau in der Kultur-Geschichte.

Gottschall, Rud. v., Studien zur neuen deutschen Litteratur.

Falke, Jacob v., Geschichte des Geschmacks.

Abteilung XVIII

Werner, Reinhold, Auf fernen Meeren und Daheim.

Ullrich, Titus, Reisestudien.

Jähns, Max, Über Krieg, Frieden und Kultur.

Diercks, G., Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.

Abteilung XIX

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. I. Band.

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. II. Band.

Brugsch, H., Mein Leben und mein Wandern.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. I. Band.

Abteilung XX

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. I. Band.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. II. Band.

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. II. Band.

Fitzner, Rud., Die Regentschaft Tunis.

Abteilung XXI

Falke, Jacob von, Aus alter und neuer Zeit.

Frenzel, Karl, Rokoko, Büsten und Bilder.

Ehrlich, H., Modernes Musikleben.

Wegener, Georg, Herbsttage in Andalusien.

Abteilung XXII

Hanslick, Ed., Fünf Jahre Musik. (Der „Modernen Oper“ VII. Teil.)

Dove, Karl, Südwest-Afrika.

Herrmann, E., Das Geheimnis der Macht.

Ehlers, Otto E., Im Osten Asiens.

Bezugs-Erleichterung.

Damit die verehrlichen Mitglieder, welche dem Verein neu beitreten, Gelegenheit haben, sich aus den früher erschienenen Abteilungen die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Ladenpreise von 6—8 Mark** für den Band beschaffen zu können, haben wir bei einer **Auswahl** aus den mit einem * bezeichneten Bänden zur Erleichterung des Bezuges eine bedeutende Preisermässigung eintreten lassen, und zwar in der Weise, dass nach freier Wahl

10 Bände	anstatt 60— 80 *M.*	jetzt 35 *M.* kosten.	30 Bände	anstatt 180—240 *M.*	jetzt 95 *M.* kosten.
15 „	„ 90—120 „	„ 50 „ „	35 „	„ 210—280 „	„ 110 „ „
20 „	„ 120—160 „	„ 65 „ „	40 „	„ 240—320 „	„ 125 „ „
25 „	„ 150—200 „	„ 80 „ „			

Karte zu Ehlers: Im Sattel durch Indo-China.



Ehlers, Otto Ehrenfried,

Im Sattel durch Indo-China

Bd.: 1

1896